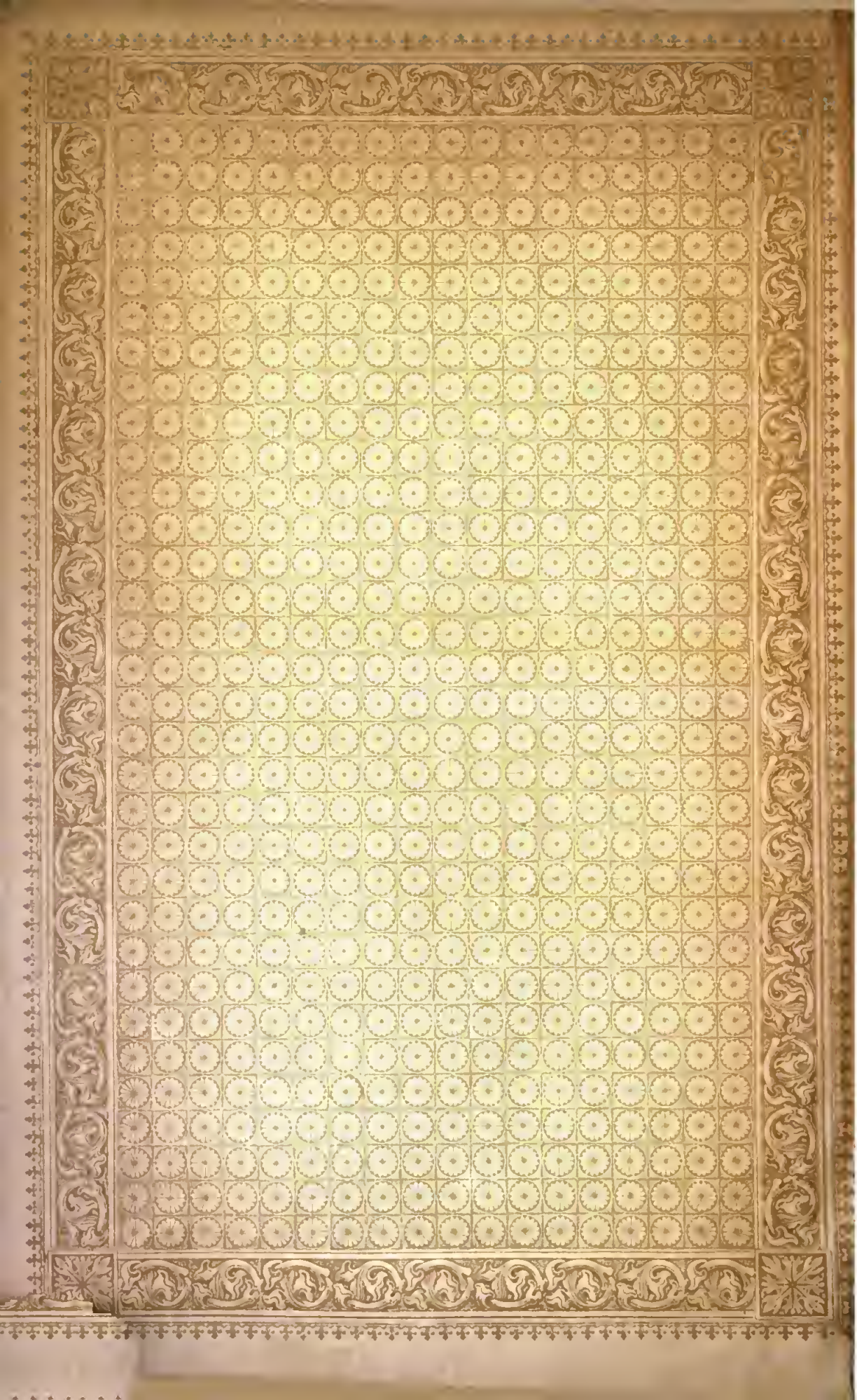
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08222933 1

DER BIBLIOTHEK



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275374A
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Verwehte Spuren. Kriminalroman von Paul Henkes (Fortsetzung) 5

Der Perlentaucher von Espiritu Santo. Novelle von Emil Muschik 99

Orbassan, der Vertraute. Erzählung von Felix Lilla 141

Die englischen Gewerkvereine. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Von Ernst Hellmuth 160

Humoristische Streifzüge. Von Richard March. VI. Kanonenräusche 170

Die Salzseen an der Wolga. Bilder aus dem südlichen Rußland. Von Hermann Roskoschny . . 179

Das Fenster in der Geschichte und im Gesetz. Kulturhistorische Skizze von Eugen Schmitt. . . 189

Die Fuchsie. Ein Kapitel für Blumenfreunde. Von L. Haschert 198

Mannigfaltiges:

Hanauisch-Westindien 208

Die Kinder der Belagerung 214

Oberst Lumpus 219

Kindertransportschiffe 220

Das Schuldenbezahlen ꝛc. 222

Wie die „Schönheitspflästerchen" verschwanden . 225

„Grogs" ꝛc. 226

Pflegeeltern unter den Thieren 227

Ein Politikus 231

Tänze im Mittelalter 231

Das Gefühl der Taubstummen 232

Das sonderbarste und umfangreichste Buch ꝛc. . . 235

Ein rettender Traum 236

Ueberrock-Erkältungen 238

Tirolerinnen 239

Die Schirmpalme ꝛc. 239

Beethoven und Napoleon 239

Schnell geschriebene Grammatik 240

Die Mittwochsgesellschaft 240

Verwehte Spuren.

Kriminalroman

von

Paul Henkes.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Draußen herrschte noch immer die gleiche, unfreundliche Witterung.. Die Nacht hatte sich vollends auf die Erde herabgesenkt, nur ab und zu zerriß der Wolkenschleier und dann lugte der Mond sekundenlang auf die Landschaft hernieder und überzog diese mit silbernem Lichte.

Eilends ging Hugo v. Engler nach der Stadt zurück.

Er hatte es nicht wahrgenommen, daß unmittelbar nach seinem Heraustreten aus dem Gartenportal der Villa sich von einem der davorstehenden Bäume ein dunkler Schatten losgelöst hatte, der ihm nun in einiger Entfernung folgte. Als Hugo die noch immer stark belebte Kaiserstraße erreicht hatte, in welcher er wohnte, hielt sich der Verfolger sogar dicht hinter dem Baron.

Als dieser dann in dem Hause Numero 37 der Kaiserstraße verschwand, schritt der Kommissär Grösser über den Straßendamm nach der gegenüberliegenden Häuserreihe und blieb dort in einer, durch ein zurückweichendes Hausthor gebildeten Nische unbemerkt stehen.

Etwa eine Viertelstunde später verließ Hugo, in einen dunklen Mantel gehüllt, das Haus wieder und verfolgte eilig die Straße in der Richtung nach der inneren Stadt.

Der Polizeikommiſſär folgte abermals dem haſtig Vorwärtsſtrebenden, ohne von ihm wahrgenommen zu werden.

Nach etwa einviertelſtündigem, ſcharfem Gange, als eben die Kirchthurmglocke halb elf Uhr verkündete, bog Hugo in die Linkſtraße ein.

Am erſten Laternenpfahle ſtand wartend ein Mann in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht, gemüthlich eine Cigarre rauchend.

Als der junge Baron achtlos an ihm vorübereilte, drehte er ſich wie zufällig um und ſchaute ihm anſcheinend neugierig in's Geſicht. Indeſſen ſchien der Vorübereilende ſein beſonderes Intereſſe nicht wachgerufen zu haben, denn er ſchmauchte vor wie nach ſeine Cigarre und blieb unbewegt neben dem Laternenpfahle ſtehen.

Hugo v. Engler aber eilte quer über die Straße und verſchwand gleich darauf in der offenſtehenden Hausthüre des Trödlers Schimmel.

In demſelben Augenblicke trat der Kommiſſär an den Wartenden bei dem Laternenpfahle heran. „Iſt der Trödler zu Hauſe, Pohl?“ fragte er, anſcheinend dieſen um Feuer erſuchend.

„Jawohl,“ berichtete der Angeredete. „Wenn ich mich nicht irre, Herr Kommiſſär, ſo begab ſich ſoeben der Baron v. Engler in das Haus des Trödlers.“

„Ganz recht. Behalten Sie dieſen Poſten inne. Ich werde ebenfalls in der Nähe bleiben. Sollte ich zufällig abweſend ſein und der Baron wieder heraustreten, dann folgen Sie ihm unauffällig und berichten mir genau, wohin er ſich begibt.“

„Jawohl, Herr Kommiſſär.“

Vorübergehende hätten es ſicherlich nicht geahnt, daß hier ein höherer Polizeibeamter mit ſeinem Untergebenen ſprach, ſo anſcheinend gleichgiltig und jede dienſtliche Haltung vermeidend, ſtanden ſich die Beiden gegenüber.

Der Kommissär lüftete, wie für eine empfangene Gefälligkeit dankend, leicht den Hut und ging nun ebenfalls über den Straßendamm.

Als er dessen Mitte erreicht hatte, hörte er, wie von innen das Hausthor abgeschlossen wurde. Ein schmaler Lichtstreif fiel dabei unten durch eine Ritze bis auf das Straßenpflaster, der sich indessen gleich wieder verlor.

Als der Kommissär an dem Hause vorüberkam, lag dieses völlig im Dunkeln da. Die Ladenthür und das Schaufenster, welche die ganze Front des Erdgeschosses einnahmen, waren sorgsam verwahrt. Kein Lichtstrahl konnte durch sie von innen heraus auf die Straße dringen.

Der Kommissär schritt weiter, aber nur bis zur nächsten Ecke, dann wendete er sich und ging auf die andere Straßenseite hinüber.

Er nahm hinter einem Mauervorsprunge, der ihm freien Ausblick nach der Thür des Trödlers gestattete, Aufstellung.

Stunde um Stunde verfloß.

Eintönig durchheulte der Herbstwind die immer stiller werdende Straße.

Sowohl der Mann bei der Laterne wie Grösser auf der anderen Seite blieben unbewegt auf ihren Posten.

Endlich verließ der Kommissär seinen Standort, um die halberstarrten Glieder wieder etwas zu regen. Er schritt in der Linkstraße einige Male auf und nieder, ohne die Hausthür des Trödlers aus den Augen zu verlieren.

Wieder verstrich Stunde um Stunde.

Eben hatte es dreiviertel vier Uhr Morgens von der nahen Kirchthurmuhr geschlagen, der Kommissär hatte seinen früheren Standort wieder eingenommen, da wurde ein schwaches Geräusch vernehmbar.

Mit einem jähen Ruck wurde ein Thürschloß aufgeschlossen, die Hausthür des Trödlers öffnete sich, eilfertig trat Hugo v. Engler auf die Straße hinaus.

Er mußte es sehr eilig haben, denn er zog nicht einmal die Thür hinter sich in's Schloß; diese, durch ihr eigenes Schwergewicht getrieben, fiel mit leisem Anprall gegen das Schloß zurück, und blieb dann spaltbreit offen stehen.

Hugo eilte denselben Weg zurück, den er am Abend vorher gekommen war.

Der Mann an der Laterne war plötzlich wie verschwunden, wenigstens nahm der junge Baron, obwohl er hart an dem in dem Thorweg stehenden Kriminalbeamten vorüberschritt, diesen nicht wahr.

Kaum war der offenbar heimwärts Strebende um die Straßenecke gebogen, da kam auch der Kommissär schon eilfertig herbei.

Er gewahrte den im Thorbogen verborgen Stehenden, der nun auch hervortrat.

„Bleiben Sie hier, Pohl," befahl Gröſſer im Vorübergehen. „Es interessirt mich zu wissen, wann das Hausthor zugeschlossen wird. Schimmel ist doch sonst ein vorsichtiger Mann; es wundert mich, daß es bis jetzt noch nicht geschehen ist."

Damit eilte er auch schon weiter und bog im nächsten Augenblicke ebenfalls um die Ecke, den unabläſſig vorwärts Strebenden scharf im Auge behaltend.

16.

Noch um die zehnte Morgenstunde des anderen Tages lagerte dichter, weißlicher Oktobernebel auf den Straßen der Stadt, nur ab und zu durch einen kalten Windstoß, der seit der vergangenen Nacht nichts an Heftigkeit eingebüßt hatte, zertheilt. Die wenigen Passanten beeilten sich, rasch die schützenden Häuser wieder aufzusuchen.

Nur vor dem Justizgebäude hatte sich, unbekümmert

um die naßkalte Witterung, schon vom frühen Morgen an ein dichter Haufe Neugieriger angesammelt, der unausgesetzt das Einlaßportal, durch welches der Zugang nach dem Schwurgerichtssaale führte, belagert hielt. Es war nicht das gewöhnliche Publikum, welches sich bei dergleichen Anlässen zusammenzufinden pflegt, sondern die Spitzen der Gesellschaft schienen sich vor der Pforte des Gerichtsgebäudes heute ein Stelldichein gegeben zu haben.

Wenige Minuten nach der Eröffnung des Saales war der Zuhörerraum schon derart überfüllt, daß die Saalthüren geschlossen werden mußten.

Rudolph war schon um acht Uhr Morgens zu seinem Klienten gegangen, um diesem Muth für die bevorstehenden schweren Stunden zuzusprechen. Er hatte Beck ziemlich gefaßt und entschlossen gefunden, während er selbst nur schwer seiner niedergedrückten Stimmung Herr werden konnte.

Als Rudolph das Gefängniß wieder verlassen hatte, traf er in dem geräumigen Säulenportale mit dem Polizeikommissär Grösser zusammen, der ebenfalls in dem Prozesse wider Beck als Zeuge vorgeladen war.

Kaum wurde derselbe Rudolph's ansichtig, als er auch schon hastig auf denselben zueilte. „Ich suche Sie schon eine halbe Stunde hindurch vergeblich im ganzen Gerichtsgebäude," meinte er in flüsterndem Tone, Rudolph ein wenig abseits hinter eine Säule ziehend. „Ich erlaubte mir schon heute Morgen bei Ihnen vorzusprechen, erhielt aber die Mittheilung, daß Sie bereits das Haus verlassen hätten."

„Ist etwas Neues vorgefallen?" fragte Rudolph, erwartungsvoll und beunruhigt den Kommissär anblickend.

Dieser nickte eifrig mit dem Kopfe. „Ich bin mir eigentlich bis zum jetzigen Augenblicke noch nicht ganz klar darüber," versetzte er, „aber die Sache kann jedenfalls derart unberechenbare Folge haben, daß —"

„Ich bitte Sie, reden Sie," drängte Rudolph ungeduldig. „Es handelt sich doch sicherlich um den Trödler Schimmel?"

„Ganz recht. Ich wollte Ihnen nur den Namen des unbekannten Adressaten mittheilen, aber ich bitte Sie, erschrecken Sie nicht."

„Was soll das heißen?" entgegnete Rudolph, während ein nervöses Zucken um seine Lippen erschien. „Es handelt sich doch nicht gar um —"

Der Polizeikommissär nickte ernst mit dem Kopfe. „Der unbekannte Adressat heißt Baron Hugo v. Engler!"

Rudolph wurde todtenbleich im Gesicht. Seine Züge verkündeten die in ihm gährende, furchtbare Erregung. „So ist also der Verdacht in meinem Herzen doch nur zu wohl begründet gewesen!" rief er lauter, als er selbst wollte. „Kann es denn nur möglich sein?"

„Ich suchte immer noch nach Entschuldigungsgründen," versetzte der Kommissär, „denn schon Ihretwegen, Herr Doktor, sind mir die Schlußfolgerungen, die Sie selbst eben gezogen haben, peinlich genug gewesen. Aber es tritt noch ein anderer Umstand hinzu, den ich Ihnen ebenfalls nicht verschweigen darf."

Der Kommissär zog den Erblassenden ein wenig beiseite, da er wahrgenommen hatte, daß einige der in der Säulenhalle umherstehenden Personen aufmerksam geworden waren.

„Der Baron ist nicht nur der gesuchte Adressat der bewußten Chiffrebriefe, sondern er befand sich auch seit gestern Abend halb elf bis heute Früh dreiviertel vier Uhr in der Schimmel'schen Wohnung, dann verließ er das Haus in ersichtlicher Eile. Ich wunderte mich noch, daß der sonst so vorsichtige Trödler die Hausthür nicht wieder hinter ihm abschloß, sondern daß die Thür von da ab offenstehen blieb."

Rudolph athmete ſchwer auf. „Dann freilich iſt auch das letzte Bindeglied zur Stelle geſchafft,“ murmelte er gepreßt. „Meine arme Schweſter, wie wird ſie es ertragen, von ſolch' einem Elenden betrogen worden zu ſein! — Aber was ſtehe ich müßig hier,“ unterbrach er ſich gleich darauf. „Meine Pflicht zwingt mich, ſofort zu dem Gerichtspräſidenten zu eilen und ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen!“

Aber der Kommiſſär faßte ihn beim Arme. „Laſſen Sie das, Herr Doktor,“ meinte er. „Sowohl Ihr zukünftiger Schwager, als auch der Trödler werden als Zeugen zur Stelle ſein. Es bleibt Ihnen unbenommen, dieſelben im Verhör zur Rede zu ſtellen.“

„Aber ich darf im Intereſſe meines Klienten nicht ſchweigen,“ fuhr Rudolph auf.

„Ich bitte Sie, werden Sie ruhig und kaltblütig,“ ermahnte Gröſſer den jungen Rechtsanwalt. „Verderben wir uns nicht noch im letzten Augenblicke durch irgend eine Unklugheit den ganzen Schlachtplan. Die Beweiſe, welche bis jetzt gegen den Baron v. Engler vorliegen, würden uns nur zu leicht wie Waſſer unter den Händen zerrinnen; bedenken Sie: was liegt eigentlich gegen Ihren zukünftigen Schwager vor? Aus mancherlei Anzeichen glauben wir ſchließen zu dürfen, daß nicht Alles richtig mit ihm iſt. Sein Chiffrebriefverkehr mit dem Trödler, ſein heimlicher nächtlicher Beſuch bei dieſem wirken ja verdächtig, aber wir können dieſe Thatſachen noch in keinerlei Zuſammenhang mit der Beck'ſchen Angelegenheit bringen.“

„Doch, doch, der unbekannte Aufgeber des Werthpackets und mein Schwager —“

„Sind unſerer Meinung nach ein und dieſelbe Perſon,“ fiel der Kommiſſär ein. „Aber daraus folgert noch nicht die Wahrſcheinlichkeit, daß auch andere Perſonen uns dies ohne Weiteres glauben werden.“

„Aber ich kann doch nicht zugeben, daß man in die Verhandlung gegen meinen Klienten eintritt, während mir der Name des eigentlichen Mörders auf den Lippen schwebt," stammelte Rudolph.

„Bester Herr Doktor, ich begreife Ihre Erregung, aber ich kann sie nicht billigen," meinte der Kommissär wieder. „Es sind nur Vermuthungen, die wir Beide nähren, Annahmen, die uns noch zu keinem bestimmten Vorgehen berechtigen. Ich bitte Sie, lassen Sie uns vorsichtig handeln und vor allen Dingen nichts überstürzen. Sie haben vollauf Gelegenheit, im Kreuzverhör dem Gerichtshofe und den Geschworenen reinen Wein einzuschenken, der Zufall spielt oft wunderbar, die Bestürzung, in welche Ihr zukünftiger Schwager gerathen muß, wenn Sie ihm seinen nächtlichen Besuch bei dem Trödler vorhalten, kann für uns die besten Früchte zeitigen."

Rudolph schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht daran," murmelte er, „wir haben es mit einem zu hartgesottenen Verbrecher zu thun. Wenn Sie wüßten, mit welch' einer seltenen Verstellungskunst dieser Mensch begabt ist!"

„Selbst auf die Gefahr hin, Ihren Klienten heute verurtheilen zu lassen, dürfen wir nichts unternehmen," unterbrach ihn der Kommissär in entschiedenem Tone. „Ein Urtheil kann immer wieder aufgehoben, aber eine unverzeihliche Dummheit nie wieder gut gemacht werden. Ich sage Ihnen nochmals, wir haben es mit einem schlauen Fuchs zu thun, darum Vorsicht!"

Rudolph sann einen Augenblick nach. „Wie wäre es, wenn ich ihm den Verdacht auf den Kopf zusagte?" versetzte er alsdann. „Der Baron wäre dann wenigstens genöthigt, sein Alibi in der Mordnacht nachzuweisen, das kann er aber offenbar nicht."

Der Kommissär lächelte. „Glauben Sie das ja nicht, Verehrtester," meinte er. „Ich habe Alles schon aus langer

Hand erwogen und in's Werk zu setzen versucht. Ihr Schwager wohnt bekanntlich bei der verwittweten Frau Magistratssekretär Godesberger zur Miethe. Unter einem unverdächtigen Vorwande gelang es mir, die Dame auszuholen. Es war mir darum zu thun, den Alibibeweis des Barons von vornherein zu unterbinden. Aber die Auskunft, die ich von der alten Dame erhielt, war niederschlagend. Sie erinnerte sich ganz deutlich, daß ihr Miether in der Mordnacht zu Hause gewesen ist. Sie hat mit demselben sogar während der Nacht gesprochen, zwar erst zu einer Stunde, in welcher der Mord bereits geschehen war —"

„Wie wäre das möglich?" frug Rudolph erstaunt.

„Einfach genug," fuhr Gröſſer fort. „Der schlaue Fuchs war vermuthlich eben erst von seinem nächtlichen Mordausfluge heimgekehrt. Er heuchelte Krankheit, wollte von einer heftigen Kopfneuralgie befallen sein und klagte der von ihm herbeigerufenen Wirthin, daß er sich schon durch Stunden im Bette schlaflos umherwälze. Dann ließ er sich von der Theilnahmsvollen, die darauf schwört, daß ihr Miether wirklich krank die ganze Nacht im Hause zugebracht habe, allerhand Hausmittelchen verabfolgen. Aber das nur nebenbei," unterbrach sich der Kommissär. „Ich wollte damit nur beweisen, daß ich bereits an Alles gedacht habe. Hätten meine Nachforschungen bisher nicht ein solch' negatives Resultat gehabt, dann würde ich meinen Vorgesetzten bereits pflichtgemäß Anzeige erstattet haben. So aber heißt es vor wie nach abwarten, bis der günstige Moment gekommen ist!"

Rudolph hatte die Stirn gerunzelt. „Ich muß Ihnen Recht geben," meinte er nach einer Weile mit gepreßter Stimme. „Läßt sich denn gar nichts mehr unternehmen, das uns rasch Klarheit schaffen könnte?"

Der Kommissär sann einen Augenblick nach. „Ich

begreife freilich Ihre fatale Situation, aber wir dürfen unter keinen Umständen eine Unvorsichtigkeit begehen. Ich will sehen, was sich thun läßt und mir die Erlaubniß zu verschaffen suchen, kurzer Hand eine Haussuchung bei dem Trödler Schimmel veranstalten zu dürfen, das wäre aber auch Alles!"

Der Zeiger der großen Uhr, welche sich im Vestibül des Justizgebäudes befand, deutete eben auf Schlag zehn Uhr Vormittags.

Um diese Stunde sollte die wider Beck angesetzte Verhandlung beginnen.

Beide Herren stiegen gemeinschaftlich die breite Treppe zum Verhandlungssaale empor, vor dessen Thür sie sich trennten.

Rudolph eilte hastig in das Anwaltszimmer, um sich dort mit Robe und Barett zu bekleiden, während der Kommissär sich sofort in den Verhandlungssaal begab.

Als Rudolph dann den Schwurgerichtssaal ebenfalls betrat, wurde gerade Beck in denselben geführt. Die Aufmerksamkeit der Kopf an Kopf gedrängt sitzenden Zuhörer war eine getheilte. Bald musterten sie die durch die lange Gefängnißhaft niedergebeugte, hohlwangige Gestalt des Angeklagten, bald die schlanke, hochgewachsene Erscheinung des jungen Vertheidigers.

Ein vielstimmiges Murmeln ging durch den Saal, als man wahrnahm, daß Rudolph auf den bereits in der Anklagebank stehenden Gefangenen zuschritt und herzlich dessen Hand drückte.

Gleich darauf aber lagerte sich eine tiefe Stille über dem weiten Saale.

Der Gerichtshof war eingetreten, und unter lautloser Stille des Publikums begann die Verhandlung.

Zuerst wurden, nachdem der Präsident ein strengblickender Herr in vorgerückten Jahren, die Sitzung für

eröffnet erklärt hatte, die Geschworenen ausgeloost. Sowohl der Staatsanwalt, der zu den gefürchtetsten beim Landgericht zählte, als auch Rudolph machten von ihrem Ablehnungsrechte häufigen Gebrauch.

Endlich war die Geschworenenbank gefüllt und der Präsident begann mit dem Aufruf der Zeugen.

Ihre Anzahl war keine große. Außer der Dienerschaft der Ermordeten nur noch der Kreisphysikus, ein amtlicher Schriftvergleicher, Schlossermeister Walter, der Provisor der Marienapotheke, Hedwig Beck und einige nebensächliche, sowohl von der Staatsanwaltschaft wie von der Vertheidigung vorgeschlagene Zeugen; auch waren der Untersuchungsrichter Alberti und Kommissär Grösser zugegen. Nur der Trödler Schimmel und Hugo v. Engler fehlten.

„Ich muß vor allen Dingen auf dem Erscheinen des Zeugen Schimmel bestehen," nahm Rudolph sogleich das Wort, der vergeblich von Hedwig einen Blick zu erhalten gehofft hatte.

Der Staatsanwalt erhob sich ebenfalls. „Auch ich stelle den Antrag, den ausgebliebenen Zeugen Schimmel durch einen Schutzmann sistiren und dem Gerichtshof vorführen zu lassen."

„Bis zum Eintreffen des Sistirten," nahm Rudolph wiederum das Wort, „stelle ich den weiteren Antrag, die Verhandlung zu vertagen."

Die drei Richter berathschlagten eine kurze Weile mit flüsternden Stimmen.

Der Präsident verkündete alsdann laut, daß der Antrag des Staatsanwalts, den Ausgebliebenen sofort sistiren und zur Stelle schaffen zu lassen, vom Gerichtshofe angenommen sei, dagegen unverzüglich in die Verhandlung eingetreten werden solle.

„Ich habe noch einen weiteren Antrag zu stellen," nahm

Rudolph sofort wieder das Wort. „Ich habe rechtzeitig beantragt, daß der Baron Hugo v. Engler, der Neffe des Ermordeten, vorgeladen wird. Wie ich aus dem Zeugenaufruf zu meinem Erstaunen wahrgenommen habe, ist meinem Antrag keine Folge gegeben worden. Ich beantrage nunmehr nochmals, indem ich ausdrücklich betone, daß die Aussagen des Zeugen von entscheidendem Einfluß auf den Gang der Verhandlung sein werden, die sofortige Vorladung des Barons. Sollte sich eine solche nicht augenblicklich ermöglichen lassen, müßte ich auf Vertagung der Verhandlung überhaupt Antrag stellen."

„Ich sehe keinen Grund zu solch' einer Vorladung," widersprach der Staatsanwalt allsogleich. „Der Herr Baron ist von dem gleichfalls als Zeugen hier anwesenden Untersuchungsrichter Alberti zu Protokoll vernommen worden, er weiß nichts, gar nichts von dem in Rede stehenden Verbrechen."

„Das bestreite ich nicht," entgegnete Rudolph. „Aber Baron Hugo v. Engler hat, wie Ihnen der als Zeuge hier anwesende Herr Polizeikommissär Grösser bestätigen wird, von gestern zehneinhalb Uhr Abends bis heute Morgen dreiviertel auf vier Uhr in dem Hause des Trödlers Schimmel, das gegenwärtig von diesem allein bewohnt wird, geweilt. Er hat sich dann eilig und verstört aus dem Hause entfernt, und der Trödler, der sonst als ein sehr vorsichtiger Mann bekannt ist, hat wider Erwarten die Hausthür nicht hinter ihm abgeschlossen."

„Ich wüßte nicht, in welcher Beziehung dieses Vorkommniß zu unserer heutigen Verhandlung stehen sollte," entgegnete der Staatsanwalt. „Es scheint dem Herrn Vertheidiger nur darum zu thun zu sein, eine Vertagung der Verhandlung herbeizuführen. Einer solchen aber widersetze ich mich entschieden, denn die Sache ist völlig spruchreif. Ich widerspreche dem Antrag daher!"

„Und ich spreche dem Herrn Staatsanwalt das Recht ab, einen in amtlicher Eigenschaft von mir ausgehenden Antrag einer Kritik zu unterziehen," versetzte Rudolph gereizt. „Im Uebrigen halte ich meinen Antrag aufrecht und bemerke noch besonders, daß ich bei Ablehnung für den Fall, daß mein Klient verurtheilt werden sollte, sofort daraufhin die Nichtigkeitsbeschwerde einreichen würde."

Nach kurzer Berathung des Gerichtshofes verkündete der Präsident abermals, daß der Antrag der Vertheidigung abgelehnt und in der Hauptverhandlung fortzufahren sei.

Rudolph wurde auffallend bleich und blickte wie rathsuchend auf den unweit von ihm stehenden Polizeikommissär.

Aber dieser nickte ihm unmerklich wie tröstend und zum Ausharren auffordernd zu.

Unter den üblichen Rechtsvermahnungen wurden dann die Zeugen in das Wartezimmer entlassen.

Hedwig schied nicht, ohne mit langem Blicke von ihrem Vater Abschied genommen zu haben; fast geflissentlich schaute sie dabei an Rudolph, der sehnsüchtig einen Blick von ihr erharrte, vorüber.

„Angeklagter, erheben Sie sich," wendete der Präsident, nachdem die Zeugen abgetreten waren, sich an den Verhafteten. „Sie heißen Karl Beck, sind sechsundvierzig Jahre alt, evangelischer Konfession, Sie sind verwittwet?"

Ein schmerzliches Zucken ging bei den letzten Worten des Präsidenten über das bis dahin unbewegliche Angesicht des Angeklagten. Dieser ließ das Haupt leicht auf die Brust herabsinken.

„Ja, mein Weib ist todt," murmelte er. „Sie starb am Tage meiner Verhaftung."

„Sie sind Vater einer Tochter, unvermögend und bis zu Ihrer Verhaftung Kunstschlosser gewesen?"

Sämmtliche Fragen beantwortete der Angeklagte, dessen

Geſicht glühend roth wurde, als der Vorſitzende noch die übliche Schlußperſonalfrage, ob er bereits vorbeſtraft ſei, an ihn richtete.

„Sie wiſſen," nahm dann der Präſident das eigentliche Verhör auf, „welche Anklage wider Sie erhoben iſt. Bekennen Sie ſich ſchuldig?"

Im weiten Saale trat lautloſe Stille ein. Aller Augen hingen an dem Munde des Verhafteten, der ſich ſtolz und ſelbſtbewußt aufrichtete.

„Nein, ich bin unſchuldig, ſo wahr Gott mir helfe," verſetzte Beck feierlich, betheuernd die linke Hand gegen das Herz preſſend.

Der Präſident ſah ihn ſcharf und durchdringend an. „Angeklagter, das behaupten Sie ſchon von der Stunde Ihrer Einlieferung an, obſchon die Schuldbeweiſe geradezu niederſchmetternde zu ſein ſcheinen," ermahnte er. „Ich gebe Ihnen zu bedenken, daß nur ein reumüthiges, unumwundenes Geſtändniß Ihnen für den Fall Ihrer Verurtheilung das Wohlwollen und die Nachſicht Ihrer Richter ſichern kann. Was haben Sie darauf zu erwiedern?"

„Ich bin unſchuldig," verſicherte Beck von Neuem, ſtandhaft den Blick des Präſidenten aushaltend.

Ein leiſes Murmeln durchlief den weiten Saal. Die Meinungen im Zuhörerraum ſchienen dem Angeklagten nicht ebenſo günſtig zu ſein.

Der Präſident fuhr im Verhör fort, aber bei all' ſeinen Fragen, welche denjenigen ähnelten, die Alberti in der Voruntersuchung an Beck gerichtet hatte, blieb dieſer bei der Behauptung ſeiner völligen Unſchuld.

„Sie wiſſen alſo nichts von der Herkunft der Banknoten, nichts von dem Amethyſtſchmucke?" frug der Präſident eindringlich, die bezeichneten Gegenſtände, die nebſt dem verhängnißvollen Grabſtichel, einem Glaſe und anderen Belaſtungsgegenſtänden auf dem grünen Tiſche aus-

gebreitet lagen, einzelu emporhebend. „Sie beharren auf Ihrer Behauptung, daß ein Unbekannter, während Sie bei offenem Fenster schliefen, dieselben durch dieses auf Ihren Arbeitstisch praktizirt haben müsse?"

Beck neigte bejahend das Haupt. „Ich kann nur wiederholen, Herr Präsident, daß mir jene Mordthat ebenso ein Räthsel ist wie Ihnen," versetzte er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme. „Ich gebe Ihnen ohne Weiteres zu, daß der Schein in vielen Punkten gegen mich sein mag, aber ich bin unschuldig, und wenn jener Trödler Schimmel nicht einen Meineid geschworen hätte, so —"

„Angeklagter, ich kann nicht dulden, daß Sie den abwesenden Zeugen in irgend welcher Beziehung verunglimpfen," unterbrach ihn der Präsident allsogleich. „Haben Sie sonst noch etwas hinzuzufügen?"

Auf die Verneinung Beck's erklärte der Präsident das Personalverhör für geschlossen und es begann nun die Zeugenvernehmung, die verhältnißmäßig lange Zeit in Anspruch nahm.

Zuerst wurde der Diener vorgeführt. Derselbe mußte all' die grausigen Einzelheiten, die sich bei der Entdeckung des Doppelmordes abgespielt hatten, den Geschworenen berichten.

Sowohl der Staatsanwalt wie auch Rudolph stellten verschiedene Zwischenfragen.

„Sie haben geraume Zeit bei dem Ermordeten gedient?" fragte Rudolph.

Der Diener bejahte. „Ich stand schon seit nahezu zwanzig Jahren in den Diensten des Herrn Barons," antwortete er.

„War auch Fräulein v. Gerstenberg schon so lange um die Person Ihres Herrn?"

„O nein, die Dame führte die Haushaltung erst seit sechs Jahren."

„War Herr v. Engler freigebig gegen dieselbe? Es ist mir berichtet worden, daß die Dame immer über große Geldmittel verfügt haben soll."

Der Diener schüttelte energisch den Kopf. „O nein, im Gegentheil," versicherte er, „Fräulein Dora ist von dem alten Herrn sehr knapp gehalten worden. Der Herr Baron hielt sogar ihre Schmucksachen unter Verschluß, sie hatte weiter nichts als das Haushaltungsgeld von ihm, freilich zwackte sie davon ab, was sich nur irgendwie ermöglichen ließ. Sie hatte so ihre kleinen Leidenschaften."

„Verkehrte sie öfters mit dem Trödler Schimmel?"

Der Diener nickte eifrig. „Gewiß, darauf wollte ich eben zu sprechen kommen," berichtete er. „Sie machte oft kleine Geschäfte mit dem Trödler, an dessen Gewölbe sie ja tagtäglich vorüberkommen mußte. Sie besaß eine wahre Leidenschaft für alte, echte Spitzen, da kaufte sie oft ganze Stücke."

„War der Trödler auch einmal im Hause des Barons anwesend?"

„Nein. Dagegen hielt sich Fräulein Dora mit Vorliebe in seinem Laden auf, ich mußte sie sogar manches Mal herüberholen, wenn der alte Herr ihres langen Ausbleibens wegen ungeduldig geworden war."

„Der junge Baron v. Engler verkehrte nicht mehr im Hause seines Oheims?"

„Nein!"

„Ist Ihnen die Ursache seines Ausbleibens bekannt?"

„Jawohl, der gnädige Herr hatte ihm das Haus verboten."

„Aus welchem Grunde?"

„So genau weiß ich das nicht. Ich vermuthe, der junge Herr hat Geld haben wollen. Der Herr Baron hatte sich schon öfters mit ihm deshalb gezankt, und als es zwischen den Beiden zum Bruch gekommen war, da sagte

mein Herr Abends in größtem Unmuthe zu mir, ich dürfe den jungen Herrn niemals wieder vorlaſſen, er ſei ein Verſchwender und unnützer Pflaſtertreter, der keinen Pfennig Unterſtützung verdiene."

„Wann geſchah dies ungefähr?"

„Das weiß ich zufällig ganz genau," entgegnete der Zeuge. „Es war am letzten Geburtstage des gnädigen Herrn, am 24. Januar dieſes Jahres."

„War Fräulein v. Gerſtenberg bei der Streitſcene zugegen?"

„Deſſen kann ich mich nicht erinnern."

„Wiſſen Sie vielleicht, ob das Verhältniß zwiſchen dem Fräulein und Herrn Hugo v. Engler ein gutes geweſen iſt?"

„Der junge Herr Baron machte ſich immer luſtig über Fräulein Dora, wenigſtens ſchien es mir ſo. Das Fräulein aber hielt offenbar große Stücke auf ihren Verwandten, ſie gönnte ſonſt ſelbſt dem alten Herrn kaum ein Glas Wein aus deſſen eigenem Keller, aber wenn der junge Baron kam, mußte ich immer die theuerſten Weine heraufholen, da ſpielten ein paar Flaſchen mehr oder weniger gar keine Rolle."

Rudolph nickte befriedigt. Der Zeuge durfte ſich nach der Zeugenbank begeben.

17.

Die nunmehr zur Vernehmung gelangende frühere Köchin der Ermordeten ſagte ziemlich übereinſtimmend mit dem Diener aus.

„Zeugin," frug plötzlich Rudolph, der bis dahin in den Akten geblättert hatte, „Sie ſind mit den Gewohnheiten der Ermordeten Dora v. Gerſtenberg vertraut geweſen?"

„Jawohl."

„Sie bekundeten eben, daß es nicht in den Gewohnheiten der Ermordeten gelegen hat, opulente Abendmahlzeiten, noch verstärkt durch feurige Weine, zu halten?"

„Nein, Fräulein Dora war im Gegentheil sehr mäßig."

„Aber sie liebte den Putz, sie hatte eine Vorliebe für Spitzen und dergleichen?"

Die Zeugin schüttelte den Kopf. „Im Gegentheil, sie war äußerst sparsam und einfach. So trug sie nicht einmal ihre Schmuckgegenstände, sondern ließ dieselben im Kassenschranke von dem Herrn Baron aufbewahren."

„Nun, der Diener sagte doch vorhin, daß sie putzsüchtig gewesen sei," wendete Rudolph ein. „Sie soll viel Spitzen von dem Trödler Schimmel gekauft haben. Es wird behauptet, daß sie mit demselben in näherem Verkehr gestanden hat. Haben Sie dies etwa ebenfalls bemerkt, Zeugin?"

„Ach ja," erwiederte diese. „Das Fräulein kaufte immer solch' altes Zeug, stundenlang konnte sie in dem räucherigen Laden des Trödlers verweilen, ich wunderte mich manchmal darüber."

„So liebte sie jedenfalls auch, elegant gekleidet zu gehen?" fragte Rudolph beharrlich weiter. „Besonders des Abends machte sie sorgfältig Toilette, nicht wahr?"

Wieder schüttelte die Zeugin den Kopf. „Im Gegentheil," versetzte sie, „das Fräulein machte es sich Abends gern so bequem wie möglich."

„Können Sie sich entsinnen, welches Kleid die Ermordete getragen hat, als Sie dieselbe zum letzten Male lebend gesehen haben, also im Augenblicke Ihrer Beurlaubung?"

Die Zeugin sann einen Moment nach. „Es war ein einfaches, helles Hauskleid, wie es Fräulein Dora auch tagsüber getragen hatte," berichtete sie dann.

„Sie nehmen dies auf Ihren Eid?"

„Ganz gewiß."

„Aber ich begreife nicht, Herr Vertheidiger, wozu dieſe Fragen dienen ſollen," wendete der Präſident ein. „Sie erſchweren und verlängern nur dadurch die Verhandlung."

„Ich möchte nur feſtſtellen," wendete ſich Rudolph, unbeirrt durch die ihm gewordene Zurechtweiſung, an die Geſchworenen, „daß die Ermordete am nächſten Morgen in einem ſchweren Seidenkleide aufgefunden worden iſt."

„Haben Sie noch weitere Fragen an die Zeugin zu ſtellen?" fragte der Vorſitzende.

Als Rudolph verneinte, ließ er den nächſten Zeugen vortreten.

Es war dies der amtliche Sachverſtändige für Schriftvergleichung, welchem das ſeiner Zeit Hedwig zugegangene unorthographiſche Begleitſchreiben zur Begutachtung vorgelegt wurde.

Aus dem ermüdend weitſchweifigen Vortrage deſſelben ging hervor, daß er ſich in allen Punkten zu Alberti's Anſichten bekannte und in dem Abſender des Briefes einen den gebildeten Ständen Angehörigen vermuthete, der mit ziemlicher Geſchicklichkeit irrige Annahmen über ſeine Perſönlichkeit zu erwecken ſich beſtrebt hatte.

Alsdann kam der Schloſſermeiſter Walter an die Reihe.

Dieſen nahm der Staatsanwalt in ein Kreuzverhör. Der Zeuge mußte bekunden, daß nur ein ganz geſchickter und geübter Mechaniker, dem obendrein die Konſtruktion des Kaſſenſchrankes bekannt geweſen ſein mußte, dieſen — ohne äußere Verletzungen hervorzurufen — zu öffnen vermocht hatte.

Rudolph richtete nur einige Zwiſchenfragen von untergeordneter Bedeutung an den Zeugen. Er ließ ſich beſtätigen, daß eine mit dem richtigen Kaſſenſchlüſſel ausgerüſtete Perſon das Oeffnen des Schrankes ohne jedweden Aufwand körperlicher Kraft zu vollbringen vermöchte.

Der Untersuchungsrichter Alberti, welcher hierauf vernommen wurde, gab ein anschauliches Bild sowohl von dem Anblick in den Zimmern der Ermordeten, wie auch von den Verhören mit dem Angeklagten und dem ganzen Verlaufe der Untersuchung. Auf Befragen des Präsidenten erklärte er, daß er völlig von der Schuld des Angeklagten überzeugt sei.

Polizeikommissär Gröſſer, welcher hierauf vernommen wurde, stimmte der Meinung seines Vorgesetzten durchaus nicht bei; er hielt mit seinen Zweifeln an der Schuld des Angeklagten nicht zurück. Er bekundete auch auf Verlangen Rudolph's die von ihm in's Werk gesetzte Ueberwachung des Trödlers Schimmel und berichtete eingehend über die in der letztvergangenen Nacht bewirkten Erhebungen.

Hierauf wurden einige Gewerbetreibende, frühere Nachbarn des Angeklagten, vernommen.

Dieselben bekundeten übereinstimmend, daß sie Beck nur widerwillig einen kleinen Kredit eingeräumt hätten. Am Nachmittage vor der Mordthat habe Beck allerdings wider alles Erwarten plötzlich seine Schulden bezahlt. Sowohl der Bäcker wie der Kaufmann bekundeten ferner, daß der Angeklagte bei ihnen je ein Goldstück hatte wechseln lassen.

Zuletzt kam Hedwig Beck an die Reihe, um auch ihrerseits über die Vorkommnisse bei der Verhaftung ihres Vaters und ihre Wahrnehmungen während der dieser vorangehenden Nacht Zeugniß abzulegen. Der Vorsitzende frug sie sogleich nach ihrem Eintritte, ob sie das Zeugniß verweigern wollte, aber das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

Bei ihrem Anblick bedurfte Rudolph all' seiner Selbstbeherrschung, um seine Fassung aufrecht erhalten zu können.

Auch Hedwig war derart bewegt und erschüttert, daß sie kaum die Fragen des Präsidenten zu beantworten vermochte. Fast unausgesetzt schaute sie thränenden Auges nach ihrem Vater, der sich ebenfalls an die Brüstung der Anklagebank klammern mußte, um nicht umzusinken vor Schmerz und Weh.

Endlich hatte die Zeugin ihre Selbstbeherrschung wieder zurückgewonnen. Mit klarer, vernehmlicher Stimme berichtete sie den Vorfall mit dem an ihre Adresse gelangten Werthpackete und dessen Inhalt.

Ihre Worte wurden indessen vom Staatsanwalt mit offenbarem Mißtrauen aufgenommen, denn dieser stellte wiederholt für das junge Mädchen peinliche Zwischenfragen.

Rudolph nahm sich zwar der Geliebten nach Kräften an, aber er vermochte dennoch nicht zu verhindern, daß von Seiten des öffentlichen Anklägers manches Wort fiel, welches Hedwig schmerzlich verwunden mußte.

Ein kurzer Wortwechsel entspann sich wegen der Vereidigung der Zeugin, welche Rudolph beantragte. Der Gerichtshof stellte sich indessen wiederum auf die Seite des Staatsanwaltes und lehnte die Vereidigung ab.

Damit war bis auf die Vernehmung des Trödlers Schimmel die Zeugeneinvernahme beendigt. Der Schutzmann, welcher behufs Sistirung des Genannten ausgesendet worden, war noch immer nicht zurückgekehrt. Rudolph beantragte aus diesem Grunde neuerlich die Vertagung der Verhandlung.

Wiederum aber trat diesem Ansinnen der öffentliche Ankläger entgegen.

Er sehe gar keinen Grund für eine Vertagung, versetzte er in scharfem Tone. Der Trödler habe bereits am Tage nach der Verhaftung des Angeklagten sein Zeugniß abgelegt, in welchem er die Behauptung Beck's, dieser

habe ihm unter anderen Instrumenten auch den ominösen Grabstichel verkauft, als Lüge und Erfindung bezeichnet habe.

„Ich stelle," fuhr der Staatsanwalt fort, „da diese Aussage, welche im Uebrigen auch schon von dem Herrn Untersuchungsrichter Alberti bestätigt worden ist, zu Protokoll genommen und feierlich beschworen ist, den Antrag, auf die nochmalige persönliche Vernehmung des Zeugen Schimmel Verzicht zu leisten und uns mit der Verlesung der eidlich erhärteten Aussage desselben zu begnügen."

Vergeblich erhob der junge Rechtsanwalt energischen Einspruch. Der Gerichtshof war der Meinung des Staatsanwaltes, daß durch eine nochmalige Vernehmung Schimmel's kein neuer Gesichtspunkt zu Tage kommen könne, und beschloß deshalb auf die Vernehmung des Zeugen zu verzichten, aber das Protokoll über die Zeugenaussage des Letzteren vor dem Untersuchungsrichter verlesen zu lassen.

Als dies geschehen war, ertheilte der Präsident dem Staatsanwalt zur Begründung der Anklage das Wort.

Wiederum lagerte sich lautlose Stille über den weiten Saal. Voll athemloser Spannung hingen die Blicke aller Anwesenden an dem Munde des beredten Mannes, der zuerst die begangene Unthat mit allen Einzelheiten schilderte und die den Mechaniker Beck vernichtend belastenden Schuldmomente darlegte. Dann fuhr er fort:

„Aus dem Verhöre, welches der Herr Präsident mit dem Angeklagten anstellte, haben Sie bereits erfahren, daß derselbe den Trödler Schimmel eines Meineides bezichtigt. Er will dem Letzteren angeblich am Tage vor dem Morde eine größere Anzahl seiner Instrumente verkauft haben. Es steht nun Behauptung gegen Behauptung, und welchem der beiden Männer wir Glauben zu schenken haben, das wird uns sofort klar werden, wenn wir uns in das Gedächtniß zurückrufen, welche seltsamen Funde der Herr Untersuchungsrichter auf dem Arbeitstische des nunmehr

Angeklagten gemacht hat. Schimmel iſt aber ein ganz einwandfreier Zeuge, denn welchen Grund ſollte er gehabt haben, einen Mann, der ihm im Leben nichts gethan, dem er als ſeinem Miether in gewiſſer Hinſicht ſogar verpflichtet geweſen iſt, in unabſehbares Elend zu ſtürzen? Das wäre ja die That eines eingefleiſchten Teufels! Es liegt alſo gar kein Grund vor, die im Uebrigen beſchworene und ſchon aus dieſem Grunde unanfechtbare Ausſage des Trödlers Schimmel in Zweifel zu ziehen. Damit fällt aber auch der letzte, leiſeſte Zweifel an der Schuld des Angeklagten. Dieſer hat die Werkzeuge nicht verkauft, ſondern er hat ſich des Grabſtichels bedient, um damit dem ſiechen, wehrloſen Greiſe das Herz zu durchbohren!

Haben wir nun, meine Herren Geſchworenen, die wider den Angeklagten aufgeſtellten thatſächlichen Verdachtsmomente eingehend gewürdigt, ſo halte ich mich nunmehr für verpflichtet, Ihnen ferner den Beweis zu erbringen, daß auch in moraliſcher Beziehung kein Anderer als der Angeklagte die That begangen haben kann.

Wer iſt der Angeklagte eigentlich? Ich antworte Ihnen: ein Mann, der es nicht verſtanden hat, das ihm von Jugend auf gewordene Glück feſtzuhalten, ſondern der leichtſinnig mit ſeinem Vermögen gewirthſchaftet und es fertig gebracht hat, in einem kurzen Zeitraume aus einem mindeſtens wohlhabenden Manne ein Bettler zu werden. Kein Wunder, daß dieſe Wandlung ſeines Geſchickes, mochte ſie nun verdient oder unverſchuldet ſein, den Charakter des Angeklagten hochgradig verbittert hat. Dazu mochte auch die Liebe zu ſeiner kranken Frau beitragen. Iſt es doch eine alte Erfahrung, daß oft ſelbſt die hartgeſottenſten Verbrecher einer wirklich zarten Herzensneigung fähig ſind. Beck fühlte ſich alſo mit ſeinem Looſe unzufrieden. Er haderte mit dem Himmel und allen, beſſer als er geſtellten Menſchen!

Nun wurde er an dem der Mordnacht vorhergehenden Nachmittage zu dem Baron v. Engler gerufen, um den Kassenschrank zu öffnen. Bei dieser zufällig an ihn herantretenden Verrichtung wurde ihm ein Einblick in das Innere des Kassenschrankes vergönnt. Er, der mit der gemeinen Noth des Lebens hart Ringende, mußte viele Tausende in dem Schranke aufgespeichert liegen sehen! Seine Erbitterung wuchs noch mehr, als ihm dann der sehr ökonomische Baron für seine Bemühungen ein Fünfzigpfennigstück in die Hand drückte. Es mag sich da seines Herzens eine immer noch wachsende Wuth bemächtigt haben, die endlich zu der furchtbaren Katastrophe in der darauffolgenden Nacht geführt hat!

Beck, aus dessen früherer Fabrik der in Frage stehende Kassenschrank stammte, war es leichter als jedem Anderen, das komplizirte, kunstvolle Schloß zu öffnen. Die Leichtigkeit, mit der er dies gethan hatte, kann den Baron v. Engler — sehr zu dessen Unglück — veranlaßt haben, ihm eine mit seiner Kunstfertigkeit nicht im Einklange stehende Entschädigung anzubieten.

In bitterem Groll schied der Angeklagte aus der Wohnung des Barons. Er hat nachweislich über den Unterschied zwischen dem begüterten Manne und sich selbst in den nachfolgenden Stunden verbittert nachgedacht, worüber die Zeugenaussage des Apothekers, bei dem er verschiedene Arzneien eingekauft hat, Gewißheit gibt. Beck war am selben Nachmittag ausgepfändet und seine letzten Geräthschaften unter Siegel gelegt worden. Auch dieser verhängnißvolle Umstand mochte verbitternd auf ihn eingewirkt und den Keim zu der nachfolgenden schrecklichen That gelegt haben. Sei dem aber, wie ihm wolle, auf jeden Fall hat Beck während der Nachtzeit, überwältigt von den in seiner Brust wüthenden Dämonen, den ominösen Grabstichel aus den seinen Arbeitstisch zahlreich bedeckenden

Instrumenten herausgesucht und ist gleich einem Raubthier, das seine ahnungslose Beute beschleicht, auf Mord ausgegangen.

Wir müssen uns nun zu der Frage wenden, ob der Angeklagte den Mord allein ausgeführt, oder ob er zur Begehung desselben Mitschuldige gehabt hat. Ich möchte die Herren Geschworenen sofort darauf aufmerksam machen, daß jedenfalls von Seiten der Vertheidigung dafür plaidirt werden wird, anzunehmen, nicht der Angeklagte sei es gewesen, welcher die Waffe zum Todesstreich gegen den Baron erhoben hat. Ich behaupte aber, es ist ganz gleich, wer — wenn wirklich ein Mitschuldiger dem Angeklagten zur Seite gestanden — von diesen Beiden den Mord wirklich begangen hat, denn Beide sind mindestens gleich schuldig und haben in einem solchen Falle, von demselben Wollen beseelt, die gräßliche That einfach gemeinschaftlich begangen.

Es wird ja immer ein Geheimniß bleiben, wie der eigentliche Mord ausgeführt worden ist, wenn der Angeschuldigte bei seinem verstockten Ableugnungssystem verharrt!

Es ist zum Beispiel räthselhaft geblieben und trotz eingehendster Erörterungen nicht festgestellt worden, in welcher Weise eigentlich Dora v. Gerstenberg vergiftet worden ist. Die Frage, ob sie ebenfalls als unschuldiges Opfer des blutdürstigen Mörders zu betrachten ist, oder ob sie vielleicht gar die Triebfeder des geschehenen Verbrechens gewesen und dann einem neuen Mordgelüste ihres Mitschuldigen zum Opfer gefallen ist, wird eine offene bleiben. Ich meinerseits neige mich mit aller Bestimmtheit der letzteren Ansicht zu, denn es will mir, offen gestanden, nicht recht wahrscheinlich erscheinen, daß die Nichte des Barons an dessen Ermordung unbetheiligt gewesen sein sollte, es sprechen zuviel innerliche Gründe dagegen.

Wir haben aus dem Zeugenverhör entnommen, daß

die Verblichene in verschiedener Hinsicht an jenem kritischen Abende ihren sonstigen Gewohnheiten entgegen gehandelt hat. Sie wurde uns als eine furchtsame, tückische Person geschildert, die in erster Reihe nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht war, die es nirgends verstanden hat, sich beliebt zu machen. Ja, selbst ihr eigener Oheim, der sie doch wiederholt als seine Universalerbin bezeichnet hat, soll sich im Grunde seines Herzens vor ihr gefürchtet haben. Nun hat diese Person, ganz ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, die Dienerschaft an jenem Abende selbst zum Ausgehen veranlaßt. Der Diener hat am liebsten zu Hause bleiben wollen, sie hat ihn aber förmlich durch einen Befehl gezwungen, die Wohnung zu verlassen. Ja, sie hat ihm sogar, nachdem sie auf gleiche Weise vorher die Köchin entfernt, den Hausschlüssel mit der Weisung verabreicht, das Haus von außen abzuschließen, obwohl sie alsdann von der Straße abgesperrt war.

Des Weiteren hat sie, die einfach Gewöhnte, die einer jeden Extravaganz Abholde, eine festliche Gasterei veranstaltet. Es haben leckere Speisen auf dem Tische, neben welchem die Dame todt auf dem Boden ausgestreckt liegend gefunden worden ist, gestanden. Halbgeleerte Flaschen kostbaren Weines haben bewiesen, daß dieselbe eine ganz ungewohnt üppige Abendmahlzeit zu sich genommen hat. Ferner, wie aus der Zwischenfrage des Herrn Vertheidigers hervorging, hat sie sogar, dem ihr angeborenen Hange zur Bequemlichkeit trotzend, sich an diesem Abende in seidene Gewänder gehüllt.

Das sind Alles untrügliche Zeichen, daß sie an jenem Abende nicht allein gewesen sein kann, sondern mit Vorbedacht die Dienerschaft entfernt hat, um keine Zeugen für ihre heimliche Zusammenkunft zu haben, die nach der übereinstimmenden Aussage beider Dienstboten nicht die erste gewesen sein soll.

Nun fragt es sich: wer kann dieser geheimnißvolle Besucher und offenbare Mörder des Barons v. Engler gewesen sein? — Ich meine, nach dem Vorausgeschickten kann Ihnen, meine Herren Geschworenen, die Beantwortung dieser Frage nicht schwer fallen. Es thut mir wehe, das Angedenken einer wehrlosen Todten — schon im Hinblick auf ihre hochachtbaren, noch lebenden Verwandten — schmähen zu müssen, aber ich kann nicht umhin, zu behaupten, daß diese Dora v. Gerstenberg, welche eine scharfe Menschenkennerin gewesen, in den Zügen des nunmehr Angeklagten die verzweifelte Entschlossenheit, zu welcher dieser thatsächlich auch fähig gewesen ist, gelesen hat. Wer weiß, auf welche Art und Weise sie dazu gekommen ist, seine nähere Bekanntschaft zu machen, sie ging ja täglich durch den Flur des von Beck bewohnten Hauses. Die Zeugen haben freilich bekundet, daß ihnen von einem näheren Verkehr des Fräuleins mit Beck nichts bekannt worden ist; aber das ist auch gar nicht nöthig. Es ist sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Komplizen, wenn sie wirklich das Verbrechen geplant hatten, sich augenfällig vor aller Welt gemieden haben, um ja jeden Verdachtsgrund auszuschließen. Warum sollte die Todte den heute Angeklagten nicht zu irgend einer unerlaubten Handlung gedungen haben? Ich sage ja nicht, daß sie von vornherein beabsichtigt hatten, einen Mord zu begehen, aber Dora v. Gerstenberg wird allseitig als eine habgierige und selbstsüchtige Person geschildert. Ihr Oheim lag schwer krank darnieder, er konnte gar bald schon sterben. Vielleicht daß sie den Worten des alten Mannes nicht getraut hat, wonach sie seine Universalerbin sein sollte; vielleicht, daß sie nur Einsicht in das Testament haben wollte, von dem sie wußte, daß es ihr Oheim in seinem Kassenschrank verwahrte. Freiwillig hätte dieser ihr solch' eine Einsicht

ſicher niemals gewährt, das wiſſen wir aus den Zeugenausſagen. Das Mißtrauen, welches der Baron v. Engler gegen ſeine Nichte hegte, war ein ſo hochgradiges, daß der Diener Fräulein Dora zur Nachtzeit nicht einmal allein das Schlafzimmer ſeines Herrn betreten laſſen durfte! Wer weiß nun, welche Beſtimmungen das Teſtament enthalten hat! — Vielleicht iſt der Gedanke, ihren Oheim zu ermorden, erſt nach Kenntnißnahme des Teſtamentinhaltes herangereift. Gott allein, der in's Verborgene ſchaut, weiß die Wahrheit in dieſem Falle. Aber mit faſt unumſtößlicher Wahrſcheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß die Todte den heute Angeklagten, den ſie als einen ebenſo entſchloſſenen, wie verzweifelten Menſchen kennen gelernt hatte, zum Mordwerke gedungen, und daß dieſer auch das entſetzliche Verbrechen begangen hat. —

Er hat alſo die blutige That vollbracht. Nichts war ihm leichter, als — vorausgeſetzt die Mitſchuld Dora's — in das Haus zu gelangen. Seine Mitſchuldige beſaß den Schlüſſel zur Hinterpforte; auf Grund eines vorher verabredeten Zeichens öffnete ſie ihm die Thür in der Scheidemauer, ließ ihn in das Haus ein und geleitete ihn nach den oberen Wohnräumen. Dort vollbrachte Beck an dem hilfloſen, ſiechen Manne die Mordthat! Ein kurzer, heftiger Kampf iſt derſelben vorausgegangen. Der Mörder aber, vielleicht in der einen Hand den angezündeten Leuchter, ſtürzt nach beendeter That in das benachbarte Kaſſenzimmer. Zuvor hatte er den Kaſſenſchrankſchlüſſel unter dem Kopfkiſſen des Ermordeten hervorgezogen, dafür zeugt die zuſammengekrallte Fingerhaltung der das Kopfkiſſen krampfhaft umklammert haltenden Hände des Ermordeten.

Nunmehr hat Beck den Kaſſenſchrank geöffnet. Dabei mag ihn das Gewiſſen doch ein wenig bedrückt, der Gedanke an den noch warmen Leichnam ſeines im Nebenzimmer liegenden Opfers ihn beunruhigt haben! Seine

Hände begannen zu zittern. Er vermochte den Leuchter nicht mehr gerade zu halten, es fielen Stearintropfen auf den Boden nieder und beſudelten auch den Fuß des Kaſſenſchrankes. Aus dieſem raubte er nun flüchtig, was ihm zuerſt in die Augen fiel. Er war noch vorſichtig genug, die für ihn werthloſen Pfandbriefe liegen zu laſſen. Er nahm das Bargeld und die koſtbare Amethyſtkette. Seine zitternden Hände ließen ſie fallen, dabei verwickelte dieſelbe ſich in einer Fuge des Kaſſenſchrankes, gewaltſam zerrte die blutbefleckte Hand des Mörders ſie heraus, er achtete nicht darauf, daß Stücke aus ihr herausbrachen, ſo ſchnell er konnte, ſteckte er den Raub in die Taſche. Dann nahm er den Schlüſſel des Schrankes, legte ihn in des letzteren Innenfach, vielleicht war auch die Schrankthür nur zufällig zugefallen, kurzum, er wendete ſich nach ſeiner in ihrem Zimmer auf ihn wartenden Mitſchuldigen. Als er das Todtenzimmer durchſchritt und die gebrochenen Augen ſeines Opfers ihn anſtarrten, mag ihn blaſſe Furcht überkommen haben, er dachte nicht daran, den ihn verrathenden Mordſtahl aus der Todeswunde zu ziehen, die Beſtie war zur Memme geworden. Die ihm nachfolgende Nemeſis fürchtend, floh er durch den Verbindungsgang. Mit blutbefleckter Hand taſtete er ſich, da des raſchen Laufes wegen das Licht flackerte und nur unſicher zu ſcheinen vermochte, denſelben entlang. Er mag dabei geſtolpert ſein, ſeine Hand ruhte durch Sekunden auf der Tapete des Ganges, dabei prägte ſich ihre Spur ab. Sei es nun, daß er noch während des Stürzens in ſeinem Beſtreben, ſich zu halten, mit der Hand auf der Tapete ausgerutſcht iſt und die Fingerſpur ſich dadurch unnatürlich verlängert hat, ſei es, daß er die Hand ſeltſam geformt hielt, ſo daß ſie ſich nur ſchmal abprägte: die genauen Meſſungen der Blutſpur haben ergeben, daß ſie mit der Hand des Verhafteten nicht übereinſtimmen.

Aber was will dieses scheinbare Entlastungsmoment gegen all' das andere, geradezu niederschmetternde Beweismaterial, welches gegen den Angeklagten angehäuft ist, besagen! — Die Vertheidigung wird sich freilich auf diesen Punkt stützen. Sie wird Ihnen, meine Herren Geschworenen, zu beweisen suchen, daß nothwendigerweise ein Anderer der Mörder gewesen sein muß. Sie wird, weil sie nicht wagt, den Angeschuldigten völlig weiß zu waschen, ihn nur als ziemlich harmlosen Betheiligten hinzustellen suchen, während der wirkliche Mörder der vielbesagte „große Unbekannte" gewesen sein muß. Sie wird Ihnen ferner, meine Herren Geschworenen, eine wunderbare Geschichte von dem Briefe des eigentlichen Mörders und von dessen Zurücksendung der fehlenden fünf Eintausendmarkscheine, sowie des zu der Amethystkette gehörigen Brillantschlosses berichten. Aber ich bitte Sie, meine Herren Geschworenen, prüfen und urtheilen Sie unbefangen! — Die Tochter des Angeklagten ist als Zeugin vernommen und sie hat — ich will es gern zugestehen — einen durchaus einnehmenden Eindruck gemacht. Sie müssen aber immer bedenken, daß es die liebende Tochter ist, welche zu Gunsten ihres Vaters ausgesagt hat. Auf meinen Antrag hin ist sie nicht vereidigt worden. Ich hatte meine guten Gründe dafür, meine Herren Geschworenen, denn ich sage es unverhohlen — der Gedanke, daß ich dadurch vielleicht der jungen Dame Unrecht thue, kann mich nicht davon abhalten — ich traue dieser ganzen Werthpacketgeschichte nicht recht! Wer soll es schließlich der Tochter verargen, wenn sie einen Gewaltstreich begeht, nur um den Vater vor dem ehrlosen Tode auf dem Blutgerüst zu bewahren? Ich lege überhaupt zu wenig Gewicht auf diesen Umstand, sonst würde ich die Wirthin der Dame als Zeugin haben laden lassen, um sie auszufragen, ob die junge Dame am Tage vor dem Eintreffen des Packetes nicht vielleicht auf

Digitized by Google

Stunden aus ihrer Wohnung sich entfernt gehabt hat. Im Uebrigen ist es ja auch leicht denkbar, daß sie sich einer gefälligen Mittelsperson verschwiegener Natur bei der Absendung des Packetes bedient haben mag. Gesetzt aber selbst den Fall, daß wirklich ein Spießgeselle des heute Angeklagten an dessen ahnungslose Tochter das Werthpacket abgesandt hat, so beweist das eben nichts mehr und nichts weniger, als die von mir ebenfalls getheilte Meinung, daß ein Mitschuldiger Beck's vorhanden ist. Es erschwert sogar noch insofern des Letzteren Lage, als es immer deutlicher zu Tage tritt, um welch' aus langer Hand vorbereitetes und umsichtig durchgeführtes Verbrechen es sich handelt.

Auf jeden Fall ist der Begleitbrief sowohl, wie der Inhalt des Packetes nicht geeignet, in irgend welcher Beziehung den heute Angeklagten zu entlasten.

Ich gebe zu, meine Herren Geschworenen, daß Manches in diesem Prozesse in Dunkel gehüllt geblieben ist, daß wir uns über den eigentlichen Vorgang während des Mordes im Ungewissen befinden. Aber daran ist einzig und allein das verstockte Leugnen des Angeklagten Schuld, der mit eiserner Stirn auch heute vor Ihnen steht und nichts von dem ganzen Morde wissen will, sondern behauptet, unschuldig zu sein. Es mag ja sein, meine Herren Geschworenen, daß er vielleicht nur der Verführte ist, daß er einem dämonischen Einflusse zum Opfer gefallen ist.

Aber alles dies haben wir nicht zu untersuchen. Für Sie, meine Herren Geschworenen, ist nur die Frage maßgebend: ist Karl Beck schuldig, den Raubmord allein oder mit Gehilfen begangen zu haben? Ich glaube ganz sicherlich, Sie werden nur ganz kurze Zeit gebrauchen, um einstimmig die erste der Ihnen von dem Herrn Präsidenten zur Beantwortung gegebenen Fragen, welche auf Raubmord lautet, zu bejahen.

Selten wohl ist ein Indizienbeweis in allem und jedem Stücke also gelungen und als unanfechtbar anzusehen, wie der heutige.

Lassen Sie sich, meine Herren Geschworenen, durch alle Ausführungen, wie sie von Seiten der Vertheidigung sicherlich in Anwendung gebracht werden, nicht zu unzeitgemäßer Milde und Nachsicht bewegen. Bedenken Sie, daß Sie sich mit einem heiligen Eide verpflichtet haben, nach bestem Wissen und Gewissen Recht zu sprechen! — In Ihren Händen liegt die Verpflichtung, das noch ungesühnt zum Himmel rauchende Blut, den abgeschlachteten Opfern noch nachträglich Genugthuung zu geben und die Welt zu sichern vor einem Ungeheuer, das nur zu lange schon ungestraft in unserer Mitte geweilt hat.

Thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren Geschworenen. Ihr Urtheilsspruch muß dann ein einstimmiges Todesurtheil sein!"

Unter lautloser Stille hatte der Staatsanwalt gesprochen. Seine Worte hatten einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf alle Anwesenden hervorgerufen.

Die Züge der Geschworenen trugen ausnahmslos einen tiefernsten, finsteren und entschlossenen Ausdruck.

Rudolph glaubte aus ihnen nicht viel Gutes für seinen Klienten entnehmen zu sollen, sein Herz schlug bänglich, und er begrüßte es deshalb dankbar, als der Präsident die Sitzung auf eine Viertelstunde unterbrach.

18.

Von den Zuhörern entfernte sich Niemand aus dem Saale, Alle verharrten vielmehr auf ihren Plätzen und tauschten flüsternde Bemerkungen miteinander aus.

Rudolph hatte sich gemeinschaftlich mit seinem Klienten, der aus dem Saale gebracht wurde, entfernt. Er schwankte

einen Augenblick, ob er die kurze Spanne Zeit benutzen und Hedwig zu sprechen versuchen sollte, dann aber gab sein Pflichtgefühl den entscheidenden Ausschlag. Bedurfte Rudolph der Sammlung doch gerade jetzt in vollem Maße, denn er verhehlte sich keinen Augenblick, daß er einen sehr schweren Stand haben würde.

Die Geschworenen waren aus ihren Bänken getreten; sie standen gruppenweise zusammen und tauschten eifrig ihre Meinungen aus.

So verstrich die Viertelstunde.

Der Präsident kehrte, gefolgt von dem Gerichtshofe, wieder in den Saal zurück. Rasch hatten sich die Geschworenenbänke wieder gefüllt und der Vorsitzende gab Befehl, den Gefangenen wieder in den Saal zu führen.

In wenigen Augenblicken war dies geschehen und lautlose Stille lag von Neuem über der Versammlung.

„Ich ertheile dem Herrn Vertheidiger das Wort," sagte der Präsident nunmehr in gemessenem Tone.

Aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den jungen Rechtsanwalt, der hochaufgerichtet, mit bleichen, tiefernsten Gesichtszügen hinter seinem Pulte stand.

Jetzt ließ Rudolph noch einen flüchtigen Blick nach dem Zuschauerraum hinübergleiten; wie eine Verheißung fast berührte es ihn, als er das bis dahin vergeblich gesuchte geliebte Angesicht Hedwig's, die sich aus der Zeugenbank entfernt und ein verstecktes, unbeachtetes Plätzchen im Zuhörerraume ausgesucht hatte, plötzlich erschaute.

Sie schien ihm zuzulächeln. Als er aber nochmals hinschaute, war sie verschwunden. Es erschien ihm als gute Vorbedeutung, das Lächeln der Geliebten erblickt zu haben; dann richtete er sich noch höher auf und schaute mit festen, klaren Blicken auf die Geschworenen. Nach einer Einleitung, welche sich gegen den Werth der vom Staatsanwalt als belastend hingestellten Verdachtsmomente

wandte und in warmen Worten die Unschuld seines Klienten betheuerte, sagte er:

„Mein Klient gesteht vollkommen zu, daß die Banknoten und die goldene Halskette bei ihm aufgefunden worden sind. Er stellt es auch nicht in Abrede, daß wirklich der früher ihm gehörige Grabstichel in der Todeswunde gefunden worden ist, aber er hat eine andere Auslegung für diese Geschehnisse, wie sie der Herr öffentliche Ankläger herausgefunden hat. Glauben wir aber den Worten eines bisher unbescholtenen, ehrenwerthen und allgemein geachteten Mannes, daß er selbst nicht weiß, wie er in den Besitz der ihn so sehr belastenden Werthstücke gekommen ist, sondern vielmehr annehmen muß, daß sie ihm, während er an seinem Arbeitstische, von der Ermüdung überwältigt, eingeschlafen war, nächtlicher Weile durch das Fenster hereingeschoben worden sind, dann fällt der ganze, kunstvoll gefügte Bau der Anklage in sich selbst zusammen, und es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als die Ehre des Verhafteten durch eine glänzende, möglichst einstimmige Freisprechung vor aller Welt wieder herzustellen.

Der Herr Staatsanwalt hat in sehr scharfsinniger Weise vorhin den Beweis erbringen wollen, daß nothwendigerweise der Mörder den Weg über den Holzbalkon und das Dach des Stallgebäudes genommen haben muß, um nach dem Hofe des Nachbargrundstückes zu kommen. Ich schließe mich in dieser Beziehung seiner Meinung an, aber meiner Ansicht nach hat er nicht den Hinweg, sondern den Rückweg auf diese Art und Weise zurückgelegt, dafür spricht schon, abgesehen von den übrigen Beweismomenten, das niedergedrückte Firmenschild. Dasselbe soll nun freilich von meinem Klienten bis zum Zerbrechen herabgebogen worden sein, um den Anschein zu erwecken, als ob sich ein Mann nächtlicherweile von dem Holzbalkon auf die Straße

herabgelassen habe. Es scheint mir dies aber eine ganz unerfindliche Behauptung zu sein! Abgesehen davon, daß ein sehr gewandter Turner dazu gehört, solch ein Kunststückchen zu vollbringen und dabei nicht das körperliche Gleichgewicht zu verlieren, so würde wohl ein derart geistesgegenwärtiger Verbrecher nicht auf einen solchen Ausweg gekommen sein, um über seine Spur zu täuschen, sondern er würde sicherlich die Spur selbst möglichst verwischt haben, wozu ja Zeit in Hülle und Fülle vorhanden gewesen sein würde.

Ich behaupte also, daß der Mörder nach geschehener That seinen Weg über den Holzbalkon genommen und sich von diesem auf die Straße herabgelassen hat. Beim Vorübergehen an dem offenstehenden Fenster der Arbeitsstube hat er den Angeklagten schlafen gesehen und in plötzlicher Aufwallung, um den Verdacht auf eine falsche Fährte zu lenken, hat er die Banknoten nebst der Kette aus der Tasche gezogen und dieselben durch das Fenster auf den Arbeitstisch geschoben.

Nun ist freilich der Grabstichel Beck's in der Brust des ermordeten Barons gefunden worden und der Herr Staatsanwalt schlägt daraus Kapital gegen meinen Klienten. In meinen Augen vermag dieser Fund nur dem flüchtigen Beobachter als ein Belastungsmoment gegen den Angeschuldigten zu erscheinen, er muß vielmehr dem vorurtheilsfreien und tiefer schauenden Beurtheiler die festgegründete Meinung beibringen, daß der heute Angeklagte unmöglich der Thäter sein kann.

Ich bin fest überzeugt und behaupte, daß ein Verbrecher, der so klug und vorbedacht eine derart gräßliche That zu begehen wagt, nicht, nachdem er den Kampf mit dem Lebenden siegreich überwunden hat und nur noch eine starre Leiche vor sich liegen sieht, wie der öffentliche Ankläger uns glauben machen will, das Hasenpanier ergreift.

Ein Mann, der solch' einen Mord begangen hat, muß stählerne Nerven haben, er kümmert sich nicht um die halb offen stehenden, gebrochen ihn anstarrenden Augen seines Opfers. Sein Sinnen und Trachten ist nur allein darauf gerichtet, möglichst jede Spur, die auf seine Fährte führen konnte, zu verwischen. Er, der doch sein eigenes Instrument genau kennen muß, weil er selbst die Buchstaben auf demselben kunstvoll angebracht, wird gewiß nicht die unverzeihliche Dummheit begehen und in der blutenden Todeswunde die sofort vor aller Welt an ihm zum Verräther werdende Waffe zurücklassen! Auch in dieser Ausführung des Herrn Staatsanwalts vermisse ich also zwingende Logik. Es mag sich ja in einem Romane recht gut lesen, wenn der hartgesottene Bösewicht, von dem Rachestrahl der Nemesis getroffen, plötzlich vor den Folterqualen des eigenen bösen Gewissens dahinflieht und dadurch den Verräther an dem Orte der fluchwürdigen That zurückläßt, in unserer praktischen und nüchternen Zeit ereignet sich solch' ein Geschehniß wohl kaum. Ein Verbrecher, der die Kaltblütigkeit hat, einen Mord zu begehen, der verfügt auch sicherlich zehnfach über die nöthige Besonnenheit, welche ihn in den Stand setzt, die Früchte seiner That ganz zu ernten und seine Spur, soweit es in seiner Hand liegt, zu verwischen.

Zudem krankt diese Darstellung des Herrn Staatsanwalts noch an einer weiteren Unwahrscheinlichkeit. Gesetzt den Fall, mein Klient ist der Thäter gewesen, dann muß er doch zuerst den Mord begangen haben, und erst, nachdem dies geschehen war, konnte er, darauf weist ja auch der konstatirte Kampf zwischen dem Mörder und seinem Opfer hin, daran gehen, den Kassenschrankschlüssel unter dem Kopfkissen hervorzuziehen und die Eröffnung und Ausraubung des Schrankes vorzunehmen. Es wäre also Jenem, der Kaltblütigkeit genug zu diesem höchst

zeitraubenden Geschäft besaß, doch sicherlich ein Leichtes gewesen, vorher den Grabstichel wieder an sich zu nehmen und so den furchtbarsten Belastungsbeweis gegen sich aus der Welt zu schaffen. Ich glaube, es ist Niemand hier im Saal, der meinen Klienten nicht für einen zurechnungsfähigen Mann hält, eine solche Unterlassungssünde aber käme der That eines Wahnsinnigen gleich.

Fällt aber diese Annahme des Herrn Staatsanwalts, so ist auch seine Erklärung von der Entstehungsart der Stearintropfenspuren hinfällig.

Mit seiner Berechnung hat der Herr Staatsanwalt mir das Hauptargument meiner Vertheidigung von vornherein abschneiden und unmöglich machen wollen, ich meine nämlich die blutige Handspur auf dem Verbindungsgange zwischen den Schlafzimmern der Ermordeten. Indem er Ihnen diese Spur, als von dem von Reue gepeinigten oder wenigstens vor den Vorstellungen des eigenen bösen Gewissens fliehenden Mörder herrührend darstellte, wollte er Sie zu der Ueberzeugung bekehren, daß der in's Stolpern gekommene Verbrecher unmöglich einen festen Halt an der Tapete gefunden haben könne. Mit anderen Worten, er wollte Ihnen den ungeheuren, thatsächlichen Unterschied zwischen der aufgefundenen Spur und der Hand meines Klienten möglichst abschwächen und geringfügig erscheinen lassen.

Ich kann da mit einer ganz anderen und meiner Meinung nach viel wahrscheinlicheren Ansicht dienen. Aus dem Zeugenverhör haben wir vernommen, daß die ebenfalls verblichene Dora v. Gerstenberg genau mit dem Kassenschrankschlosse umzugehen verstand, denn sie war von ihrem Oheim wiederholt schon mit der Oeffnung und Schließung desselben betraut worden. Was nun liegt wohl näher, als die auch von dem Herrn Staatsanwalt nicht zurückgewiesene Annahme, daß sie mindestens die

Mitschuldige des an ihrem Oheim verübten Verbrechens gewesen ist.

Ich denke mir den Vorgang derart, daß sie mit ihrem Komplizen zugleich in das Schlafzimmer ihres Oheims eingetreten ist. Während nun Ersterer noch im Kampfe mit dem Unglücklichen begriffen war, gelang es Dora, den Schrankschlüssel unter dem Kopfkissen hervorzuziehen. Sie eilte nach dem Nebenzimmer, öffnete und beraubte den Schrank. Selbstredend befand sie sich, besonders wenn man annimmt, daß sie nothwendigerweise den Lärm des im Schlafzimmer stattfindenden Kampfes hören mußte, in hochgradiger Aufregung. Ihre Hände zitterten, sie mußte sich niederbeugen, um das Schlüsselloch des Schrankes aufzufinden, dabei mögen die Stearintropfen auf die untere Fläche des Schrankes gefallen sein. In ihrer Erregung hatte sie den Schlüssel in den Schrank gelegt und dieser schlug zu.

Eine solche Annahme macht auch nur den sonst unbegreiflichen Umstand erklärlich, daß der Schrank so gut wie gar nicht beraubt worden, da fast der gesammte Inhalt desselben vielmehr unberührt geblieben ist. Man sage nicht, daß der Verbrecher so gar klug gewesen ist, daß er die Rententitel nicht anzutasten wagte. So viel Scheu vor polizeilichen Bekanntmachungen besitzen Einbrecher und vollends gar solch' ein blutgieriger Schurke wie der Mörder des Barons v. Engler gewesen sein muß, heutzutage nicht. Er hätte sicherlich wenigstens den Versuch gemacht, die werthvollen Papiere an den Mann zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß der Herr Ankläger so gar wenig Gewicht auf das notorische Verschwinden des Testamentes gelegt hat!

Wir haben die Aussagen der Dienerschaft gehört. Beide bekundeten übereinstimmend, daß ihr ermordeter

Herr ihres Wissens sein Testament im Kassenschranke aufbewahrt habe. Das Verschwinden dieses Testamentes, dessen Vorhandensein auch von den übrigen einwandfreien Personen — ich nenne nur den Herrn Direktor unseres Landgerichts — ebenfalls behauptet wird, hat übrigens schon zu verschiedenen Civilprozessen Veranlassung gegeben.

Welchen Grund soll denn nun mein Klient, gesetzt den Fall, daß er wirklich der Mörder ist, gehabt haben, ein für ihn völlig belangloses Testament zu entwenden? Ich behaupte, daß, wenn mein Klient wirklich den Einbruch verübt hätte, er sich nicht einmal die Mühe genommen haben würde, das Testament zu durchlesen. Dazu hätte er wahrscheinlich keine Zeit gehabt.

Die völlige Unversehrtheit des übrigen Theiles des Kassenschrankinhaltes spricht übrigens schon allein für die hohe Wahrscheinlichkeit meiner Annahme.

Es muß also nothwendigerweise der Thäter eine Person gewesen sein, die ein Interesse daran gehabt hat, das Testament verschwinden zu lassen. Nun wird mir der Herr Ankläger zwar einwenden, daß gerade aus diesem Grunde vielleicht die verblichene Dora v. Gerstenberg einen Helfershelfer zu der Ermordung ihres Oheims gedungen habe.

Aber welchen Grund sollte denn die Dame gehabt haben, das Testament verschwinden zu lassen? War sie nicht dem allgemeinen Glauben nach, der durch thatsächliche Aeußerungen ihres Oheims unterstützt worden war, des Letzteren voraussichtliche Erbin. Es konnte ihr also doch unter allen Umständen nur an der Erhaltung des Testamentes liegen. Selbst aber die Annahme, daß das Testament in Wahrheit nicht zu Gunsten Dora's gelautet und daß diese deshalb eine Beiseiteschaffung angestrebt hat, ist hinfällig, wenn wir bedenken, daß sie durchaus nicht ihres Oheims nächste Erbin war, da sie nur im

zweiten Grade von mütterlicher Seite in einem Verwandtschaftsverhältnisse zu ihm stand, während dem Verblichenen ein Neffe lebt, welcher ein Sohn von dessen leiblichem Bruder ist. Das Nichtauffinden eines Testamentes nach dem Tode ihres Oheims war mithin für die Verblichene gleichbedeutend mit Enterbung.

Also weder Dora, noch ihr angeblicher Helfershelfer konnten ein Interesse an einer Beiseiteschaffung des Testamentes gehabt haben. Es kann sich auch nicht um ein zufälliges Verlieren des Testamentes handeln, sondern ich behaupte, daß die ganze That überhaupt nur dieses Testamentes wegen begangen worden ist.

Es liegt mir fern, Jemanden zu verdächtigen, wenngleich ich auch bedauern muß, daß der Beschluß des hohen Gerichtshofes die Vernehmung des von mir als Zeugen vorgeschlagenen Barons Hugo v. Engler unmöglich gemacht hat. Aber in Wahrnehmung berechtigter Interessen meines Klienten muß ich laut und öffentlich vor aller Welt verkünden, daß wirklich Personen leben, welche zum Mindesten ein großes Interesse für das Verschwinden des vielbesagten Testamentes haben hegen können —"

„Herr Vertheidiger, ich muß Ihnen durchaus verbieten, über abwesende Personen in einer derartigen Art und Weise zu urtheilen," unterbrach hier der Vorsitzende Rudolph schroff. „Es steht Ihnen durchaus nicht das Recht zu, Schlußfolgerungen, die einen ungeheuren Angriff auf die Ehre einer unbescholtenen Persönlichkeit bedeuten, hier in öffentlicher Verhandlung zu ziehen."

„Ich gebe dem Herrn Präsidenten zu bedenken, daß ich hier als Vertreter eines Mannes stehe, dessen Ehre, dessen Leben durch eine ungerechte Anklage bedroht ist," entgegnete Rudolph, „und daß ich nur meine Pflicht zu erfüllen meine, wenn ich die Herren Geschworenen darauf aufmerksam mache, daß andere Personen leben, die einen

ungleich höheren Vortheil durch den Tod des alten Herrn v. Engler gehabt haben können, als günstigsten Falles mein unglücklicher Klient."

Eine allgemeine Bewegung gab sich im Zuhörerraume kund. Man stieß sich an, schüttelte verwundert die Köpfe und tauschte flüsternde Bemerkungen aus. Jeder fühlte unwillkürlich, wohin die Bemerkungen des jungen Rechtsanwalts zielten. Aber gerade darum verstand man sie um so weniger, war doch der davon hart Betroffene der zukünftige Schwager des Redners!

„Aber wenden wir uns zur Katastrophe zurück," fuhr Rudolph, nachdem der Präsident streng Ruhe geboten hatte, in seinem Plaidoyer fort. „Bleiben wir bei der Annahme, daß es Dora v. Gerstenberg gewesen ist, welche den Kassenschrank geöffnet und denselben unachtsam wieder hat zuschlagen lassen. Sie ging in das Schlafzimmer zurück. Ihr Blick fiel auf die in schrecklicher Todesangst verzerrten Gesichtszüge des auf ihr Betreiben ermordeten Oheims, entsetzt wendete sie sich zur Flucht, vielleicht riß sie ihrem Mitschuldigen das Licht aus der Hand, oder dasjenige des Letzteren erlosch von selbst. Durch ihr Entsetzen angesteckt, folgte ihr der Mörder hastiger, als sonst wohl in seiner Art gelegen wäre; dabei ereignete sich dann sein Unfall, der auf der Tapete die blutige Handspur hinterließ. Diese Handspur, meine Herren Geschworenen, ist sehr deutlich, das haben Sie sowohl von dem Herrn Untersuchungsrichter Alberti, als aus dem Munde des Herrn Polizeikommissärs Grösser gehört. Selbst der Erstgenannte, der keinen Zweifel an der Schuld Beck's hegt, muß zugeben, daß die Spur notorisch nicht auf die Hand des heute Angeklagten paßt. Bedeutend entschiedener hat sich Herr Grösser ausgedrückt, dieser hat es sogar auf seinen Eid genommen, daß die Spur mit der Handfläche meines Klienten nicht identisch sein kann. Seine lang-

jährige Praxis und seine vielen Erfahrungen auf diesem Felde befähigen und berechtigen den Herrn Kommissär in erster Linie zu dieser Behauptung.

Wenn aber nun auch diese Erklärung des Herrn Staatsanwalts hinkt — und daß dies der Fall ist, wird wohl Niemand von Ihnen bezweifeln, meine Herren Geschworenen — wenn also die blutige Spur, diese stumme Verrätherin des Mörders, mit der Handfläche meines Klienten nicht übereinstimmt, wenn dieser also nothwendigerweise seine Hände nicht in das rauchende Blut seines Opfers getaucht haben kann, was bleibt dann noch von der ganzen mühsam errichteten Anklage übrig, die darauf berechnet ist, meinen Klienten um Ehre und Leben zu bringen?

Aber ich gehe noch weiter, meine Herren Geschworenen, ich behaupte auch, der Umstand, daß die Tochter meines Klienten jenes, auch von dem Herrn Staatsanwalt vielbesprochenes Werthpacket zugeschickt erhalten hat, in dem sich die fünf fehlenden, trotz aller Haussuchungen nicht aufgefundenen Eintausendmarkscheine, sowie das Brillantschloß der Halskette befunden haben, müßte genügen, um meinen Klienten in Ihren Augen aller Schuld ledig erscheinen zu lassen. Nun hat der Herr Staatsanwalt freilich gemeint, die Zeugin Hedwig Beck vor aller Oeffentlichkeit verunglimpfen zu dürfen. Er hat dies mit einem gewissen ironischen Wohlwollen gethan, indem er davon sprach, daß wohl Niemand der Tochter des Angeklagten wegen dieser versuchten Irreführung der öffentlichen Meinung sonderlich zürnen, sondern ihre übergroße Liebe zum Vater mildernd in Anrechnung bringen werde. Meine Herren Geschworenen, ich glaubte wirklich, nicht recht zu hören, als ich diese verletzenden Worte aus dem Munde des berufenen Vertreters der öffentlichen Anklage vernehmen mußte. Ich will ganz von den innigen Banden

abſehen, welche mich ſelbſt mit der Tochter meines Klienten verbinden, Beziehungen, die wohl Niemand von Ihnen hier ein Geheimniß geblieben ſind, ſondern ich will mich auf den Standpunkt ſtellen, als ob die junge Dame mir ganz wildfremd ſei. Aber auch als ganz objektiver Beurtheiler muß ich es dem Herrn Ankläger ernſtlich verdenken, daß er ein unbeſcholtenes junges Mädchen, nur um die Lücken einer unzureichenden Beweisführung zu verbergen, zu entwürdigen, zu verdächtigen und zur Verbrecherin zu ſtempeln wagt.

Nein und abermals nein! Die Tochter meines Klienten hat nicht eine unwürdige Komödie geſpielt! Ich will aber nicht, daß Sie nur meiner perſönlichen Verſicherung glauben ſollen, ſondern ich bitte Sie, ſeien Sie der wiederholten Hausſuchungen eingedenk, die unter der umſichtigen Leitung des Herrn Gröſſer in der Wohnung Beck's ſtattgefunden haben. Da konnte gar keine Rede von einem Verbergen oder Beiſeitebringen ſein! Die Behauptung des Herrn Staatsanwalts iſt ſchon aus dieſem Grunde unerfindlich, man müßte denn gerade annehmen, daß die Tochter mitbetheiligt an dem furchtbaren Raubmorde ſei und gewiſſermaßen als Mitſchuldige auch vor Ihr heutiges Forum gezogen werden müßte.

Das Werthpacket hat aber auch ein Begleitſchreiben enthalten. Aus dem Munde eines der berufenſten Schriftvergleicher haben wir vernommen, daß die Handſchrift eine verſtellte und keineswegs eine ungebildete iſt, ſondern nur den Anſchein einer ſolchen erwecken ſoll. Wir haben es alſo offenbar mit einem gebildeten Manne zu thun, der heimlich die Zeilen geſchrieben hat, wohl weil ihn das Gewiſſen gefoltert und ihn zu dem Entſchluſſe gedrängt hat, keinen Unſchuldigen an ſeiner Statt leiden zu laſſen. Ich glaube ganz ſicher, daß wir den Mörder in den gebildeten Kreiſen zu ſuchen haben, daraufhin deutet

auch die ſchmale, ariſtokratiſch geformte Spur auf der Gangtapete. Solche länglich geformten, koniſch zugeſpitzten, mit breitem Goldreif geſchmückten Finger, wie ſie dieſer Handſpur eigenthümlich ſind, die in genauer Reproduktion Ihnen Allen vorgelegen hat, vermag kein Mann der unteren Volksſchichten aufzuweiſen.

Alſo alle Verdachtsmomente, die meinen Klienten hinſichtlich der Ermordung des Barons v. Engler bezichtigten, ſind hinfällig. Mein Klient hat zum Ueberfluß freilich erklärt, daß er den ominöſen Grabſtichel ſammt einem guten Theil anderer Inſtrumente bereits am Tage vor dem Morde an den Trödler Schimmel verkauft habe. Der Letztere hat freilich eidlich einen ſolchen Ankauf in Abrede geſtellt — und da Ausſage gegen Ausſage vorliegt, ſo bin ich nicht im Stande, ihn ohne Weiteres Lügen zu ſtrafen.

Aber ich bitte Sie, meine Herren Geſchworenen, Ihre Aufmerkſamkeit auf einige, Ihnen vielleicht nebenſächlich erſchienene Punkte zu richten. Die Beweisaufnahme hat ergeben und es iſt von dem Herrn Staatsanwalt beſtätigt worden, daß am Nachmittage vor dem Morde mein Klient ausgepfändet worden iſt. Das letzte Geld iſt ihm von dem Gerichtsvollzieher, wie ſich ſchon aus dem Protokoll deſſelben ergibt, abgepfändet worden. Der Mann des Geſetzes iſt ſogar vor einer körperlichen Unterſuchung ſeines Klienten nicht zurückgeſchreckt und hat deſſen ganze Barſchaft bis auf wenige Pfennige zu ſich genommen.

Auf der anderen Seite aber iſt nachgewieſen, und ich habe die betreffenden Zeugen einzeln Alle vorführen laſſen, daß mein Klient am Spätnachmittage deſſelben Tages, wenige Stunden nach erfolgter Auspfändung, aber Stunden vor dem Morde, verſchiedene Poſten beim Kaufmann, Bäcker, Arzt und Apotheker im Geſammtbetrage von nahezu fünfzig Mark bezahlt hat. Ich frage Sie nun, meine

Herren Geschworenen, woher soll mein Klient das Geld bekommen haben, wenn nicht aus dem Erlöse für das verkaufte Handwerkszeug? Er kann also, das geht mit zwingender Nothwendigkeit aus dem Angeführten hervor, nicht gelogen haben, wenn er behauptet, sein Handwerkszeug zum Theil an den Trödler Schimmel verkauft zu haben. Er ist also auch faktisch nicht im Besitz des ominösen Grabstichels gewesen, sondern diesen hat Schimmel in der Stunde des Mordes oder wenigstens in den diesem vorausgegangenen Stunden besessen. Es bleibt gar kein anderer Ausweg, als anzunehmen, der Trödler Schimmel hat — aus welchem Grunde sei dahingestellt — einen Meineid geleistet!"

Die Klingel des Präsidenten ertönte. „Ich muß den Herrn Vertheidiger nochmals bitten, sich jeglicher Ausfälle gegen Abwesende zu enthalten," mahnte derselbe in strengem Tone.

„Weil im Uebrigen uns gerade der Trödler Schimmel beschäftigt," fuhr Rudolph fort, ohne sich durch die Zwischenrede des Vorsitzenden im Geringsten beirren zu lassen, „so erlauben Sie mir noch eine Einwendung. Der Herr Ankläger hat vergeblich versucht, den Nachweis wegen eines näheren Verkehrs, in welchem mein Klient mit der verblichenen Dora v. Gerstenberg gestanden haben soll, zu erbringen.

Ich dagegen bin in der Lage, Ihnen, wie Sie aus dem Zeugenverhör entnommen haben, den Beweis zu führen, daß eine zum Mindesten nicht oberflächliche Bekanntschaft zwischen der Todten und dem heute nicht erschienenen Trödler Schimmel bestanden hat. Wenn nun schon Fräulein Dora als Anreizerin zum Morde ihres Oheims gelten soll, so sehe ich nicht ein, warum nicht ebenso gut und sicher aus zwingenderen Gründen wie mein Klient der Trödler Schimmel der Verführte sein soll.

Jedenfalls glaube ich behaupten zu können, daß auf den hageren, zierlich gebauten Mann die ominöse Handspur besser passen dürfte, als auf meinen Klienten. —

Ich komme nun zu dem Todesfall des Fräulein Dora v. Gerstenberg. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Selbsttödtung oder Mord vorliegt. Ich stehe vollständig auf dem Standpunkte des Herrn Staatsanwalts, auch ich glaube, daß die Unglückliche von ihrem Helfershelfer ermordet worden ist — nur erlaube ich mir eine kleine Abweichung von der Meinung des Herrn Anklägers insofern, als ich meinen Klienten nicht für ihren Helfershelfer halte.

Veranschaulichen wir uns die Lage der Dinge.

Die Unglückliche kommt mit ihrem Komplizen vom Morde zurück. Alle ihre Nerven zittern in heftigster Erregung. Offenbar haben nun Beide miteinander gesprochen, vielleicht haben sie sich auch wegen des vorangegangenen Mordes gezankt, vielleicht sind sie nicht einig wegen der Theilung der Beute gewesen ... ich mache Sie dabei auf meine vorhergehende Bemerkung aufmerksam, daß der Raub nur unvollkommen ausgeführt, weil durch einen Zufall der Schlüssel in den Kassenschrank zu liegen gekommen und die schwere Thür zugeschlagen war. Sei dem aber wie ihm wolle, jedenfalls ist die Todesart dieser Dame eigenthümlich genug, um näher beleuchtet zu werden. — Wohlgemerkt, meine Herren Geschworenen, sie starb an Gift, und zwar an einem Gifte, das nur in irgend einer Auflösung unwissentlich genommen werden konnte, also etwa in einem Glase Wein. Ein solches konnte ihr aber doch nur von einem vertrauten Bekannten beigebracht werden, nicht aber von einem von ihr nur für den an ihrem Oheim vollbrachten Mord gedungenen Helfershelfer.

Für meine Behauptung sprechen verschiedene Umstände.

Einem gedungenen Helfershelfer setzt man, besonders,

wenn man wie die Verblichene als geizig verschrien ist, nicht eine geradezu opulente Mahlzeit nebst theueren Weinen vor. Einen solchen Mordgesellen empfängt man nicht festlich im schweren seidenen Kleide, wenn man die Bequemlichkeit liebt und, wie vorher die Köchin, welche den ganzen Tag über um die Person Dora's gewesen ist, ausgesagt hat, es vorgezogen hat, in einem bequemen Hauskleide den ganzen vorhergehenden Tag über einherzugehen. Das Fräulein hat also wirklich großen Werth darauf gelegt, sich in den Augen ihres Helfershelfers vortheilhaft herauszuputzen, auf ihn einen guten Eindruck zu machen, und ihn, das beweist die gute Abendmahlzeit, bei guter Laune zu erhalten. Sie hat den uns unbekannten Helfershelfer empfangen, wie eine ältliche Jungfer den Geliebten zu empfangen pflegt, den sie gern an sich fesseln möchte, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß ich mit meiner Annahme das Richtige getroffen habe.

Dora v. Gerstenberg war, wie die Zeugen aussagten, eine viel zu vorsichtige, ängstliche, mißtrauische Person, als daß sie einen von ihr gedungenen rohen Mordgesellen in das Haus gelassen haben sollte! Sie würde sich demselben ja durch eine solche Handlungsweise selbst auf Gnade und Ungnade überantwortet haben. Es liegt für eine solche Annahme auch nicht der geringste Wahrscheinlichkeitsgrund vor. Aber wir verstehen mit einem Male Alles, wenn wir annehmen, daß es irgend einem Manne gelungen ist, der ältlichen, vielleicht von Liebestollheit befallenen Jungfer eine heftige Neigung vorzuheucheln, sich in ihr Vertrauen einzuschmeicheln und entweder auf ihre Anstiftung hin den Mord an dem Baron zu begehen, oder aber — ich will auch diese Möglichkeit in's Auge fassen — oder aber, sage ich, zuerst das Fräulein zu vergiften und dann erst den Mord an dem alten Manne zu begehen.

Nun frage ich Sie, meine Herren Geschworenen, wie

ſollte denn in aller Welt gerade mein Klient dazu gekommen ſein, in ſolch' ein intimes Verhältniß zu der Ermordeten zu treten? Die Mehrzahl von Ihnen hat meinen Klienten durch lange Jahre perſönlich gekannt, er iſt ja früher hier eine angeſehene, einflußreiche Perſönlichkeit geweſen. Es iſt ihm ſein ganzes Leben lang nichts vorzuwerfen geweſen, im Gegentheil, er galt als das Muſter eines zärtlichen Gatten und Vaters! Ein ſolches galantes Verhältniß koſtet aber Zeit, es müßte ſowohl der Gattin wie der Tochter aufgefallen ſein, daß der Gatte und Vater ſie vernachläſſigte, auch ich, der ich damals tagtäglich in der beſcheidenen Wohnung meines Klienten verkehrte, hätte eine ſolche Wahrnehmung machen müſſen. Aber nichts von alledem war der Fall. — Es läßt ſich kein häuslicherer, kein freundlicherer Gatte und Vater denken, als mein Klient, er gönnte ſich kaum einen flüchtigen Ausgang. Tag und Nacht weilte er an dem Krankenlager ſeines ſterbenden Weibes. Und während dieſer Mann ſein Alles daran ſetzte, Brod für Weib und Kind zu verdienen, während er in rührender Aufopferung beſtrebt war, ſein Weib zu pflegen und es ſich zu erhalten, ſollte ſein Gehirn fieberhaft an der Entwerfung eines ſo überaus keck und kaltblütig in's Werk geſetzten Mordplanes gearbeitet haben?

Sowohl der Herr Staatsanwalt, wie ich ſelbſt, haben verſchiedene Zeugen befragt, ob ſie einen näheren Verkehr zwiſchen der Ermordeten und meinem Klienten wahrgenommen hätten. Aber gerade das Gegentheil iſt der Fall geweſen. Die nächſtbetheiligte Dienerſchaft, die doch Tag und Nacht unausgeſetzt im Hauſe geweſen iſt, hat nicht einmal bemerkt, daß überhaupt nur ein Gruß zwiſchen Beiden gewechſelt worden iſt. Im Gegentheil, Fräulein Dora hat für eine hochmüthige Perſon gegolten, die verächtlich über alle ſchwer mit des Lebens Nothdurft Ringenden abgeurtheilt hat. Der von Sorgen hart bedrängte ehe-

malige Fabrikant nöthigte ihr also sicher kaum ein nichtachtendes Achselzucken ab.

Ich glaube Ihnen durch meine Ausführungen bis jetzt bewiesen zu haben, daß nothwendigerweise ein Anderer den Mord an dem Baron begangen haben muß.

Es bleibt mir nur noch übrig, die Annahme zu erörtern, daß ein doppelter Raubmord vorliegt, der durch einen einzigen Verbrecher verübt worden ist und welchem, gleichmäßig unbetheiligt, Oheim und Nichte zum Opfer gefallen sind.

Obwohl eine solche Annahme angesichts der schweren Belastungsmomente, welche gegen die verstorbene Dora vorliegen, so gut wie ausgeschlossen ist, will ich sie doch mit einigen Worten beleuchten, um zu beweisen, daß auch in diesem Falle mein Klient unmöglich der schuldbeladene Thäter sein kann.

Fräulein Dora kann nur von Jemand vergiftet worden sein, mit dem sie auf vertrautem Fuße gestanden hat, oder der in der Lage gewesen ist, ihr eine Handreichung zu machen. Nehmen wir zuerst den letzteren Fall an, so müßte die heute auf der Zeugenbank befindliche Dienerschaft des Ermordeten schuldig sein. Es müßte sich dann um ein nichtswürdiges Komplott dieser beiden Zeugen handeln. Die Annahme eines solchen kommt aber gar nicht in Frage, denn abgesehen davon, daß wohl auf Niemanden im Saale diese offenbar treuen und redlichen Leute den Eindruck gemacht haben, als ob ihnen die Begehung einer solch' ungeheueren Schandthat zugetraut werden dürfte, besitzen auch Beide schwerlich den hohen Grad der Verschlagenheit, ein Verbrechen zu begehen, wie das uns beschäftigende.

Es bleibt nur noch die Annahme übrig, daß ein mit den Gewohnheiten des Hauses völlig Vertrauter sich in dasselbe eingeschlichen und in einem unbewachten Augenblicke in die Wasserkaraffe oder ein Weinglas der ver-

blichenen Dora das tödtliche Gift geschüttet haben kann. Zur Begehung eines solchen Verbrechens hätte sich der Thäter etwa im Schlafzimmer Dora's verbergen können. Er müßte dann dort die Wirkung des Trankes bei der Dame abgewartet und sich hierauf erst in das Schlafzimmer des alten Herrn begeben haben, um den Mord und den Kasseneinbruch zu begehen. Keinenfalls aber könnte alsdann mein Klient der Thäter sein, da dieser nachgewiesener Maßen bis spät Abends im Kreise seiner Familie geweilt hat.

An ein gewaltsames Einsteigen des Mörders in die Wohnung des Barons ist aber schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil keinerlei Gewaltspuren aufgefunden worden sind, und auch die unteren durch Eisengitter verwahrten Erdgeschoßfenster sich unverletzt zeigten. Ein Einschleichen in das Haus aber hätte höchstens zu einer Stunde stattfinden können, wo die Dienerschaft noch in demselben weilte.

Kurzum, wie wir auch die einzelnen Verdachtsmomente zergliedern und zurechtlegen mögen, überall gewinnen wir die Ueberzeugung, daß der Angeklagte nimmermehr das ihm zur Last gelegte, verabscheuungswürdige Verbrechen begangen haben kann!

Nein, um die Verurtheilung meines Klienten herbeizuführen, hätte der Herr Staatsanwalt wirklich nach besseren und nachhaltigeren Verdachtsmomenten sich umschauen müssen. Mit demselben Rechte, mit welchem man meinen Klienten verdächtigt und ihm in's Gesicht sagt, seine Behauptungen seien Lügen, könnte man auch irgend einen Beliebigen aus den Zeugen herausgreifen, könnte man, wie ich schon erwähnt, zu dem Diener sagen, daß er ein abgekartetes Spiel mit der Köchin getrieben und er mit dieser zusammen es sei, welche jetzt mit kecker Stirn den Gerichtshof belügen, den Mord geplant und begangen haben könnten.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen.

Meine Herren Geschworenen, gleich dem Herrn Staatsanwalt überlasse ich mit gutem Gewissen und froher Hoffnung Ihrem gerechten und weisen Urtheilsspruche das Loos meines Klienten. Bedenken Sie, welch' eine furchtbare Gewalt nunmehr in Ihren Händen liegt! Vor Ihnen steht ein Mann, der auf sein bisheriges Leben frei und offen zurückblicken kann; nicht als Bittender naht er sich Ihnen, nicht als ein um Gnade und Barmherzigkeit Flehender, nein, er steht vor Ihnen wie ein durch Schicksalsschläge aller Art zwar niedergebeugter, aber nicht gebrochener Held und verlangt gebieterisch sein gutes Recht.

Dies ihm zu geben sind Sie ihm, sind Sie dem schwer verletzten Gewissen der öffentlichen Meinung schuldig. Bedenken Sie, was Alles dieser arme, von schweren Schicksalsschlägen zermalmte Mann erlitten hat, seitdem mit rauher Gewalt er von Weib und Kind gerissen worden ist. Und dieser Mann hat Alles muthvoll ertragen, eben weil sein gutes Recht deutlich und klar für ihn sprach, Noth und Schmach, Schande und Lästerung haben ihn bis heute nicht niederzudrücken vermocht. Nun ist es an Ihnen, meine Herren Geschworenen, die Entscheidung zu treffen! Prüfen Sie Ihr Gewissen, fragen Sie vor Gottes Angesicht Ihr Herz, und Ihr Urtheil muß nothwendig ein freisprechendes werden." —

Die Rede des jungen Rechtsanwaltes hatte tiefen Eindruck auf die Geschworenen gemacht. Ihre Mienen waren nachdenklich geworden; während sie nach der Rede des Staatsanwaltes sofort eifrig ihre Meinungen ausgetauscht hatten, blieben sie stumm sitzen und schienen das Gehörte noch weiter in sich fortwirken zu lassen.

19.

Die Geschworenen zogen sich, nach einer unparteiischen Rechtsbelehrung Seitens des Vorsitzenden, in das Berathungszimmer zurück. Beck wurde wieder abgeführt. Er warf einen schmerzlichen Blick auf den jungen Rechtsanwalt, dann drückte er diesem beide Hände.

„Ich sage Ihnen vielen Dank," murmelte er. „Sie haben sich viele Mühe meinetwegen gegeben. Wollte Gott, daß der Erfolg mit Ihnen wäre, aber ich sehe es nur zu deutlich ein, die Maschen des Netzes, in welches man mich verfangen hat, sind allzu feine; die Geschworenen werden mir nicht günstig gesonnen sein."

Rudolph sprach ihm einige Worte des Trostes zu. Dann, als die Ausgangsthür sich hinter dem Angeklagten und seinen beiden Wärtern geschlossen hatte, wendete Rudolph sich hastig um. Jetzt wollte er Hedwig aufsuchen.

Aber ihr Platz auf der Zeugenbank war noch immer leer, auch auf der Stelle, wo er sie vorhin zu sehen vermeint, suchten sie seine Augen vergeblich.

Als er eben im Begriff war, den Zuhörerraum zu betreten, kam ihm der Untersuchungsrichter Alberti entgegen und legte vertraulich eine Hand auf seinen Arm. „Verzeihen Sie, Herr Doktor," meinte er in flüsterndem Tone, „aber mich interessirt in hohem Grade Ihre vorige Auseinandersetzung mit dem Staatsanwalt." Als Rudolph ihn fragend anblickte, setzte er hinzu: „Ich meine Ihren Antrag betreffs der sofortigen Vorladung Ihres zukünftigen Schwagers, des Herrn Baron Hugo v. Engler."

Ein trüber Schatten flog über Rudolph's Gesicht. Die letzten Stunden über hatte er in der glühenden Begeisterung, welche er für seinen Klienten an den Tag gelegt, völlig die Mittheilungen des Polizeikommissärs vergessen gehabt. Jetzt erinnerte er sich mit einem Male wieder an die Unterredung von diesem Morgen.

„In der That," sagte er. „Herr Gröſſer hat mir da eine ganz auffallende Mittheilung gemacht; er hat Sie doch vermuthlich auch unterrichtet?"

„Ich pflog vorhin Rückſprache mit ihm. Er war eben noch im Saale, iſt aber plötzlich abgerufen worden. Er erzählte mir die Chiffrebriefgeſchichte, und dann ſoll auch Ihr zukünftiger Schwager heute Nacht bei dem Trödler geweſen ſein. Was hat das eigentlich zu bedeuten?"

Rudolph zuckte die Achſeln. „Ich glaube, wir ſtehen einer ungeheuerlichen Löſung des Räthſels gegenüber, das uns Alle beſchäftigt," meinte er mit gepreßter Stimme. „Ich bin ſchon die letzte Zeit über aus Herrn v. Engler nicht recht klug geworden, er iſt wortkarg und verſchloſſen, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit. Meine Schweſter hat ſogar wiederholt Veranlaſſung genommen, ſich über ſein Benehmen zu beklagen; wenn dies auch nur in ſcherzender Form geſchah, ſo ſah ich doch, daß ſie nicht mehr zufrieden mit ihm und an ihm ſelbſt irre geworden war."

„Hm, hm, das iſt eigenthümlich. Ich frage mich auch ſchon die ganze Verhandlung über, was das mit den Chiffrebriefen eigentlich zu bedeuten hat? Eine ſolch' geheimnißvolle Korreſpondenz wird doch nur in Ausnahmefällen geführt. Entweder Liebende, die ſich wegen der überwachenden Eltern nicht ſprechen dürfen, oder Leute, die ſonſt gewichtige Gründe haben, von ihrer gegenſeitigen Bekanntſchaft nichts verlauten zu laſſen, wählen dieſen ebenſo beſchwerlichen wie koſtſpieligen Weg gegenſeitiger Verſtändigung."

„Jetzt wird mir erſt klar, warum der Baron geſtern Abend raſch aufbrach," ſchaltete Rudolph ein. „Wir ſaßen im Wohnzimmer, Herr v. Engler plauderte mit meiner Schweſter, plötzlich erklärte er zu einer für ſeine ſonſtigen Gewohnheiten auffällig frühen Stunde, daß er aufbrechen

müſſe. Trotz Hildegard's Bitten, noch ein Stündchen zu verweilen, brach er wirklich ſchon um halb zehn Uhr auf."

„Hm, das gibt zu denken," murmelte Alberti, unterbrach ſich aber in demſelben Augenblicke, als er den Polizeikommiſſär Gröſſer mit erregten Mienen eilfertig auf ſich zukommen ſah. „Nun, Gröſſer, was gibt es?" fragte er.

„Ich habe eine Meldung zu machen, Herr Rath," ſtieß Gröſſer haſtig und ebenſo leiſe hervor. Dabei warf er einen ſchnellen Blick auf den dabeiſtehenden jungen Rechtsanwalt, der zurücktreten wollte.

„Bitte, bitte, wenn es nicht gerade ein Dienſtgeheimniß iſt, können Sie die Meldung ruhig in Gegenwart des Herrn Wichern erſtatten," verſetzte Alberti. „Was iſt geſchehen?"

„Ich ſtehe ſelbſt noch unter dem erſten Eindruck der ſoeben erhaltenen Meldung," berichtete Gröſſer. „Der Trödler Schimmel iſt todt im Bette aufgefunden worden. Die furchtbare Unordnung, die ſich in ſeinem Laden auf Schritt und Tritt zeigt, deutet auf ein ſtattgehabtes Verbrechen hin."

Der Unterſuchungsrichter warf haſtig, während ſein Geſicht Schreck und Beſtürzung ausdrückte, einen Blick auf Rudolph.

Des Letzteren Züge waren todtenbleich und wie entgeiſtert. Ein heftiges Zittern ging durch die Geſtalt des jungen Rechtsanwalts. Der Athem ſchien ihm faſt zu verſagen; zu wiederholten Malen mußte er anſetzen, ehe er ein Wort über ſeine Lippen brachte.

„Was ſagen Sie da?" wendete er ſich an den Polizeikommiſſär. „Der Trödler Schimmel iſt todt aufgefunden worden, im Bett, ſagen Sie, und — und heute Nacht?"

Die beiden Beamten ſahen ſich bedeutungsvoll an, dann warf der Unterſuchungsrichter einen haſtigen Blick um ſich.

„Wir werden hier beobachtet," meinte er, ſich zu einer gelaſſenen Miene zwingend. „Angeſichts dieſes neuen

Ereigniſſes weiß ich allerdings ſelbſt noch nicht, was ich ſagen ſoll," wendete er ſich wieder an den Kommiſſär. „Wer hat die Anzeige gemacht?"

„Der Schutzmann, welcher zur Siſtirung des Trödlers beordert worden war," berichtete Gröſſer. „Er fand die Hausthür offen, aber die Wohnungsthür verſchloſſen; vergeblich klingelte er an dieſer, auch ſein Pochen an den verſchloſſenen Ladenfenſtern blieb erfolglos. Die Nachbarſchaft war ſchon darüber verwundert, daß der Trödler, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſein Geſchäft nicht ſchon ſeit dem frühen Morgen geöffnet hatte. Der Schutzmann holte einen Schloſſer herbei und ließ die Thür öffnen. Im Schlafzimmer fand man den Trödler todt im Bette. Selbſtverſtändlich blieb der Schutzmann zurück und ließ Meldung auf dem nächſten Revier machen."

„Das war gut ſo," verſetzte der Unterſuchungsrichter, nach ſeiner Uhr ſehend. „Wir begeben uns natürlich ſofort an Ort und Stelle. Zum Glück iſt der Herr Kreisphyſikus auch noch im Saale, wir müſſen ihn bitten, ſich ſofort mit uns nach der Wohnung des Todten zu begeben."

Er ſteckte ſeine Uhr wieder ein und ſah den Rechtsanwalt fragend an. „Ich würde Sie erſuchen, ſich uns anzuſchließen, Herr Doktor," meinte er. „Sie haben ja immerhin als Vertheidiger des unglücklichen Beck ein gewiſſes Intereſſe an der ganzen Angelegenheit."

Er wurde durch den Eintritt der Geſchworenen unterbrochen, die mit ihrer Berathung zu Ende gekommen waren und in feierlichem Schweigen, paarweiſe geordnet, in den Saal zurückkehrten.

Rudolph athmete beklommen auf. Nun war er der ſeit Wochen herbeigeſehnten und doch wiederum ſo gefürchteten Entſcheidung nahe!

„Wenn Sie geſtatten, werde ich ſofort nach beendigter Verhandlung im Hauſe des Trödlers erſcheinen. Sie

können sich denken, ein wie lebhaftes Interesse ich an der Sache nehme," entgegnete Rudolph.

Dann verabschiedete er sich hastig von den beiden Herren und eilte auf seinen Platz zu.

Im gleichen Augenblicke trat auch schon der Gerichtshof wieder ein.

Der Präsident befahl, den Angeklagten wieder vorzuführen.

Unter lautloser Stille der Versammlung las dann, nachdem dies geschehen, der Obmann der Geschworenen den gefällten Wahrspruch vor.

„Auf Ehre und Gewissen verkünde ich als Wahrspruch der Geschworenen:

Frage 1. Ist der Angeklagte Karl Beck schuldig, in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli dieses Jahres den Rentner Ludwig v. Engler in dessen Wohnung vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben?

Antwort: Nein.

Frage 2. Ist der Angeklagte schuldig, bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein bei der Ausführung derselben eingetretenes Hinderniß zu beseitigen, oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen, vorsätzlich den Rentner v. Engler getödtet zu haben?

Antwort: Nein.

Frage 3. Ist der Angeklagte schuldig, sich zur Nachtzeit in ein bewohntes Gebäude, zu Begehung eines Raubes, bei welchem der Tod eines Menschen durch Ermordung verursacht worden ist, eingeschlichen und aus einem verschlossenen Kassenschrank Banknoten und Geschmeide im Werth von mindestens zehntausend Mark entwendet zu haben?

Antwort: Ja, mit mehr als sieben Stimmen.

Unterfrage: Sind mildernde Umstände vorhanden?

Antwort: Ja.

Digitized by Google

Frage 4. Iſt der Angeklagte ſchuldig, in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli dieſes Jahres die unverehelichte Dora v. Gerſtenberg durch Verabreichung von Gift vorſätzlich und mit Ueberlegung getödtet zu haben?

Antwort: Nein.

So wahr mir Gott helfe!"

Ein dumpfes Gemurmel erhob ſich im Saale, als der Obmann der Geſchworenen mit der Verleſung der Antworten zu Ende gekommen war.

Beck, auf den nun alle Blicke ſich richteten, ſtand ſchweratmend in der Anklagebank.

Als aber Rudolph tiefergriffen ſich nach ihm umwandte und ihm vor aller Oeffentlichkeit die beiden Hände herzlich ſchüttelte, da war es um ſeine Faſſung geſchehen. Der ſtarke Mann ſank auf ſeinen Sitz nieder und verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Der Gerichtshof zog ſich zur Berathung zurück.

Schon nach wenigen Minuten erſchien er wieder im Saale.

Das Urtheil lautete auf insgeſammt neun Jahre Gefängniß und auf Ehrverluſt in gleicher Dauer. In kurzer, gedrängter Form entwickelte der Präſident die Beweggründe, welche den Gerichtshof zu dieſem verhältnißmäßig milden Urtheil veranlaßt hatten.

„Angeklagter," wendete ſich dann der Präſident an Beck, „es ſteht Ihnen gegen dieſes Urtheil das Rechtsmittel der Reviſion zu, welches Sie binnen acht Tagen ſchriftlich oder mündlich durch Ihren Herrn Vertheidiger bei der Gerichtsſchreiberei anzumelden haben."

Rudolph hatte ſich dem Präſidenten wieder zugewandt. „Im Auftrage meines Klienten melde ich ſchon jetzt die Nichtigkeitsbeſchwerde gegen das gefällte Urtheil an," verſetzte er mit klarer, weithintönender Stimme. „Die Vertheidigung iſt in der Vorladung der Zeugen ungebührlich

beſchränkt worden. Es wird Sache des Reichsgerichts ſein, ſich mit der Frage zu befaſſen, ob das Urtheil nicht kaſſirt und an die erſte Inſtanz zurückgewieſen werden muß."

„Sie wollen Ihren Antrag bei der Gerichtsſchreiberei zu Protokoll geben," verſetzte der Präſident trocken. „Der Angeklagte bleibt natürlich in Haft und iſt abzuführen."

Dann erklärte er die Verhandlung für geſchloſſen.

Rudolph gab ſchmerzlich bewegt ſeinem Klienten das Geleit bis an die Ausgangsthür des Saales; dort tauſchten ſie nochmals einen herzlichen Händedruck miteinander aus.

„Muth, Herr Beck, Muth und Gottvertrauen!" ſagte er mit bedeutungsvoll klingender Stimme, dem halb Verzweifelten in die Augen ſchauend. „Ich glaube, es will Tag werden, noch kann ich mich freilich nicht auslaſſen, ich will keine unnützen, nichtigen Hoffnungen in Ihnen erregen, aber es tagt, es tagt!"

Beck hatte nur ein trübes Lächeln. „Für mich iſt es Nacht geworden," murmelte er mit gebrochener Stimme. „Sorgen Sie für mein Kind, ich wünſche mir nur noch einen Freund, den Tod!"

Damit wurde er abgeführt.

Erregt wendete auch Rudolph ſich der Ausgangsthür zu. Da wollte es der Zufall, daß er Hedwig endlich begegnete. Sie ſtanden ſich plötzlich mitten in der vorüberwogenden Menſchenmenge gegenüber; ſie wußten ſelbſt nicht wie.

Haſtig faßte Rudolph ihre Hand und zog das junge Mädchen abſeits in eine vor dem Anwaltszimmer ſich befindende Niſche. „Hedwig, ich bitte Dich, ein Wort, nur ein einziges Wort!" flüſterte er mit zuckenden Lippen. Und dann, als ſie ſich allein einander gegenüber ſtanden, ſetzte er leiſe hinzu: „Warum biſt Du vor mir geflohen?"

„Mußte ich nicht?" ſtöhnte Hedwig leiſe. „Hat der

unglückliche Ausgang des Prozesses Deinem Vater nicht Recht gegeben? O, mein armer, armer Vater!"

„Hoffnung, Muth, Geliebte, Muth!" hauchte Rudolph, tiefbewegt ihre Hand ergreifend und trotz ihres Widerstrebens an die Lippen ziehend. „Ich sprach soeben noch den Vater, ich sagte ihm als letztes Wort: es tagt! Hedwig, Dir kann ich es sagen, ich glaube, daß Dein Vater frei sein wird, noch ehe eine Woche in's Land gegangen ist, aber freilich — um welchen Preis! O Gott, meine arme, arme Schwester!"

Hedwig sah ihn fassungslos an. „Mein Gott, was sprichst Du? Ich verstehe Dich nicht!"

„Ich darf Dir jetzt nicht länger Rede stehen; versprich, daß Du mir nicht wieder verloren gehen willst. Darf ich Dich heute noch bei Deiner früheren Wirthin sprechen? Es geht um Dein eigenes Glück, um dasjenige Deines Vaters!"

„Mein Gott, was ist geschehen, liegt denn nicht alle Hoffnung zertrümmert am Boden?" murmelte das junge Mädchen, noch immer fassungslos.

„Nein, Hedwig, nein!" entgegnete Rudolph, tief aufseufzend, „Deine Lebenssonne will sich aus dem sie verdunkelnden Gewölk wieder hervorringen, dafür aber geht eine andere Sonne unter. O Gott, meine arme, arme Hildegard, wie wird sie das Ungeheuere ertragen?"

Ein Schutzmann, der schon eine Weile im Hintergrunde des Ganges gestanden hatte und offenbar auf den Rechtsanwalt wartete, trat hinzu. „Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber der Herr Untersuchungsrichter Alberti läßt Sie bitten, möglichst schnell in einem Wagen nach dem Hause des Trödlers Schimmel zu kommen; er schickt mich von dort."

„Ich komme sofort," entgegnete Rudolph dem Beamten und sich dann wieder an Hedwig wendend, fuhr er in bittendem Tone fort: „Nicht wahr, ich darf auf Dich

bauen; Du wirſt nicht wieder vor mir fliehen, wenigſtens in den nächſten Tagen nicht; Du erwarteſt mich?"

Das junge Mädchen nickte ihm weinend zu. „Ich weiß nicht, welches wunderbare Gefühl mich durchſtrömt, ich bin Dir ſo viel Dank ſchuldig für heute, gewiß, ich will Dich erwarten!"

„Auf Wiederſehen, auf Wiederſehen!" ſtammelte der junge Rechtsanwalt. Seiner Bewegung ſelbſt nicht mächtig beugte er ſich über das junge Mädchen und küßte es auf die Stirn.

Erſchauernd ließ es Hedwig willenlos geſchehen. Mit ſchwimmenden Augen ſah ſie dem haſtig Davoneilenden nach.

Erſt nach einer Weile vermochte ſie ſich von der Stelle zu bewegen. Um jeden Preis wollte, mußte ſie nach der überlangen Trennung jetzt ihren Vater ſprechen; man durfte es ihr nicht länger verwehren.

Ein Gerichtsdiener brachte ſie nach dem Amtszimmer des Gerichtspräſidenten.

Und während Rudolph dem Hauſe des Trödlers Schimmel zufuhr, betrat Hedwig mit klopfendem Herzen das Unterſuchungsgefängniß.

20.

Eine dichte Menſchenmenge hielt das Haus des Trödlers umlagert, als Rudolph vor demſelben anfuhr.

Zwei Schutzleute ſtanden vor der Hausthür, ſie hatten bereits die Weiſung von dem Unterſuchungsrichter erhalten, dem ihnen bekannten Rechtsanwalt freien Durchgang zu geſtatten.

Im Hauſe ſelbſt wußte Rudolph von früher her noch gut Beſcheid. Wie oft war er doch die ſchmale, enge Treppe, die zum erſten Stockwerk führte, hinaufgeſtiegen, und um wie viel glücklicher hatte damals ſein Herz geſchlagen!

Eine bittere, wehmüthige Empfindung war es, die das Herz des Rechtsanwalts bei diesem Gedankengange beschlich, aber entschlossen biß er die Zähne zusammen.

Er wendete sich der offenstehenden Eingangsthüre des Erdgeschosses, die zur Wohnung Schimmel's führte, zu. Schon im Vorraume, der augenscheinlich das Magazin des Trödlers darstellte, traf Rudolph auf den Polizeikommissär und einige Kriminalbeamte. Letztere trugen brennende Kerzen und leuchteten dem Kommissär bald da, bald dort in die dunklen Winkel und Ecken der Wohnräume. Unordnung herrschte überall; in buntem Durcheinander waren Kleidungsstücke, Waffen und andere Geräthschaften auf einen Haufen geworfen. Alle Mobilien standen weit von den Wänden gerückt, und mit prüfendem Klopfen untersuchte der Kommissär die Dichtigkeit der Wände.

Er nickte Rudolph freundlich zu, ohne sich indessen in seiner Beschäftigung stören zu lassen. „Sie kommen zur rechten Zeit," meinte er. „Der Untersuchungsrichter ist nebenan bei der Leiche; der Kreisphysikus ist, glaube ich, eben mit der Untersuchung fertig geworden."

Als Rudolph in das Nebenzimmer eintrat, einen düsteren, langgestreckten, einfensterigen Raum, fand er die beiden Herren in offenbar erregtem Gespräche.

Der Untersuchungsrichter sah ihn kaum eintreten, als er auch schon auf ihn zueilte. „Hören Sie, das ist fast unglaublich!" rief er mit allen Anzeichen äußerster Erregung. „Der Herr Kreisphysikus hat bei dem Trödler eine Vergiftung durch Tikunagift festgestellt!"

Die Wirkung dieser Worte auf Rudolph war eine gewaltige. „Unmöglich!" murmelte er, näher an das Bett herantretend, auf welchem der Leichnam lag.

Mit zitterndem Widerscheine fielen die Lichtstrahlen der Kerzen auf das vergilbte, wächserne Angesicht des Todten, der scheinbar während des Schlafes im Bette gestorben war.

„Tikunagift? Wie soll denn der Trödler in den Besitz desselben gekommen sein, es ist ja dasselbe seltene Gift, an welchem Dora v. Gerstenberg gestorben ist?“

Alberti nickte vielsagend mit dem Kopfe. „Ich fürchte, wir stehen einer unerwarteten Lösung des ganzen Geheimnisses gegenüber,“ versetzte er dann in gedämpftem Tone. „Lassen Sie sich, bitte, die Einzelheiten von dem Herrn Kreisphysikus berichten. Ich muß gestehen, ich habe eine lange Praxis hinter mir und bin so ziemlich gegen alle Zwischenfälle abgestumpft, aber die heutige Entdeckung gibt mir zu denken.“

„Die Sache liegt einfach genug,“ nahm der Kreisphysikus das Wort, indem er dicht an den Leichnam herantrat. „Es liegt hier offenbar kein Selbstmord, sondern ein Verbrechen vor.“

Rudolph entfärbte sich. „Ein Verbrechen, sagen Sie?“ murmelte er mit unsicher klingender Stimme, während der Gedanke durch sein Gehirn schoß, daß sein zukünftiger Schwager stundenlang in der vergangenen Nacht bei dem Trödler verweilt hatte.

„Ja, wir haben es mit einem Verbrechen zu thun, das spätestens um ein Uhr Morgens begangen worden sein muß,“ bestätigte der Kreisphysikus.

Von Neuem erschrak Rudolph heftig; er öffnete seine Lippen, wie um zu sprechen, aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen, denn die Eröffnung des Arztes hatte ihn furchtbar erschüttert.

Um ein Uhr sollte das Verbrechen in diesem Raume begangen worden sein, nach der Aussage des Polizeikommissärs hatte Hugo bis dreiviertel vier Uhr Morgens im Hause verweilt, dessen einziger Bewohner zur Zeit der Trödler war.

„Aber wie kommen Sie dazu, hier ein Verbrechen anzunehmen?“ stammelte Rudolph endlich, um nur etwas zu sagen.

Der Kreisphyſikus rückte ſeine Brille zurecht. „Die Sache liegt einfach genug," verſetzte er, indem er das Deckbett zurückſchlug, ſo daß der ganze Körper ſichtbar wurde. „Sehen Sie dieſe unnatürliche gekrümmte Lage der Glieder, die niemals ein auf natürlichem Wege im Bett Geſtorbener einnimmt; im Gegentheil, der Tod ſtreckt die Glieder, aber er krümmt ſie niemals. Daraus geht zweifellos hervor, daß der Tod dieſes Mannes nicht im Bette ſtattgefunden, und daß man ihn erſt nach erfolgtem Tode entkleidet und zu Bette gebracht hat. Dafür, daß er dies nicht ſelbſt gethan haben kann, ſpricht ſchon die Art des Giftes, deſſen Wirkung, wie Ihnen als Vertheidiger in dem Prozeß wider Beck bekannt ſein wird, eine ſofortige iſt."

„So würde es ſich alſo wirklich um einen Mord handeln?" murmelte Rudolph verſtört.

„Daran kann kein Zweifel ſein," verſetzte der Arzt. „Aus dieſem Glaſe hat der Unglückliche ſeinen Todestrunk gethan; es befindet ſich noch ein ſchwacher Reſt im Glaſe, und ſelbſt mit bloßem Auge ſind Spuren einer mineraliſchen Subſtanz wahrnehmbar."

„Ich glaube Ihnen," ſtammelte Rudolph beklommen, indem er zugleich einen unſicheren Blick auf den Unterſuchungsrichter warf. „Aber wenn ein Mord vorliegt, ſo muß es nothwendigerweiſe einen Mörder geben, und wer — wer könnte dieſer Mörder ſein?"

Seine Stimme brach während der letzten Worte, er mußte die Augen vor dem theilnahmsvollen Blick des Unterſuchungsrichters niederſchlagen.

Doch dieſer legte ihm ermuthigend die Hand auf die Schulter. „Noch iſt nichts bewieſen," verſetzte er, „obwohl freilich ein furchtbarer Verdacht vorliegt: Sie ſehen mich ſelbſt äußerſt ergriffen, aber wer hätte denken können —"

Ein Seufzer glitt über die Lippen Rudolph's. „Arme

arme Schwester," murmelte er unhörbar und wendete dann, unfähig, die in ihm gährende Erregung länger zu verbergen, hastig sein Gesicht zur Seite. Gleich darauf jedoch meinte er, dem Untersuchungsrichter wieder zugewandt: „Noch Eines. Ein Mord, dieses fürchterlichste aller menschlichen Verbrechen, will eine Ursache haben, selbst der verthierteste Verbrecher schreckt ohne gegründete Ursache vor einer brutalen Mordthat zurück. Warum also hat der Mörder jenes Mannes dort ihn mit demselben Gifte getödtet, welchem Dora v. Gerstenberg vor Monaten erlegen ist?"

Der Untersuchungsrichter sah ihn lange schweigend an. „In Ihrer Frage liegt auch schon die Antwort," versetzte er. „Ich glaube, wir Alle, einzig Sie ausgenommen, haben dem armen Beck furchtbar Unrecht gethan! Aber wer konnte ahnen —"

„Was werden Sie jetzt thun?" unterbrach ihn Rudolph. „Im Namen meines Klienten muß ich Sie bitten, keinen Augenblick zu verlieren."

Alberti erfaßte die eine der ausgestreckten Hände Rudolph's und drückte sie warm. „Ich werde meine Pflicht thun, so schwer sie mir auch in diesem Falle ankommen mag," versetzte er in eindringlichem Tone.

In Rudolph's Augen leuchtete es jäh auf. „Nehmen Sie keine Rücksicht, weder auf mich, noch auf meine Familie," stieß er hervor. „Die Ehre eines unschuldigen Mannes liegt zertrümmert am Boden, seine Zukunft ist vernichtet. An uns ist es jetzt, den im Dunklen verborgen gewesenen wirklichen Thäter zu brandmarken und zu entlarven."

In diesem Augenblicke erschien der Polizeikommissär auf der Thürschwelle; sein Angesicht wies einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von Triumph und Ueberraschung auf. „Wenn ich Sie bitten darf, meine Herren," rief er.

Digitized by Google

„Wir haben soeben einen höchst eigenthümlichen Fund gemacht. Ich bitte, treten Sie näher, Herr Untersuchungsrichter."

Die beiden Herren sahen beim Herzutreten eine Anzahl verrosteter Instrumente auf dem Tische liegen.

Von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, hob der Untersuchungsrichter eines der Instrumente prüfend in die Höhe. Eine unverkennbare Bestürzung prägte sich sogleich in seinen Zügen aus.

„Also doch!" stieß er fast rauh hervor. „Sie haben Recht behalten, lieber Grösser!"

„Ich wußte es von vornherein."

„Aber um des Himmels willen, wie sind Sie zu diesem Funde gekommen?"

„Ich glaubte die Gelegenheit benutzen zu sollen. In diesem Falle war eine Haussuchung so wie so gesetzlich vorgeschrieben, da ja eine Beschlagnahme des Nachlasses gerichtlicherseits erfolgen muß. Umsonst aber ließ ich alle Möbel von den Wänden abrücken und suchte nach hohlen Stellen in der Wand; es fand sich zuerst nicht das Geringste. Schon wollte ich von meinen Bemühungen ablassen, als es mir auf einmal einfiel, auch in den oberen Räumen, in der leer stehenden Wohnung des Mechanikers Beck Umschau zu halten. Die Vergeblichkeit meines bisherigen Suchens hatte die Vermuthung in mir zur Gewißheit erstarken lassen, daß der schlaue Fuchs fürsorglich es einzurichten gewußt hatte, selbst im Falle einer Haussuchung seinen Rücken gedeckt zu behalten. Meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht. Zuerst blieb freilich auch oben innerhalb der kahlen Wände mein Bemühen vergeblich. Da kam ich auf den Einfall, in dem früheren Arbeitszimmer Beck's die blechernen Becher, welche unterhalb des Fensterbrettes in dessen Mitte zur Aufnahme des einfließenden Regenwassers angebracht waren,

abzuheben. Zu meiner Ueberraſchung gewahrte ich hinter derſelben eine Höhlung in der Mauer, die ſich, wie ich beſtimmt weiß, zur Zeit der Hausſuchung bei der Verhaftung Beck's noch nicht in der Wand befunden hatte. Ein einziger Griff brachte mich in den Beſitz der darin verborgen liegenden Inſtrumente. An den anderen Fenſtern fand ich überall die Becher vorſichtig befeſtigt. Aber während die übrigen als Beweis, daß ſie ſeit Monaten unverrückt am Platze geblieben, mit Spinngeweben dicht überzogen waren, fehlten letztere an dem das Verſteck der Inſtrumente verbergenden Becher, ein ſicheres Zeichen, daß derſelbe neuerdings abgehoben worden iſt. — Ich fand auch noch etwas Anderes in dem Verſteck," fuhr der Kommiſſär fort. „Wollen Sie die Güte haben, Herr Unterſuchungsrichter, dieſe Papiere zu prüfen?"

Ueberraſcht nahm Alberti aus den Händen ſeines Untergebenen einige vergilbte, beſchriebene Wechſelformulare entgegen. „Hm, hm," ſagte er dann kopfſchüttelnd, „das iſt mehr wie ſonderbar, das ſind ja längſt verfallene Accepte. Hier die Querſchrift lautet: Ludwig v. Engler. Acceptant iſt Hugo v. Engler. Ludwig v. Engler iſt ja der Name des ermordeten Rentiers, und der Ausſteller Hugo iſt ſein Neffe. Aber wie kommt der Trödler in den Beſitz dieſer Accepte? Sie ſind längſt verfallen und es handelt ſich immerhin um beträchtliche Summen: 1700, 2100, 1850 Mark. Um ſo befremdlicher iſt es, daß Schimmel dieſe nun ſchon beinahe werthlos gewordenen, weil nicht proteſtirten Wechſel ſo ſorgſam in Verwahrung gehalten hat."

Der Polizeikommiſſär ſchaute ſich die Wechſel ebenfalls nochmals an. „Noch ſonderbarer iſt es," ſchaltete er nachdenklich ein, „daß der Trödler, der doch in Geldſachen äußerſt genau geweſen ſein ſoll, die längſt verfallenen Accepte nicht bei dem Erbſchaftsgericht eingereicht

hat, das sich mit dem Nachlaßprozesse des Ermordeten zu befassen hat. Der Ermordete war doch Acceptant, die Wechsel mußten auf jeden Fall honorirt werden."

Rudolph stand abseits, das Haupt tief auf die Brust gesenkt. „Jetzt begreife ich auf einmal die nächtliche Anwesenheit Hugo's," stöhnte er. „O, es will gräßlich Tag werden in mir! Meine arme, arme Schwester!"

Alberti war einige Male in tiefem Nachsinnen auf und nieder geschritten. Als er eben wieder an Grösser vorbeikam, redete ihn dieser an.

„Ist es Ihnen bekannt, Herr Rath, daß der Trödler Schimmel zu seinen Lebzeiten oft schmutzige Geldgeschäfte mit jungen Lebemännern gemacht hat?" fragte er.

Alberti blieb stehen und nickte mit dem Kopfe. „Allerdings," versetzte er. „Ich habe manche Untersuchung leiten müssen, die auf des Trödlers Betreiben wider Mitglieder unserer besseren Stände eingeleitet worden ist. In allen Fällen handelte es sich ausnahmslos um recht schmutzige Geldgeschäfte."

„Dasselbe wird auch hier der Fall sein," fiel Grösser ein. „Ich habe, soviel ich das im Geheimen thun konnte, genaue Erkundigungen über den jungen Baron v. Engler eingezogen. Derselbe ist durchaus vermögenslos, er hat sich mit seinem Oheim seines leichtsinnigen Schuldenmachens wegen verfeindet. Derselbe hatte wiederholt seine Schulden bezahlt, aber schließlich seine Hand gänzlich von ihm abgezogen. Nur dem Umstand, daß es dem jungen Baron gelungen ist, sich mit der Tochter unseres hochangesehenen Fabrikanten Wichern zu verloben, hat ihn noch über Wasser gehalten. Natürlich wurde ihm jetzt wieder Kredit gewährt."

Der Kommissär warf einen bedauernden Blick auf Rudolph. Alberti aber ergriff dessen Hand. „Tragen Sie das Unvermeidliche," sagte er in warmem Tone. „Die

Antheilnahme aller billig Denkenden ist Ihnen sicher. — Aber zur Sache," wendete er sich gleich darauf zu Grösser, „sämmtliche Appoints sind an ein und demselben Tage ausgestellt, und zwar am 28. Januar dieses Jahres."

„Das wäre also gerade um die Zeit der Verfeindung zwischen Oheim und Neffe gewesen," fiel der Kommissär ein.

„Jawohl," bestätigte Rudolph. „Die Ausstellung der Wechsel muß sogar erst nachher stattgefunden haben. Ich fragte ja den Diener heute in der Verhandlung darnach, er konnte den Zeitpunkt genau bestimmen. Oheim und Neffe verfeindeten sich an des Ersterem Geburtstage, am 24. Januar."

Die Herren tauschten einen vielsagenden Blick miteinander aus.

„Dann wären die Accepte wohl schwerlich echt," nahm Alberti wieder das Wort.

„Das ist auch meine Meinung," rief Grösser. „Der alte Baron, der äußerst genau gewesen ist, würde schwerlich dem von ihm seiner Verschwendung wegen verstoßenen Neffen diese Summen in Accepten eingehändigt haben."

„Sie fanden die Papiere oben in der früheren Wohnung Beck's?"

„So ist's. Der Trödler mag sich in der eigenen Wohnung nicht sicher gefühlt haben. Es lag ihm offenbar Alles daran, die Papiere verborgen zu halten, vielleicht auch vor dem heimlichen Besucher von heute Nacht."

Der Untersuchungsrichter richtete sich auf. „Angesichts der hier zu Tage getretenen Umstände bin ich genöthigt, zur sofortigen Verhaftung des Barons zu schreiten. Sie werden die Verhaftung vollziehen, Herr Polizeikommissär, und zwar, da mir zur Ausfertigung eines Haftbefehls keine Zeit übrig bleibt, in Form einer vorläufigen Sistirung."

„Wenn Sie gestatten, schließe ich mich Herrn Grösser

an," fiel Rudolph erregt ein; „ich glaube schon im Namen meines Klienten diese Bitte aussprechen zu dürfen."

„Selbstredend, Herr Wichern. Wir verdanken ja Ihrem Scharfsinn das Meiste in diesem Falle. Schließen Sie sich dem Kommissär an. — Wir inzwischen," wendete er sich an den Kreisphysikus, „können unsere Arbeit in diesem Hause beenden. Zwei Schutzleute bleiben zu unserer Verfügung hier," ordnete er alsdann an. „Zwei Kriminalbeamte werden Ihnen gleichfalls genügen, Herr Grösser?"

„Ich komme so wie so am Justizgebäude vorüber," entgegnete der Angeredete. „Bei dieser Gelegenheit kann ich ja, da ich das für wünschenswerth halte, mir noch einige weitere Leute mitnehmen."

„An's Werk denn," entschied Alberti. „In spätestens einer Stunde werde ich in meinem Amtszimmer sein."

Rudolph und der Kommissär empfahlen sich von den anderen Herren. Tief bewegt schritt der junge Rechtsanwalt neben dem Kommissär.

Noch nie in seinem Leben, selbst nicht damals, als sein eigenes Lebensglück so furchtbar durch die wider Beck erhobene Anklage bedroht worden war, hatte ihn eine solche Erschütterung erfaßt, wie sie eben sein Herz durchbebte.

Im Hausgang blieb Grösser vor dem Rudolph ebenfalls bekannten Kriminalschutzmann Pohl stehen. „Ihnen ist der junge Baron v. Engler bekannt?" fragte er.

„Gewiß, Herr Kommissär," entgegnete der Beamte.

„Nehmen Sie noch Schröter und Braun zur Hilfe, begeben Sie sich mit denselben nach dem Bahnhofe. Eine Abreise des Barons muß auf jeden Fall verhindert werden. Schlimmsten Falles schreiten Sie zur Verhaftung."

Grösser sann einen Augenblick nach, dann winkte er noch einen zweiten Kriminalschutzmann zu sich heran. „Eilen Sie auf das nächste Polizeirevier und holen Sie sich etwa vier Mann zur Unterstützung; mit diesen be-

geben Sie sich in die Nähe der Wichern'schen Fabrik vor dem Neuen Thore. Ist Ihnen die Oertlichkeit dort bekannt?"

„Ganz genau," versicherte der Beamte. „Ich arbeitete, ehe ich beim Militär eintrat, bei dem Vater des Herrn Doktors."

„Gut, Sie werden genau die ein- und ausgehenden Personen beobachten. Falls der junge Baron v. Engler die Villa verlassen sollte, verfolgen Sie ihn unauffällig und lassen mir sofort Meldung erstatten, wohin er sich begibt."

Dann stieg der Kommissär mit Rudolph in den noch auf Letzteren harrenden Wagen und rief dem Kutscher einige Worte zu, die ihn zum beschleunigten Fahren antrieben.

In wenigen Minuten schon hatten sie das Justizgebäude erreicht.

Der Kommissär bat Rudolph, ihn im Wagen zu erwarten, dann stieg er aus und eilte in das Gebäude. Schon nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, von sechs Geheimpolizisten begleitet.

Zwei derselben nahmen auf der Vorderseite des Wagens Platz, während die vier Anderen der nahe gelegenen Droschkenhaltestelle zueilten und sich dort in einen Wagen schwangen.

„Kaiserstraße 37," befahl der Kommissär.

Beide Wagen setzten sich eilfertig in Bewegung. Zehn Minuten später hatten sie das Ziel erreicht, und die Herren stiegen aus.

Ueber die teppichbelegte Treppe eilte der Kommissär mit Rudolph, gefolgt von zwei der Kriminalbeamten, nach dem ersten Stockwerk empor.

Vor einer eleganten Glasthür blieben sie stehen.

Ein Porzellanschild und eine Visitenkarte fanden sie

Digitized by Google

an derselben angebracht. „Verwittwete Magistratssekretär Godesberger“ lautete die Aufschrift des Schildes. Die feingestochene, mit einer Freiherrnkrone geschmückte Karte trug den Namen Hugo's.

Auf das Klingeln Gröffer's wurde die Thüre sofort geöffnet. Eine ältliche, hagere Dame erschien und frug erstaunt nach dem Begehr der Herren.

„Ich wünsche den Baron v. Engler zu sprechen,“ nahm der Kommissär sofort das Wort, während er an der alten Dame vorüber in den Korridor eintrat.

„Ich bedaure, der Herr Baron ist ausgegangen.“

„So führen Sie uns in die Wohnung desselben.“

Die Dame zögerte und schaute mißtrauisch den Kommissär an. „Wenn ich mich nicht irre, waren Sie schon einmal hier und fragten nach dem Herrn Baron,“ meinte sie alsdann. „Ich kann Sie doch nicht so ohne Weiteres in die Wohnung des Herrn Barons während dessen Abwesenheit geleiten.“

Der Kommissär knöpfte statt jeder Antwort seinen Rock auf und wies auf das unter demselben angebrachte Dienstschild. „Ich komme im Auftrage des Herrn Untersuchungsrichters,“ sagte er; „führen Sie uns nach der Wohnung des Herrn Barons.“

Die alte Dame erschrak so heftig, daß sie an allen Gliedern zu zittern begann. „Mein Himmel, was ist geschehen? Das Gericht und die Polizei in meiner Wohnung?“

Aber Gröffer wies die Jammernde kurz zur Ruhe und trat durch die inzwischen geöffnete Zimmerthür in das Wohngemach des Abwesenden ein.

Es war ein sehr elegant ausgestatteter zweifensteriger Raum.

Der Kommissär ließ einen flüchtigen Blick durch denselben gleiten, dann schritt er nach der nebenan gelegenen Schlafstube und betrachtete dieselbe ebenfalls.

Hierauf kehrte er zu den auf der Thürschwelle Stehengebliebenen zurück.

„Wann ist der Herr ausgegangen?" fragte er die noch immer zitternde alte Dame.

„Es ist noch ziemlich früh gewesen, vielleicht zwischen elf und zwölf Uhr. Sonst pflegt der Herr Baron erst um drei Uhr wegzugehen. Auch war derselbe heute so ganz anders, als sonst. — Mein Himmel, es wird sich doch nichts Schlimmes ereignet haben?"

„Wissen Sie zufällig, wann er gestern nach Hause gekommen ist?"

„Ich habe ihn nicht gehört, aber mein Dienstmädchen meinte, es sei schon stark auf den Morgen gegangen, denn sie habe bereits an's Aufstehen gedacht."

Grösser verneigte sich dankend. „Sie Beide," wendete er sich an die mitgenommenen Schutzleute, „werden ein genaues Inventar der Wohnung des Barons aufnehmen und alsdann das Zimmer unter amtlichen Verschluß legen," befahl er. „Wir aber," setzte er zu Rudolph gewendet hinzu, „werden uns schleunigst nach der Fabrik Ihres Herrn Vaters begeben. Ich glaube nicht mit Unrecht annehmen zu dürfen, daß wir den Gesuchten dort finden werden."

21.

Fast zur selben Stunde, in der die Geschworenen sich zurückgezogen hatten, um den Wahrspruch über Karl Beck zu berathen, saß Hildegard in der Wohnstube mit einer Handarbeit beschäftigt.

Sie sah noch bleicher und niedergeschlagener aus, wie am vorhergehenden Abend. Ungeduldig verfolgte sie den Zeiger der tickenden Wanduhr, welcher ihr noch niemals so schneckenhaft langsam von der Stelle gerückt zu sein schien.

Sie hatte Rudolph gebeten, ihr von dem Ausgange

der Gerichtsverhandlung, falls er nicht selbst kommen könnte, sofort Nachricht zu senden. Nun wies die Uhr schon auf die zweite Nachmittagsstunde, und noch immer hatte sie keine Nachricht.

Draußen wirbelte der Wind die falben, herbstlich gefärbten Blätter durch die Luft. Die Bäume zeigten schon kahle Aeste und der Blüthenschmuck der sorgfältig gepflegten Teppichbeete war dahin. Ueber Nacht hatte Alles einen grauen, fahlen Anschein erhalten.

Hildegard vermochte von ihrem Fensterplatze aus über den Park hinweg bis auf die Straße zu schauen, so gelichtet hatte sich schon das bis dahin so dichte Gezweig.

Mechanisch verfolgte sie einen Wagen, der sich in beschleunigtem Trabe durch die entblätterte Ahornallee den Fabrikgebäuden näherte. Erst als er dann mit plötzlichem Rucke vor dem Portale der Villa hielt, durchzuckte sie der Gedanke, daß vielleicht ein Bote von Rudolph kommen werde, um ihr das Endergebniß der Verhandlung zu melden.

Als sie nun aber die Gestalt ihres Bräutigams den Wagen verlassen sah, durchzuckte ihr Herz ein gar seltsamer Schauer.

Sie schalt sich selbst, daß nicht helle Freude ihr Inneres durchzuckte; kam Hugo doch früher, als sie selbst anzunehmen gewagt hatte. Er pflegte in der Regel erst nach dem Essen zu kommen, um dann den Abend bei ihr zu verbringen.

Gleich darauf trat er ein und eilte, offenbar in großer Erregung, auf seine Braut zu, die noch immer am Fenster stehen geblieben war. Er erfaßte mit bebendem Drucke ihre Hände. „Hildegard, ich komme —" brachte er mit solch' entstellter, rauh klingender Stimme hervor, daß er selbst erschrak und jäh wieder verstummte.

Das junge Mädchen bebte am ganzen Körper. „Mein

Gott, wie biſt Du erregt!" hauchte ſie endlich, den zagenden Blick noch immer unverwandt auf Hugo's Angeſicht gerichtet. „Du bringſt Unglück mit Dir, ich fühlte es, als ich Dich kommen ſah."

„Hildegard," begann ihr Verlobter, „beruhige Dich. Es iſt wahr, ich komme anders, als ſonſt. Ich — ich bin gezwungen, mit Dir über unſere Zukunft zu reden —"

„Ich las es lange ſchon in Deinen Augen, daß etwas vorgegangen iſt, was Dich bedrücken muß," fiel Hildegard ihm in's Wort. „Sprich offen zu mir, ſage mir, was Dein Herz bedrückt — ich bin bereit, Alles zu hören."

Der junge Mann ſchlug die Augen nieder; es ſchien, als ob er den Blick Hildegard's nicht mehr zu ertragen vermöchte. „Was ſoll ich Dir ſagen," ſtieß er endlich hervor. „Ich bin gekommen, um mir Gewißheit von Dir zu holen. Ich — ich ſtehe zum letzten Male vor Dir in dieſem Raume. Ein Geſchäft ruft mich nach auswärts. Es kann lange dauern, bis ich zurückkehren kann — und darum —"

Da faßte ihn plötzlich das junge Mädchen bei den Händen und zwang ihn förmlich, ihr in die Augen zu ſchauen. „Keine Lüge jetzt zwiſchen uns, Hugo," bat ſie. „Es muß Alles klar und offen zwiſchen uns ſein, und wenn es das Schlimmſte iſt, enthülle es mir. Ich habe verſprochen, Dir eine Gefährtin ſein zu wollen in Freud und Leid, im Glück und Unglück, und wenn es das Härteſte iſt, es kann nicht ſchlimmer und furchtbarer ſein, als das langſame Erſterben meines Glückes, wie es die letzten Wochen über mein Herz bedrückte."

Ein langes Stillſchweigen entſtand im Gemache. Der Baron hatte die Augen wieder niedergeſchlagen, er ſchien einen harten, langen Kampf zu kämpfen. „Hildegard," begann er endlich wieder, „ich habe gräßliche Stunden durchlebt, ich kann ſie Dir nicht ſchildern. Aber Eines

habe ich klar und deutlich gefühlt, daß ich Dich lieb habe, ja Dich so liebe, wie ich niemals geglaubt habe, an einem anderen Wesen hangen zu können. Und doch, Hildegard, muß ich vor Dir stehen und Dir bekennen, daß ich ein Elender bin, daß ich nicht werth bin, dieselbe Luft mit Dir zu athmen, daß es für mich besser wäre, ich ginge bis an's Ende der Welt, als Dich in mein jammervolles Elend zu verflechten."

Das junge Mädchen schaute ihn entsetzt und doch wieder mit liebendem Ausdrucke an. „Klage Dich nicht an, Hugo; es thut mir so wehe, aus Deinem Munde solche Worte zu hören. Sage mir, was geschehen muß, sage mir, was Du von mir verlangst. Ich habe mich Dir vor Gott anverlobt, es gibt für mich keine Lebenslage, die meine Treue zum Wanken zu bringen vermöchte."

„Nun gut, Hildegard. Ich möchte eine Frage an Dich richten, deren Beantwortung mein zukünftiges Schicksal in sich birgt. — Glaubst Du, daß es ein Wesen geben könnte, das entsagend und selbstlos genug wäre, um zu einem tiefgefallenen Menschen zu sprechen: ‚Laß uns in ein fernes Land fliehen, wo Niemand Dich kennt, wo Niemand ahnt, was Dir im Herzen bohrt und wühlt. Laß uns durch ein Leben voll treuer Liebe und Pflichterfüllung sühnen, was einige Stunden hirnloser Selbstverblendung einst gefrevelt haben.' Glaubst Du, Hildegard, daß es solch' ein Wesen geben könnte?"

Das junge Mädchen war todtenbleich geworden. Mit großen, erloschenen Augen starrte sie in die verstörten Züge des geliebten Mannes. „Jetzt verstehe ich Dich, was ich die letzten Wochen über nicht zu ahnen wagte, jetzt ist es in mir zur Gewißheit geworden — ich fühle es jetzt, was Dein Herz bedrückt."

„Du verachtest mich darum, nicht wahr?" stöhnte Hugo auf. „Es kann ja nicht anders sein. Du mußt

mich verachten! Sage es nur, Du ſtößt mich von Dir, Du —"

Da drang ein leiſer Schrei über die Lippen Hildegard's; ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, umſchlang ſie plötzlich den Nacken des unwillkürlich vor ihr auf die Kniee Geſunkenen.

„Nein, ich heiße Dich bleiben," hauchte ſie, „keine That iſt ſo ſchlimm, daß ſie nicht geſühnt werden könnte durch ein reueerfülltes Leben. Nein, Hugo, ich laſſe Dich nicht; ich habe Dir geſchworen, treu zu ſein, bei Dir ausharren zu wollen in Noth und Tod. Es war nicht gut, daß Du ſo lange Dein Inneres vor mir verbargſt. Aber es iſt jetzt nicht Zeit, ich will Dir die letzten Augenblicke, die Du noch hier verweilen darfſt, nicht trüben. Du mußt fort, heute noch, noch ehe" — ſie beugte ſich tief zu ihm nieder — „jener Mann verurtheilt iſt!" flüſterte ſie faſt unhörbar.

Hugo ſprang von den Knieen auf. „Hildegard, was ſagſt Du da?" murmelte er verſtört. Dann nach einem langen Stillſchweigen, während dem er gefühlt hatte, wie der Blick des jungen Mädchens auf ihm brannte, ſetzte er mit abgewandtem Geſicht hinzu: „Ja, Du haſt Recht, ich muß fliehen, heute noch, in dieſer Stunde noch!"

Das junge Mädchen war während ſeiner letzten Worte unwillkürlich an eines der Fenſter getreten. Mit einem kurzen Aufſchrei fuhr ſie nun zurück. „Hugo, nur das Eine ſage mir, ſucht man Dich ſchon, weiß man, daß Du zu mir gefahren biſt?"

Der junge Baron erſchrak furchtbar, er taumelte plötzlich auf den Füßen, die ihn kaum mehr tragen konnten, hin und her. Sekunden vergingen, ehe er einen Laut über die Lippen zu bringen vermochte.

„Man ſucht mich hier? Unmöglich! Jetzt ſchon?" lallte er kaum verſtändlich.

Das junge Mädchen war wieder an's Fenster geeilt. „Dort hinter den Bäumen stehen Männer," flüsterte sie heiser, „Männer, die nicht hierher gehören. Aber es gibt einen Ausgang aus dem Park, der nicht bekannt ist. — Hast Du Geld bei Dir?"

Hugo starrte sie verstört an. „Nein — doch das ist es ja eben. Hätte ich Geld gehabt, dieses verfluchte Geld, hätte ich es gehabt, dann stände ich nicht so vor Dir."

„Rege Dich nicht auf, es ist keine Zeit für Worte jetzt, es muß gehandelt werden," unterbrach ihn Hildegard, die inzwischen an den Sekretär geeilt war, diesen geöffnet und einem der Schubfächer eine Anzahl Banknoten und Goldstücke entnommen hatte. „Hier sind meine Ersparnisse; es ist nicht viel, einige hundert Mark. Komm, nimm — weigere Dich nicht."

Mechanisch steckte er das Geld zu sich. „Hildegard, Du mußt mich verachten," keuchte er.

„Behalte im Herzen meine Worte, daß ich Dich lieb haben werde bis in den Tod, mag geschehen, was da wolle. — Und jetzt, Hugo, komm. Ich werde Dich führen. Du kannst durch den Wald bis an die nächste Eisenbahnstation gelangen, von dieser fährst Du bis an die Grenze, von dort aus wirst Du schon weiter kommen. Gott im Himmel wird die Reue Deines Herzens sehen, und wenn sie wahrhaft ist, dann wird er Dich erretten! Ich will beten für Dich, Hugo, beten für unser Glück!"

Sie verließen das Zimmer und traten auf den Gang hinaus.

Hildegard achtete nicht darauf, daß die Dienerschaft, an der sie vorüber mußten, verwundert und kopfschüttelnd ihr und dem von ihr an der Hand geführten Verlobten nachschaute.

Nun waren sie, die Villa durch eine Hinterpforte verlassend, schon im Park.

Eilfertig drängte Hildegard nach der hinteren Mauer. Dort befand sich ein vom Gebüsch halb verdecktes schmales Pförtchen.

Hildegard blieb stehen und lauschte angestrengt. „Nein, nein, es ist nichts," sagte sie und mit einem plötzlichen, leisen Aufschrei warf sie sich Hugo an die Brust. „Nun gehe mit Gott, er sei Dein Geleiter und beschirme Dich!"

„O Hildegard, ich bin ein Elender, ich verdiene Deine Güte nicht," murmelte Hugo.

„Geh' jetzt, geh'," drängte Hildegard. „Jede Minute Versäumniß kann Dich in Gefahr bringen. Hier ist der Schlüssel, schließe auf."

Er wollte die Weinende umarmen, aber sie stieß ihn plötzlich von sich. „Nein, geh' jetzt, geh'."

Dann sah sie ihm mit starrem Blicke nach, wie er den Schlüssel in's Schloß schob; es gab ein knarrendes, kreischendes Geräusch.

Jetzt wendete er sich nochmals nach ihr zurück.

In demselben Augenblick stieß Hildegard einen verzweifelten Schrei aus und sank in die Kniee.

Die Thür war hereingestoßen worden, und in deren offenem Rahmen erblickte Hildegard ihren eigenen Bruder und neben diesem einen ihr unbekannten, ernst und gemessen blickenden Herrn, während mehrere Männer noch hinter Beiden auftauchten.

Bei diesem Geräusch hatte auch Hugo sich umgewendet.

Mit entsetztem Gesichtsausdruck starrte er auf die so plötzlich Erschienenen.

Zu spät, zu spät!

Rudolph eilte der Schwester zur Hilfe. Der Kommissär aber wendete sich an den wie vernichtet dastehenden und vergeblich nach Fassung ringenden Hugo.

„Im Namen des Gesetzes, Herr Baron v. Engler," versetzte er mit tiefklingender Stimme, zugleich die Schulter

Digitized by Google

des Zurückbebenden berührend, „verhafte ich Sie als des Mordes an dem Trödler Schimmel verdächtig.“

Da aber kehrte auch schon wieder Entschlossenheit in die Gesichtszüge des Barons zurück. „Sind Sie von Sinnen?“ fuhr er den Kommissär an. „Sie wollen mich verhaften als Mörder des Trödlers Schimmel? Ich kenne diesen Menschen gar nicht einmal —“

„Doch, doch, Sie kennen ihn, Herr Baron,“ entgegnete der Kommissär scharf. „Und nun folgen Sie ohne Widerstand. Das Weitere wird sich finden.“

Einen letzten, erloschenen Blick auf die noch immer bewußtlos daliegende Hildegard werfend, ließ er sich von dem Kriminalbeamten durch die Pforte führen.

22.

Schon seit einer geraumen Weile befand sich der Untersuchungsrichter Alberti in seinem Amtszimmer, als ihm endlich die Ankunft des Polizeikommissärs Grösser mit seinem Gefangenen, dem Baron Hugo v. Engler, gemeldet wurde.

Gleich darauf trat, von Grösser geleitet, Hugo in das Zimmer ein.

Die kurze Spanne Zeit, welche die Fahrt von der Wichern'schen Villa nach dem Justizgebäude in Anspruch genommen, hatte eine vollständige Umwandlung bei ihm bewirkt. Stolz aufgerichtet trat er dem Beamten entgegen, es kaum der Mühe für werth haltend, sich flüchtig vor demselben zu verneigen.

„Herr Untersuchungsrichter,“ begann er sogleich, kaum daß sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte. „Ich erhebe Protest gegen die unerhörte Art und Weise, in der man es gewagt hat, gegen mich vorzugehen!“

Alberti schaute ihn scharf und durchdringend an. „Ich

möchte Ihnen in Ihrem eigenen Intereſſe rathen, jedes Pathos bei Seite zu laſſen," verſetzte er. „In dieſen Räumen gilt einzig und allein die Macht der Thatſachen, vor dieſen aber haben Alle — auch Sie — ſich zu beugen!"

Er ſchwieg einen Augenblick, dann winkte er den Kommiſſär zu ſich heran und ließ ſich von dieſem einen kurzen Bericht über die Verhaftung erſtatten.

„Treten Sie näher," ſagte er dann zu Hugo gewendet. „Eine Hausſuchung in Ihrer Wohnung hat ein Kleidungsſtück vermiſſen laſſen, welches Sie noch vor kurzer Zeit nachweislich beſeſſen haben. Ich meine einen ſogenannten Radmantel aus grauem Stoff. Haben Sie denſelben verkauft oder wo befindet er ſich gegenwärtig?"

Hugo ſchien ſeine Frage gar nicht recht zu verſtehen. Auch als Alberti ihm dieſelbe wiederholte, zuckte er die Achſeln.

„Sie befinden ſich im Irrthum," ſagte er dann. „Einen grauen Radmantel habe ich niemals beſeſſen."

„Sie wiſſen ſehr gut, daß es mir nur eine Kleinigkeit iſt, Sie von dem Gegentheil zu überführen!"

„Ich bitte darum," entgegnete der Baron. „Es würde mir ſelbſt ſehr intereſſant ſein, den Zeugen kennen zu lernen, der im Stande iſt, mir ein niemals beſeſſenes Kleidungsſtück anzudichten."

„Sie ſind in denſelben geſehen und erkannt worden. Wollen Sie leugnen, daß Sie am Abend des 25. Juli kurz vor Schalterſchluß im Bahnpoſtamt Kreuzlingen gelegentlich der Auflieferung eines für Fräulein Hedwig Beck beſtimmten, mit tauſend Mark verſicherten Werthpacketes einen grauen Radmantel getragen haben?"

Hugo zuckte mit den Achſeln. „Wenn ich mich nicht in den Räumen des Juſtizgebäudes befände, ſo würde ich glauben, Sie wollten Ihren Scherz mit mir treiben," verſetzte er dann. „Ich bin meines Wiſſens noch niemals

in Kreuzlingen gewesen, ich verstehe Ihre Frage also nicht im Geringsten!"

Die Blicke beider Männer trafen sich wie die Klingen zweier erbitterter Fechter, die fest entschlossen sind, einander keinen Pardon zu gewähren.

„Es ist das gewöhnliche System absoluter Ableugnung, welches Sie anwenden," entgegnete der Untersuchungsrichter. „Sie werden kein sonderliches Glück mit demselben haben, denn es stehen mir glaubwürdige Personen zur Verfügung, welche Sie überführen werden."

„Diese Personen werden lügen, wenn sie mich wieder zu erkennen meinen."

„Sehen Sie sich dieses Schränkchen an," sagte der Untersuchungsrichter plötzlich aufstehend und einem Wandfache eine kleine Truhe aus Ebenholz, kostbar mit Elfenbeinintarsien geschmückt, entnehmend. „Kennen Sie dasselbe?"

Hugo wurde, als seine Blicke den Gegenstand streiften, eine Sekunde lang glühend roth und eine leichte Verwirrung schien ihn zu überkommen.

Aber schon im nächsten Augenblicke faßte er sich wieder. „Ja, ich habe es einmal in dem Laden eines Trödlers gesehen, wenn ich nicht irre."

„Sie wissen zweifellos, daß Tikunagift in einer dieser Phiolen enthalten ist," fuhr der Untersuchungsrichter fort, zugleich eine Schrankthür öffnend und die in dessen Innern zierlich in zwei Reihen aufgestellten, sorgsam etikettirten und sämmtlich mit einem Todtenkopf versehenen Fläschchen zeigend. „Es ist eine sogenannte Giftapotheke und enthält eine überraschende Auswahl der gefährlichsten Gifte. Sie wissen ohne Zweifel bereits, daß heute Nacht der Trödler Schimmel, wie seinerzeit auch Ihre Cousine Dora durch Tikunagift ermordet worden sind."

Hugo wurde todtenbleich, dann antwortete er: „Den

Inhalt kenne ich nicht, ich weiß nur, daß ich das Schränkchen einmal bei einem Trödler, zu dem mich irgend eine Geschäftsangelegenheit geführt, gesehen zu haben glaube. Die Form der Truhe ist ja so auffallend und eigenartig, daß sie sich Einem unwillkürlich in das Gedächtniß einprägen mußte."

„Und wie hieß dieser Trödler?"

Hugo zögerte mit der Antwort.

„Ich frage Sie nach dem Namen dieses Mannes," drängte der Untersuchungsrichter. „Es ist doch nicht gut möglich, daß Sie dessen Namen vergessen haben, da Sie sich sogar noch des nebensächlichen Umstandes zu erinnern vermögen, daß derselbe dieses Giftschränkchen besessen hat."

„Irre ich nicht, so war es der Trödler Schimmel."

„So geben Sie also zu, mit diesem Manne bekannt gewesen zu sein?"

„Wenn Sie jeden Kaufmann, bei dem Sie sich einmal Cigarren geholt haben, zu Ihrem Bekanntenkreise rechnen, dann ja," versetzte Hugo. „Die mir ungewohnte Prozedur hat mich übrigens angestrengt, Sie werden gestatten, daß ich mich setze."

Dabei ließ er sich auch schon auf dem nächsten Stuhle nieder und schlug ein Bein über das andere. Sich leicht zurücklehnend schaute er den Untersuchungsrichter mit der Miene eines Mannes an, der unter Umständen gewillt ist, einen ihm nicht völlig zusagenden Scherz mitzumachen, um abzuwarten, wie weit der Andere sich zu gehen untersteht.

„Ich glaube, daß Ihre Bekanntschaft mit dem Trödler Schimmel denn doch eine intimere gewesen ist," begann Alberti wieder.

„Das zu beweisen dürfte Ihnen schwer fallen," entgegnete Hugo. „Ich kann mich dieses Menschen kaum noch entsinnen."

„Nun, der hier anwesende Polizeikommissär wird Ihnen beweisen, daß Sie sich bei diesem Menschen, dessen Sie sich angeblich kaum zu entsinnen vermögen, heute Nacht stundenlang aufgehalten haben."

Hugo schaute den im Hintergrunde des Zimmers stehenden Kommissär prüfend an. „Sie müssen sich getäuscht haben, ich sagte vorhin schon, daß das eine ungeheuerliche Behauptung ist, die ich entschieden zurückweisen muß," versetzte er.

Der Kommissär zuckte nur schweigend die Achseln.

„Davon werden wir nachher sprechen," sagte Alberti. „Beschäftigen wir uns vorher noch ein wenig mit diesem Schränkchen. Einzelne der Phiolen sind nicht mehr ganz gefüllt, hier zum Beispiel, dieses schwarzgefärbte Gläschen enthält nur noch einen Theil seines früheren Inhaltes. Es steht Tikunagift darauf, wissen Sie, wohin der fehlende Theil der Substanz gekommen ist?"

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich das Ding gelegentlich nur einmal bei dem Trödler gesehen habe. Aber ich muß denn doch bitten, dies Verhör bald zu Ende zu führen; ich wünsche und verlange zu wissen, wie man sich hat unterfangen dürfen, sich meiner Person zu bemächtigen?"

„Wo verbrachten Sie die Nacht vom 20. auf den 21. Juli dieses Jahres?" fragte Alberti plötzlich.

Hugo entfärbte sich ein wenig. „Sie fragen mich wirklich zuviel," meinte er dann leichthin. „Woher soll ich Ihnen jetzt nach Monaten noch sagen, wo und wie ich irgend eine Nacht zugebracht habe? Ich vermuthe übrigens, da ich kein Nachtschwärmer bin, im Bette."

„Nun, diese Nacht sollte doch Interesse genug für Sie haben, da während derselben zwei Ihrer Verwandten ermordet worden sind!"

„Ah so," meinte Hugo gedehnt und er schien sich erst

jetzt wieder auf dieses Faktum zu entsinnen. „Ganz recht, dies war am 21. Juli."

„Sie sind in der Lage, Ihr Alibi für diese Nacht nachweisen zu können?"

Der Baron schien einen Augenblick nachzusinnen. „Nichts leichter als das," entgegnete er dann. „Ich hatte schon am Nachmittage bei meiner Braut über Kopfweh geklagt — sie wird mir dies bestätigen — und aus diesem Grunde begab ich mich auch schon früher als sonst nach Hause. Leider war ich unvorsichtig genug gewesen, um meinen Schmerz zu übertäuben, der Aufforderung einiger zufällig mir begegnenden Freunde zu entsprechen und an einer kleinen Kneiperei theilzunehmen. Ich mag da wohl des Guten ein wenig zuviel gethan haben, denn mein Kopfweh verschlimmerte sich derart, daß ich während der Nacht meine Wirthin rufen mußte."

„Sie wissen, daß Ihre Cousine an Tikunagift gestorben ist?"

„Genaues weiß ich nicht. Indessen will ich es Ihnen glauben. — Aber inwiefern kann das mich und meine Person betreffen?"

„Wenn ich Ihnen nun sagen würde, daß Sie im Verdacht ständen, den damaligen zweifachen Raubmord begangen zu haben?"

„So würde ich Ihnen antworten, daß ich glaubte, mich im Irrenhause statt im hiesigen Justizgebäude zu befinden," lautete die rasch und ebenso scharf gegebene Antwort.

„Sie sprechen sehr zuversichtlich," versetzte Alberti. „Aber angesichts der mit jedem Augenblicke sich immer mehr wider Sie anhäufenden Verdachtsmomente möchte ich Ihnen doch lieber zu einem offenen Geständnisse rathen."

Hugo zuckte nur verächtlich die Achseln. „Ich möchte darauf gar nichts entgegnen," sagte er dann kurz. „Ich

habe nur noch energiſchen Proteſt gegen die unwürdige Komödie, die hier getrieben wird und zu deren unfreiwilligem Mittelpunkte man mich gemacht hat, einzulegen!"

„Sie waren doch eben daran, die Flucht zu ergreifen, als Sie verhaftet wurden!" warf der Unterſuchungsrichter ein. „Ein Mann mit gutem Gewiſſen hat doch keinen ſtichhaltigen Grund, ſich durch das Hinterpförtchen eines Hauſes zu ſchleichen, deſſen Hauptportal ihm zur Benutzung freiſteht! — Aber ganz abgeſehen davon," ſetzte er dann hinzu, „liegen noch andere Widerſprüche vor, auf die ich Sie aufmerkſam zu machen habe. Sie ſtellen es zum Beiſpiel in Abrede, heute Nacht in der Wohnung des Trödlers Schimmel geweilt zu haben?"

„Ganz ſicher."

Der Unterſuchungsrichter winkte Gröſſer, näher heranzutreten. „Vielleicht haben Sie die Güte, dem Gedächtniß dieſes Herrn ein wenig nachzuhelfen?" bemerkte er.

Während des Berichtes des Kommiſſärs wurde Hugo auffällig bleich im Geſicht.

„Man hat alſo für gut befunden, mein Thun und Treiben auszuſpioniren?" verſetzte er dann verächtlich. „Nun gut denn, ja, ich will es zugeben: ich war heute Nacht wirklich bei dem Trödler Schimmel."

„Da haben Sie ſich zum Mindeſten eine recht ungewöhnliche Beſuchsſtunde ausgeſucht," entgegnete Alberti. „Darf ich fragen, aus welchem Grunde Sie eine ſolche vorzogen?"

„Das iſt meine Privatangelegenheit, über welche ich eine jede Auskunft verweigere."

„Um die ſich indeſſen das Gericht doch wohl bekümmern dürfte angeſichts des Umſtandes, daß der Trödler Schimmel heute Nacht todt im Bette aufgefunden und vom Kreisphyſikus bereits konſtatirt worden iſt, daß der Tod ſpäteſtens um ein Uhr Nachts, alſo zu einer Zeit eingetreten iſt,

nach welcher Sie noch in der Wohnung des Trödlers verweilten. — Was haben Sie darauf zu sagen?"

Hugo hielt den forschenden Blick des Beamten scheinbar ruhig aus, aber er antwortete nicht.

Auf Sekunden wurde es still im Zimmer.

„Nun, was haben Sie darauf zu sagen?" unterbrach Alberti das Schweigen.

„Es ist mir fatal genug, daß ich Ihnen hierauf Rede und Antwort stehen muß," versetzte Hugo, während ein nervöses Zucken seine Lippen umspielte. „Aber Sie werden mir doch hoffentlich keinen Mord zutrauen. Welchen Grund sollte ich zur Begehung eines solchen auch gehabt haben?"

„Das werden wir nachher zu erörtern haben. Ich erwarte zunächst Aufklärung wegen Ihres nächtlichen Besuches bei dem Trödler."

„Ich hatte in einer Privatangelegenheit mit dem Trödler zu verhandeln. Es war mir peinlich, mit demselben am Tage zu verkehren, weil er doch ein ziemlich berüchtigter Mensch war, deshalb wählte ich mit seiner Zustimmung die Nachtstunde. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß er ab und zu mit jungen Kavalieren Geldgeschäfte zu machen pflegte. Ich will ganz offen sein: die langwierige Verschleppung meines Erbschaftsprozesses kam mir sehr ungelegen, ich wollte deshalb ein Kapital bei dem Trödler aufnehmen. Die Propositionen, die er mir heute Nacht zu machen wagte, waren aber im höchsten Grade unverschämte, ich sagte ihm auch unverblümt meine Meinung. Dies schien er mir sehr übel zu nehmen, denn er ereiferte sich und zeterte in ganz ungeberdiger Weise, ein Wort gab das andere, und schließlich geriethen wir hart aneinander. Es mochte eine geraume Zeit nach Mitternacht sein, als der Trödler zu meinem Entsetzen plötzlich lang auf das Sopha, auf welchem er Platz genommen hatte,

hinfiel. Er lallte mir noch eben kaum verständlich entgegen: ‚Das sind meine Krämpfe, ich bekomme sie immer, wenn ich mich stark ärgere. Dort — dort auf dem Regal, das kleine Schränkchen, oberste Reihe, das dritte Fläschchen — Krystalle in ein Glas mit Wasser!‘ — Obwohl mir die Sache höchst peinlich war, sprang ich dem sich in Krämpfen windenden Trödler doch zu Hilfe. Ich betrachtete seine Worte als einen mir gewordenen Befehl, machte die Mischung zurecht und flößte sie ihm über die halberstarrten Lippen. Dann geschah zu meinem Entsetzen Schreckliches; Schimmel begann unheimlich zu röcheln, dann lag er ganz still da.“

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne und warf einen Blick auf die beiden im Zimmer Anwesenden, wie um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Sie erzählen recht gut,“ meinte der Untersuchungsrichter trocken. „Aber was geschah nun weiter?“

„Ich wußte mir vor Schreck nicht zu helfen,“ fuhr Hugo fort. „Da lag der todte Mann, ich aber zu tiefer Nachtstunde allein in seiner Behausung —“

„Nun, da wäre doch nichts natürlicher gewesen, als Sie hätten so schnell wie möglich einen Arzt geholt!“

„Ich war auch schon im Begriffe, dies zu thun,“ berichtete Hugo weiter. „Aber da überkam mich plötzlich der Gedanke, ich könne am Ende dem Trödler aus einem falschen Fläschchen eingegeben oder mich in der Quantität geirrt haben. Vielleicht habe ich in der Aufregung ein anderes als das verlangte Fläschchen entkorkt. Kurzum, der Gedanke stieg in mir auf, daß ich durch den Tod des Trödlers in Ungelegenheiten kommen könne, wie das ja nun auch der Fall ist.“

„Und was thaten Sie nun?“

„Ich hatte vielleicht Unrecht, derart zu handeln,“ meinte Hugo, ruhig den forschenden Blick des Anderen

aushaltend. „Ich habe mir, offen gestanden, auch schon Gewissensbisse daraus gemacht, aber schließlich ist sich Jeder selbst der Nächste. Kurz, ich dachte daran, die Spuren meiner Anwesenheit bei dem Trödler möglichst zu verwischen, ihn selbst aber zu entkleiden und in das Bett zu legen, damit der Glaube entstehen konnte, er sei einem Schlaganfalle während der Nacht erlegen."

„Sie führten dieses Vorhaben aus?"

„Jawohl."

„Wollen Sie mir vielleicht auch noch erklären, woher es kommt, daß wir heute Morgen das gesammte Waarenlager in einer grenzenlosen Unordnung auffanden?"

„Nichts leichter als das," erwiederte der Baron. „Ich befand mich heute Nacht in einer furchtbaren Erregung, ich wußte nicht mehr, was ich that. In meinem Bestreben nun, dem Trödler Hilfe zu bringen, habe ich mich jedenfalls kopflos genug angestellt, es ist mir noch dunkel in der Erinnerung, daß ich alles Mögliche geöffnet und bei Seite geworfen habe. Ich glaube, meine Bestürzung hat mich aller Ueberlegung beraubt; um ein Glas Wasser herbeizuholen, öffnete ich Schubladen, kurzum, ich hatte den letzten Funken von Ueberlegung verloren."

„Glauben Sie, mit solchen Märchen durchdringen zu können?" sagte Alberti. Dabei war er aufgestanden und wie zufällig dicht an den Kommissär herangetreten und hatte diesem einige Worte zugeflüstert.

Grösser nickte kurz mit dem Kopfe und verließ dann das Zimmer.

Kaum eine Minute später kehrte er schon wieder, in der Rechten einen länglichen Bogen Papier haltend, zurück.

„Haben Sie die Güte, einmal näher zu treten," wendete er sich gleich darauf an den Baron. „So, bitte," setzte er hinzu, als dies geschehen war und er den mitgebrachten Bogen auf den Schreibtisch gelegt hatte, „wollen

Sie die Güte haben, Ihre linke Hand einmal auf das Papier zu legen?"

„Ich verstehe Sie nicht. Wozu denn das?" fragte Hugo verwundert.

Aber fast gewaltsam ergriff der Kommissär seine Linke und preßte sie auf eine mit Tusche in kräftigen Linien ausgeführte Zeichnung, die sich auf dem Papierbogen befand.

„Die Handspur paßt fast ganz genau," sagte er dann zu dem Untersuchungsrichter. „Selbst hier der breite Goldreif, der sich am vierten Finger befindet, prägt sich beinahe ebenso aus, wie an der von mir abgenommenen Spur, nur die Länge der Finger weicht um ein Geringes ab."

„Ich begreife das Alles nicht . . ." stammelte Hugo, unwillkürlich seine Hand loszerrend.

„Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß ich Sie des Mordes an Ihrem Oheim für überführt erachte," sagte Alberti kurz und schroff. „Ich darf wohl annehmen, daß Ihnen die Einzelheiten des wider Beck angestrengten Prozesses genau bekannt sind. Sie entsinnen sich wohl auch noch des Umstandes, daß eine blutige Handspur im Verbindungsgange aufgefunden worden ist. Diese Spur hat bisher mit keiner der damit verglichenen Handflächen passen wollen. Sie rührt von Ihnen her."

„Diese Behauptung verdient —" stammelte Hugo.

Der Untersuchungsrichter unterbrach ihn. Er kramte in den auf dem Schreibtisch liegenden Papieren umher, dann hielt er Hugo plötzlich die drei Accepte vor, welche in der ehemaligen Wohnung Beck's von Grösser aufgefunden worden waren.

„Bestreiten Sie vielleicht auch Ihre Bekanntschaft mit diesen Papieren?" fragte er.

„Doch, ich kenne diese Papiere," entgegnete Hugo,

nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Wechsel geworfen, aber zugleich auch einen heftigen Schreck nicht zu verbergen vermocht hatte. „Es sind meine Accepte."

„Ja, Sie sind der Aussteller, die Aufschrift rührt von Ihrem Herrn Onkel her, nicht wahr?"

Wieder warf Hugo einen Blick auf die Papiere. Dem Untersuchungsrichter entging es nicht, wie seine Hand zitterte. „Sie werden wohl Recht haben," lautete die mit plötzlich heiser gewordener Stimme gegebene Antwort.

„Ihr verstorbener Onkel gab Ihnen vermuthlich diese Papiere zur Deckung irgend einer Verbindlichkeit?"

„Jawohl," versetzte Hugo. „Er war immer recht gütig gegen mich."

„Ich erinnere mich noch deutlich Ihrer Aussage, nach welcher Sie schon längere Zeit mit Ihrem Oheim verfeindet gewesen sind. Wollen Sie mir nicht sagen, wann ungefähr diese Verfeindung eingetreten ist?"

Er hatte während dieser Worte nicht verhindern können, daß Hugo einen raschen Blick auf die Accepte geworfen hatte. „So genau entsinne ich mich dessen nicht mehr, jedenfalls aber ist es im Februar gewesen," versetzte dieser dann schnell.

„Also nach Ausstellung dieses Acceptes?"

„Selbstredend. Andernfalls würde mein Onkel mir wohl schwerlich die Accepte gegeben haben."

„Sehr richtig. Wie ich Ihren Oheim den Zeugenaussagen nach zu kennen glaube, war er überhaupt recht genau im Punkte des Geldgewährens. Sie werden schon einen harten Stand gehabt haben, ehe Sie diese Accepte überhaupt von ihm erhielten."

„Das will ich nicht ableugnen," bestätigte Hugo. „Gerade der Umstand, daß ich schon bald darnach eine neue Summe Geldes zu erhalten wünschte, führte unseren Bruch herbei."

„Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß dieser Bruch bereits am 24. Januar stattgefunden hat?"

Hugo entfärbte sich. Er mußte seinen Blick abwenden. „Das — das dürfte ein Irrthum sein."

„Nein, das ist eine beschworene Thatsache. Heute Morgen erst hat der ehemalige Diener Ihres Oheims seine Aussage, daß der Bruch zwischen Ihnen und seinem früheren Herrn am Geburtstage des Letzteren, am 24. Januar dieses Jahres stattgefunden hat, auf seinen Eid genommen. Diese Wechsel hier sind, da sie am 28. Januar ausgestellt worden sind, also erst nach eingetretenem Bruche von Ihrem Oheim unterschrieben worden. Sie sind doch von ihm unterschrieben worden?"

„Selbstverständlich!" brauste Hugo auf.

„Sie sagten doch vorhin selbst, daß Ihr Oheim Ihnen diese Accepte nach der eingetretenen Entfremdung schwerlich gegeben haben würde," verfolgte Alberti den einmal errungenen Vortheil weiter. „Wie kommt es nun aber, daß gerade der Trödler Schimmel diese Accepte in Besitz hatte? Sie haben offenbar schon früher Geldgeschäfte mit ihm gemacht?"

„Nun ja," gab der Baron widerwillig zu. „Er diskontirte mir die zweifellos sicheren Wechsel."

„Schimmel scheint aber doch seine Bedenken gegen deren Sicherheit gehabt zu haben. Die Wechsel sind schon seit Ende April fällig gewesen und, obwohl Ihr Herr Oheim noch beinahe ein volles Vierteljahr lebte, hat Schimmel sie nicht zu dessen Lebzeiten präsentiren lassen. Auch nach dem Tode des Barons hat er sie nicht dem Erbschaftsgerichte eingereicht, das doch selbstverständlich für sofortige Regulirung gesorgt haben würde. Welche Erklärung wissen Sie für diesen doch mindestens sehr sonderbaren Umstand?"

„Aber ich kann doch nicht wissen, aus welchen Gründen

der Trödler dies unterlassen hat, ich bin doch der Vormund dieses Mannes nicht gewesen!"

„Nun, die Annahme dürfte wohl doch unter diesen Umständen gerechtfertigt sein, daß der Trödler sehr wohl wußte, eine Präsentation bei dem alten Herrn würde ihm wenig nützen. Ganz richtig vermuthete er jedenfalls, daß des Letzteren Unterschrift — gefälscht worden war! Was sagen Sie zu dieser Auslegung?"

Hugo starrte vor sich nieder und schwieg. Dann lächelte er verächtlich. „Darauf habe ich keine Antwort," sagte er kalt.

„Welcher Grund veranlaßte Sie dazu, mit dem Trödler Schimmel in Chiffrebriefwechsel zu treten?"

Hugo schrak zusammen. „Das wollen Sie herausgeklügelt haben? Sie sagen mir lauter artige Geschichten, von denen ich selbst keine Ahnung habe," murmelte er mit zuckenden Lippen.

„Herr Kommissär Gröſſer ist in der Lage, Ihnen die ganze Korrespondenz klarlegen zu können. Sie erhielten Ihre Aufforderungen Seitens des Trödlers durch Inserate im hiesigen Tagblatte, deren Ueberschrift immer gleichmäßig lautete: ‚Liedervers entfallen.' Ist Ihrem Gedächtniß dieser Umstand entfallen?"

Des Barons Miene nahm einen finsteren, besorgten Ausdruck an. Er starrte zu Boden und schwieg.

„Nun, wollen Sie mir keine Antwort geben?" frug der Untersuchungsrichter.

Als er dann noch immer keine Antwort erhielt, trat er näher auf Hugo zu. „Ich halte es für das Beste, Herr Baron, wenn Sie keine weiteren Ausflüchte machen, sondern ein offenes, ehrliches Geständniß ablegen," versetzte er in ernstem Tone. „Eine Reihe von Zufälligkeiten hat eine Beweiskette gegen Sie gebildet, die geradezu niederdrückend ist. Ihre Handfläche stimmt auffallend mit der

vorgefundenen Blutspur überein. Zudem müssen Sie einräumen, am 25. Juli in Kreuzlingen gewesen zu sein und dort das für Fräulein Hedwig Beck bestimmte Werthpacket aufgegeben zu haben —"

„Nein, das ist eine Verdächtigung, gegen welche ich nicht genug protestiren kann," unterbrach ihn Hugo in maßloser Erregung. „Ich war nicht in Kreuzlingen, ich reiste in entgegengesetzter Richtung und ich bin durchaus im Stande, mein Alibi nachzuweisen!"

„Nun, man wird Erkundigungen einziehen, welche die Glaubwürdigkeit Ihrer Angaben feststellen werden."

„Ich bitte sogar darum, ich vermag mein Alibi während des kritischen Abends auch auf das Genaueste nachzuweisen."

Der Untersuchungsrichter zuckte ärgerlich die Achseln. „Sie wollen also nichts gestehen, nichts?" frug er, einen Schritt von dem Angeklagten zurücktretend.

„Nein!" sagte Hugo scharf und bestimmt. „Ich habe nichts zu gestehen!"

Wieder prallten die Blicke beider Männer jäh aufeinander, aber Hugo schlug die Augen vor dem Blicke des Anderen nicht nieder.

„Nun gut, Herr Baron Hugo v. Engler, dann bestätige ich Ihnen hiermit die wider Sie ergangene Verhaftung," sagte Alberti. Dann sich an den Polizeikommissär wendend, fügte er hinzu: „Sie werden Sorge dafür tragen, daß der Herr in Untersuchung abgeführt wird." Dann sich wieder Hugo zudrehend fuhr er fort: „Vorher indessen bin ich genöthigt, das mit Ihnen bisher erfolgte Verhör genau zu Protokoll nehmen zu lassen."

„Sie werden mir später Rechenschaft geben für diese unwürdige Behandlung!" stammelte Hugo.

„Rechenschaft zu geben ist vorläufig Ihre Pflicht. Im Uebrigen thue ich meine Schuldigkeit, nichts mehr, nichts weniger."

Mit ernſter Geneſſenheit erſuchte er den jungen Baron, ihm gegenüber Platz zu nehmen; auf ſein Klingeln kam ein Protokollant herbei.

Es war inzwiſchen ſchon dunkel im Zimmer geworden und die Gasflammen wurden entzündet. —

Eifrig flog die Feder des Schreibenden über das Papier. Schon neigte die Protokollaufnahme ſich dem Ende zu, da klopfte es an die Thür. Ein Bote trat ein und bat den noch immer anweſenden Polizeikommiſſär, herauszukommen.

Eine geraume Weile ſpäter erſchien derſelbe erſichtlich erſtaunt und bewegt wieder. Er näherte ſich dem Unterſuchungsrichter und ſagte flüſternd einige Worte zu ihm.

Dieſelben verfehlten offenbar ihre tiefe Wirkung auf Alberti nicht; haſtig erhob ſich dieſer und trat mit ſeinem Untergebenen in eine Fenſterniſche.

Hier unterhandelten Beide einige Minuten. Dann nickte der Unterſuchungsrichter zuſtimmend mit dem Kopfe, der Kommiſſär aber eilte haſtig aus dem Zimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Der Perlentaucher von Eſpiritu Santo.

Novelle

von

Emil Ruſchik.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine ſtille, laue Sommernacht, als die beiden Felſeninſeln Cerralbo und Eſpiritu Santo wie ſchwarze Mauern in einiger Entfernung vor dem Buge unſeres Schiffes aus den Wellen emportauchten.

Wir hatten ſchon ſeit mehreren Monaten die Weiten des Stillen Oceans durchkreuzt, um auf Pernwale zu fahnden, aber das Glück war uns nicht günſtig geweſen; ein einziges, noch dazu ziemlich junges Thier war unſere ganze bisherige Ausbeute. Die Mannſchaft des Schiffes hatte dadurch unerwünſchte Muße erhalten, die durch Segelausbeſſern, Taueſpleiſſen und andere unwichtige Arbeiten ausgefüllt werden mußte. Der Wind war in der letzten Zeit günſtig geweſen und hatte uns an der langgeſtreckten Küſte von Alt- oder Niederkalifornien entlang getrieben, und indem wir den Wendekreis überſchritten, hatten wir Cerralbo und Eſpiritu Santo in Sicht bekommen, welche den Eingang zu der Bucht von La Paz bezeichnen.

Ich hatte eben von dem zweiten Offizier das Kommando übernommen und ſpazierte einſam auf dem Hinterdeck hin und her, nur manchmal einen Blick nach den

2753741

Segeln werfend, die von der schwachen Brise leicht geschwellt waren. Der Himmel spannte sich sternenbesäet über die weite Fluth und am Buge schäumten und rauschten die Wellen. Ein Theil der Mannschaft, die aus so verschiedenen Elementen bestand, wie sie eben nur ein Walfischfänger an Bord führt, saß um den Fockmast und lauschte den Erzählungen eines alten Matrosen. Einer aber, den ich sonst immer als Wortführer in diesem Kreise bemerkt hatte, lehnte schweigend an der Brüstung und schaute starren Auges hinüber nach den beiden Inseln, die vor uns auf dem Wasser lagen.

„Nun, Antonio," fragte ich, an ihn herantretend, „so ernst heute?"

Er schaute auf.

„Ja, Steuermann," erwiederte er, „ich habe auch Grund dazu, denn auf einer der beiden Inseln da drüben bin ich geboren."

„Auf Cerralbo?"

„Ich weiß es nicht genau, ob es Cerralbo oder Espiritu Santo war, jedenfalls verlebte ich den größten Theil meiner Jugend auf der letzteren, und dort begegnete mir ein Ereigniß, welches ich nicht mehr vergessen werde und wenn ich hundert Jahre alt würde."

„Das muß ja interessant sein; hoffentlich ist es kein Geheimniß."

„Das gerade nicht, und wenn Sie wollen, will ich's Ihnen gern erzählen.

Sie sehen die Inseln da drüben, nicht wahr? Gegenwärtig sind sie nur von drei oder vier Familien und den Seevögeln bewohnt, aber es ist nicht immer so, zur Zeit der Perlenfischerei sind sie sehr belebt. Mein Vater war ein Spanier von reinem Blut und Aufseher der Perlencompagnie, und meine Mutter eine Indianerin. Besonders schmeichelhaft ist das gerade nicht für mich, aber

sie soll hübsch gewesen sein, und da keine Kastilianerin auf fünfzig Meilen in der Runde zu haben war, so machte sich die Sache ganz von selbst. Die Eltern meiner Mutter gehörten zu den besoldeten Tauchern, die an der Küste wohnen, und erzogen mich bis zu meinem zehnten Jahre, wo mein Vater mich zu sich nahm und in die Geheimnisse des Geschäfts einweihte. — Haben Sie die Inseln schon einmal besucht, Steuermann?"

„Nein," erwiederte ich.

„Dann muß ich Sie einigermaßen damit bekannt machen. Gewöhnlich verödet, dienen sie nur während zweier Monate im Jahre den Perlenfischern und Schildkrötenfängern zum Aufenthalt, und zwar im Juni und Juli. Während dieser Zeit versammelt sich da eine zahlreiche Bevölkerung von Tauchern, Kaufleuten und Angestellten der Compagnie. Letztere dingen unter den indianischen Stämmen in den Küstengegenden des gegenüberliegenden Kalifornien und der Sonora die Anzahl von Tauchern, deren sie bedürfen.

Sobald die Fischerei begonnen hat, werden die Buzos oder Taucher der Gegenstand beständiger Aufsicht, da ja die kostbaren Perlen leicht zu entwenden sind. Der Capataz oder Anführer einer Abtheilung ist damit beauftragt. Man vertraut gewöhnlich dieses Amt, das mit unbedingter Gewalt, soweit es nicht das Leben selbst betrifft, verbunden ist, einem Manne an, den seine körperliche Kraft und Gewandtheit und seine Entschlossenheit unter seinen Gefährten geachtet oder gefürchtet macht. Mit zwanzig Jahren, Steuermann, war ich Capataz auf Cerralbo unter dem Oberaufseher, meinem Vater.

Sie müssen nun wissen, daß die Taucher stets von ihren Familien begleitet werden. Mit ihnen kommen gewöhnlich die Zauberinnen aus den verschiedenen indianischen Stämmen, denen die Buzos angehören. Die alten

Hexen haben die Aufgabe, die Haifische zu verzaubern, damit sie die armen Taucher nicht auffressen. Außerdem kommen die Reskatadores*) nach den Inseln, um den Tauchern ihren Antheil an den Perlen abzukaufen. Dann stellen sich noch Spekulanten ein, um Trink- und Spielzelte zu eröffnen. Da nun die Zeit dieser Austernjagd auch für den Schildkrötenfang gilt, welcher zahlreiche Fahrzeuge nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, so findet sich plötzlich eine wandernde Bevölkerung von drei- bis vierhundert Personen auf jeder dieser Inseln ein, die während des übrigen Jahres fast völlig verödet sind.

Ich will Ihnen nun die Art und Weise beschreiben, wie wir die Perlenmuscheln zu holen pflegen. Die Barken, welche dazu bestimmt sind, enthalten Ruderer und Taucher. Diese Letzteren stürzen sich abwechselnd in das Wasser; während der Eine untertaucht, ruht sich der Andere aus. Ein Seil, an dessen Ende sich ein ziemlich großer Stein befindet und das sie zwischen den Fußzehen festhalten, dient ihnen dazu, mit größerer Schnelligkeit unterzutauchen. Das andere Ende des Seils, am Boote befestigt, hilft ihnen, rascher in die Höhe zu kommen, wenn ihr Gewicht sich um das der Muscheln vermehrt hat, welche sie von dem Felsen in einer Tiefe von zehn oder zwölf Klaftern mit einem kleinen Hammer ablösen und die sie in einem Netz tragen, welches sie sich um die Hüften binden. Es ist nicht selten, daß die Taucher drei bis vier Minuten unter dem Wasser verweilen und nachher ganz erschöpft heraufkommen, was sie nicht hindert, an einem Morgen vierzig- bis fünfzigmal unterzutauchen.

Die besten Taucher sind gewöhnlich die Hiaquis. Diesem Stamme gehörte meine Mutter an, und ich habe bei ihm gelebt, bis mein Vater seine Rechte an mich geltend machte,

*) Matler.

weil ich ihm gefiel und gute Dienste zu leisten versprach. Die Hiaquis sind es, welche man wegen ihrer Kühnheit und Gewandtheit vorzugsweise beschäftigt. Denn obschon die Haifische sich in großer Zahl bei diesen Fischereien sammeln, so tauchen jene doch mit einer Furchtlosigkeit unter, die um so größer erscheint, wenn man die einzige Waffe bedenkt, die ihnen dabei zu Gebot steht. Es ist dies die „Estaca", ein Stück Eisenholz, dessen beide Enden zugespitzt und am Feuer gehärtet sind, und das sie nebst dem kleinen Hammer an dem Gürtel ihrer kurzen Lederbeinkleider tragen.

Sie wissen, Steuermann, daß infolge der Kürze seines Unterkiefers der Hai genöthigt ist, sich auf den Rücken zu werfen, um seinen Raub zu ergreifen. Diesen Augenblick wählen die Taucher, um das unzerbrechliche Holz in den geöffneten Rachen ihres Feindes zu stoßen, dessen Kinnladen sich alsdann nicht mehr schließen können.

Aber es gibt ein Ungethüm, vor dem selbst der kühnste Buzo oder Hiaquis erbebt: die Tintorera, eine schwärzlich gefärbte, kleinere, aber um so blutgierigere Abart des Menschenhaies. Wenn die einmal Menschenfleisch gekostet hat, so verläßt sie den Ort nicht mehr und fällt so lange die Taucher an, bis sie selbst getödtet worden ist.

Zum Glück kommt dieser Teufel des Meeres nicht häufig vor; wo die Tintoreras aber — und sie sind immer zu zweien — an einer Perlenbank sich einfinden, da weigern sich die Taucher, die jedem gewöhnlichen Hai muthig entgegentreten, in die Tiefe zu steigen, und die Bank muß oft für das Jahr aufgegeben werden, wenn es nicht gelingt, die Ungeheuer zu tödten.

Vamos! Ich habe Ihnen noch Einiges über die Fischerei selbst zu sagen. Jeden Abend, nachdem das Tagewerk vorüber, schüttet und schichtet man am Ufer die Muscheln auf, welche von den Tauchern gesammelt worden sind.

Die zehnte Muschel gehört den Tauchern und wird auf einen besonderen Haufen gelegt. Der Capataz überwacht die Theilung und die Oeffnung der Muscheln, deren Verwesung die Sonne alsbald herbeiführt. Wenn die Verwesung vollkommen ist, werden die Muscheln ungefähr so wie der Goldsand in den Minen des Sakramento in großen Holzkufen ausgewaschen. Ich muß gestehen, der Schlamm riecht abscheulich, aber es ist nicht zu ändern, und die Indianer machen sich nichts daraus.

Die entdeckten Perlen werden gesäubert und dem Aufseher übergeben. Die Taucher aber haben das Recht, die in jeder zehnten ihrer Muscheln gefundenen Perlen entweder an die Unternehmer, das heißt an den Oberaufseher, oder an die Reskatadores zu verkaufen.

Sobald die Fischerei beendet ist, besteigt die ganze Bevölkerung wieder ihre Boote; die Indianer kehren in ihre Dörfer zurück, sich zu einer anderen Arbeit zu verdingen, die Schänkwirthe schlagen ihre Buden, die Spielhalter ihre Spieltische anderwärts auf; die Schildkrötenfänger bringen ihren Schiffsherren die Frucht ihrer Arbeit, die Aufseher den Vertretern der Gesellschaften ihre Perlen, mit denen sich dann die schönen Damen Mexiko's schmücken, und die Inseln bleiben bis zur nächsten Sammelzeit verödet. Nur wenige Angestellte der Gesellschaften bleiben mit ihren Familien das ganze Jahr dort. Zu diesen gehörte auch mein Vater.

Oft hatte mich das verdrossen, denn ich sehnte mich nach dem lustigen Leben in den Städten Kaliforniens. Dann aber kam eine Zeit, wo ich mein Geschick pries, denn aller Glanz und alles Gewühl der Städte des Festlandes konnte die Blume nicht aufwiegen, die in der Wildniß von Espiritu Santo blühte. Ja, Esperanza war die holdeste Blume dieser Inseln, die schönste Perle dieses Meeres!

Ihr Vater war der Señor Don Caſtillo und plötzlich auf der Inſel erſchienen, um dort das Gewerbe eines Reskatadore zu betreiben. Aber er kehrte ſeltſamerweiſe nicht mit den anderen Händlern nach den großen Städten des Feſtlandes zurück, um die erworbenen Perlen dort wieder zu verkaufen, ſondern blieb auf der Inſel. Die Leute munkelten, daß er einer der Vertrauten des geſtürzten Diktators Santa Anna geweſen ſei, ſich an einer Empörung gegen die mexikaniſche Regierung betheiligt habe, und geflüchtet ſei, weil ihn der Galgen erwarte, falls man ihn finge. Caſtillo war ein finſterer Mann und ſprach ſelten mit Unſereinem. Ob die Gerüchte über ihn der Wahrheit entſprachen, wußte daher Niemand, aber ſoviel iſt ſicher, daß er ſehr habſüchtig war und häufig Fremde empfing, die weder Perlenfiſcher noch Schildkrötenfänger waren.

Er ſagte, es ſeien die Kaufleute, die ihm ſeine Perlen abkauften. Von den zwei oder drei Familien, die während des ganzen Jahres auf den Inſeln wohnen, hörten wir, daß dieſe Beſuche auch während der anderen Zeit fortdauerten.

Es war etwa ein halbes Jahr, nachdem Don Caſtillo ſich auf Eſpiritu Santo niedergelaſſen hatte, als ich ihn und ſeine Tochter zum erſten Male ſah, und gleich war ich in ihrem Banne. Sie hatte eine Haut wie der Flaum eines Pfirſich, und ihre Augen waren ſo dunkel und feurig wie der Blitz in der Gewitterwolke um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Ich ſah Doña Eſperanza und liebte ſie. Ich dachte nur an ſie und kannte nur den einen Wunſch, ſie zu beſitzen.

Aber nicht ich allein hatte Augen für die Schönheit der Doña Eſperanza.

Die Sonora-Compagnie hatte auf Cerralbo, an der anderen Seite der Inſel, eine Perlenbank, die mit der

unseren an Reichthum wetteiferte, und an der Spitze dieses Geschäfts stand ein junger Mann, etwa vier oder fünf Jahre älter als ich, ein Engländer von Geburt und ein vortrefflicher Schwimmer. Er war, die Wahrheit zu sagen, ein stattlicher Mann, kräftig, muthig, gewandt in allen Leibesübungen. Er konnte den Weibern schon gefallen.

Dieser bewarb sich gleichfalls um die Gunst Esperanza's, und ich fürchtete, er werde mir den Rang ablaufen, denn er war auch bei dem Vater meiner Angebeteten sehr angesehen und verkehrte mehr als ein anderer Mann mit ihm. Mich dagegen mochte der alte Rebell nicht leiden. Das kam daher, weil mein Vater ein eifriger Anhänger der Regierung war und mir geradezu verbot, mit Don Castillo und seiner Familie Verkehr zu halten.

Aber ich war jung und verliebt und hatte meinen Kopf für mich.

Bisher waren wir beide Nebenbuhler einander ausgewichen, wenigstens war es noch nie zu einem offenen Streit zwischen uns gekommen. Ich muß gestehen, ich hatte eine gewisse Achtung vor dem Señor Ricardo, und es erging ihm vielleicht ebenso mit mir. Quien sabe! Wir hätten vielleicht die besten Freunde sein können, wenn wir eben keine Nebenbuhler gewesen wären.

Nun müssen Sie wissen, Steuermann, daß die Entfernung zwischen Cerralbo und Espiritu Santo, wo unsere Angebetete wohnte, zwei Seemeilen beträgt, die wir in unseren leichten Kähnen in einer Viertelstunde zurücklegten. Es war ein stillschweigendes Abkommen zwischen uns, auf der See uns ebenso zu meiden, wie auf dem Lande. Oft genug, wenn der Mond sein Silberlicht in dem Meere spiegelte, sah ich das Kanoe des Señor Ricardo mir entgegenkommen, denn der Eine brachte nur die Stunden auf der Insel zu, die der Andere fern davon

war, und Doña Eſperanza geſtattete nicht, daß wir in dem Hauſe ihres Vaters zuſammentrafen.

Nun war es mir in letzter Zeit vorgekommen, als ob meine Angebetete von meiner Liebe gerührt zu werden anfinge und ſich mehr mir zuneigte, als meinem Nebenbuhler. Sie war freundlicher gegen mich, gewährte mir manche kleine Gunſtbezeugung, und ich durfte länger bei ihr verweilen als ſonſt. Dazu kam, daß ſie häufig von ihrem Vater redete und die Hoffnung ausſprach, daß er einer Verbindung nicht entgegen ſein werde. Aber ſie deutete zugleich an, daß die Reden der Leute nicht ganz unwahr wären, und daß eine gewiſſe Gefahr ihn bedrohe, die wir durch Aufmerkſamkeit leicht von ihm abwenden könnten.

Sie ermahnte mich, ſorgfältig auf Alles zu achten, was auf unſerer Inſel vorkomme, und ſie ſofort zu warnen. Ich vergaß nämlich, Ihnen zu ſagen, daß mein Vater als der Aelteſte auch das Amt eines Alkalden auf den beiden Inſeln verwaltete und ſehr ſtreng die Polizei handhabte, ſonſt wäre es auch nicht möglich geweſen, die Ordnung unter der wilden Geſellſchaft, die ſich zur Zeit der Perlenfiſcherei da zuſammenfand, einigermaßen aufrecht zu erhalten.

In dieſe Zeit fiel ein Ereigniß, das alle meine Hoffnungen wieder zu zerſtören drohte. Sie müſſen wiſſen, Steuermann, daß die Aufſeher keinen Antheil an den Muſcheln erhalten, wahrſcheinlich deshalb, um zu verhindern, daß ſie ſich den Löwenantheil davon zueignen; daß ſie dafür aber das Recht haben, den Tauchern ihren Antheil oder einzelne Muſcheln abzukaufen, bevor dieſe geöffnet ſind.

Da die Buzos arme Teufel ſind und ſelten zu etwas kommen, weil ſie leidenſchaftlich ſpielen und den Branntwein lieben, iſt das Geſchäft für die Aufſeher ſehr einträglich.

Nun hatte Señor Ricardo einen Haufen Muscheln für seine Rechnung von einem alten Taucher gekauft, und in einer der Muscheln fand sich eine kostbare Perle, wohl fünfhundert Dollars an Werth. Seit langer Zeit war keine von dieser Größe und Schönheit gefunden worden, und der Ruf verbreitete sich rasch und zog alle Makler herbei.

Der Engländer weigerte sich aber, die Perle zu verkaufen. Er ließ sie von einem auf der Insel anwesenden geschickten Arbeiter in Silber fassen, und als ich zwei Tage später auf Espiritu Santo meinen Besuch machte, fand ich sie an einer Schnur am Halse der Doña Esperanza hängen.

Sie können sich meinen Aerger und meinen Verdruß denken. Mein Nebenbuhler hatte mich nicht allein bei Esperanza ausgestochen, sondern der Ruf von dem Funde der schönen Perle hob auch das Geschäft unserer Konkurrenten und drohte, unsere besten Taucher zu Ueberläufern zu machen.

Ueberdies hatte sich seit vier Tagen ein Unheil ereignet, das unserem Geschäft große Verluste brachte. Der gefürchtetste Feind, die Tintorera, war erschienen und hatte Angst und Schrecken unter den Tauchern verbreitet.

Zwei Taucher waren bereits von den Ungeheuern getödtet worden. Den Einen hatte der männliche Fisch mitten durchgebissen, als er eben an dem Seil mit seiner Ladung emporsteigen wollte, so daß die Ruderer nur seinen Oberkörper aus dem Wasser in das Boot heben konnten; dem Zweiten war das Bein über dem Knie abgebissen worden, und er starb zwei Stunden nach der gräßlichen Verwundung.

Die Taucher, selbst meine Verwandten, die Yaquis, gingen nur mit Furcht und Schrecken an ihr Geschäft, ja viele weigerten sich geradezu, und man mußte den Lohn

verdoppeln und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anwenden, was natürlich den Ertrag sehr verminderte.

Ich wußte, daß es meine Aufgabe als Capataz war, auf ein Mittel zu denken, die beiden Tintoreras zu beseitigen, denn daß es in der That ein Paar war, davon hatte ich mich selbst überzeugt, und mein Vater hatte mir am Morgen bereits einen finsteren Blick zugeworfen und die Andeutung fallen lassen, die Liebelei scheine mich zum Müßiggänger und Feigling gemacht zu haben.

Sie können sich also denken, Steuermann, daß ich keineswegs in sehr freundlicher Stimmung war, als ich weit früher, als ich sonst gewohnt war, die Insel und ihre schöne Bewohnerin verließ und nach meiner Hütte zurückruderte.

Plötzlich hatte ich einen Anblick, der alle meine Nerven erregte und mich vor Wuth knirschen machte. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne färbten mit Purpur die Wellen, und auf der Höhe einer derselben in der Entfernung von kaum dreihundert Schritten sah ich das Kanoe meines Nebenbuhlers, der munter nach Espiritu Santo ruderte. Zugleich aber wurde meine Aufmerksamkeit nach der anderen Seite meines Kahnes gelenkt. Aus den gerötheten, blitzenden Wellen tauchten dicht nebeneinander zwei schwarze, unheimliche Streifen auf und begleiteten den Kahn — es waren die Rückenflossen der Tintorera und ihres Weibchens.

Daß sie sich so nahe an dem Kahn hielten, bewies mir, daß der Zustand des Wetters bereits seinen Einfluß auf sie übte. Es war überaus schwül und heiß gewesen und die Luft mit Elektrizität geschwängert, die ein Gewitter für die Nacht in Aussicht stellte. Es gibt nichts, was die Tintorera wilder und blutdürstiger macht, als diese Gewitternächte.

Eine klebrige Materie, welche der Fisch aus den Oeffnungen, mit denen sein Rachen umgeben ist, ausspritzt,

verbreitet sich dann über seinen ganzen Körper und macht ihn leuchtend wie einen Glühkäfer. Je dunkler die Nacht ist, desto heller glänzt er.

Ich ließ meinen Kahn so nahe als möglich an die Bestien herantreiben, indem ich zu rudern aufhörte, und dann versetzte ich dem nächsten Ungethüm einen kräftigen Schlag auf den Rücken. Wie ein Blitz schoß es, gefolgt von seinem Gefährten, in die Tiefe.

Aber darüber hatte ich das Kanoe des Engländers aus den Augen verloren, und als ich mich wieder darnach umsah, war es nicht mehr zu erblicken. Es machte auch nichts. Wußte ich doch zur Genüge, wo er war!

Ich ließ meinen Kahn langsam treiben, und als ich das Ufer unfern meiner einsamen Hütte, die ich der besseren Luft wegen auf einem Felsen hatte aufschlagen lassen, erreichte, war es bereits dunkel.

Ich blieb einige Zeit zu Hause, dann aber machte ich mich auf den Weg nach der Wohnung meines Vaters, um ihm zu sagen, daß ich die beiden Tintoreras gesehen habe und mit einigen der muthigsten Bursche in der Nacht hinaus wolle, um den Versuch zu machen, sie mit einer Lockspeise an einem Kettenhaken zu fangen oder mit der Harpune zu erlegen.

Ich hatte bei meiner Rückkehr kaum den Fuß des Felsens erreicht, auf dem meine Hütte stand, in der eine alte Hiaquisindianerin meine Wirthschaft besorgte, als ich bemerkte, daß mehrere Männer um meine Kähne beschäftigt waren, sie höher auf den Strand zu ziehen.

Ich ging sogleich zu ihnen. Es waren Soldaten der Republik Mexiko, die erst vor Kurzem vom Festlande herübergekommen sein mußten.

„Caramba! Señores," sagte ich, „Sie geben sich eine sehr ungebetene Mühe! Darf ich fragen, was das zu bedeuten hat?"

„Das hat zu bedeuten, Señor," erwiederte der Korporal, „daß auf Befehl des Señor Alkalde alle Boote in dieſer Nacht feſtgelegt und bewacht werden ſollen, damit keines die Inſel verläßt."

„Warum? Was fällt meinem Vater ein? Ich habe gerade heute Nacht vor, auf dem Waſſer zu ſein. Und darf ich fragen, Señores, was Sie überhaupt hier zu thun haben auf der Inſel?"

Der Korporal war ein äußerſt höflicher Mann. „Warum nicht, Señor?" erwiederte er. „Es ſteht Ihnen die Frage vollkommen frei, nur muß ich Sie darauf aufmerkſam machen, daß es nicht in meiner Macht liegt, ſie zu beantworten. Wenn der Señor Alkalde Ihr Vater iſt, ſo fragen Sie doch ihn."

Ich konnte mir die Mühe erſparen, denn ich wußte vorher, daß er mir ſchwerlich eine Antwort geben würde. Aber eine gewiſſe Ahnung ſagte mir, daß es ſich um Wichtiges handele, das ich auf jeden Fall erforſchen mußte.

Und wer ſollte nicht wiſſen, wie man einen Soldaten zum Schwatzen bringt! Ich lud den Korporal ein, in meine Hütte zu kommen und ein Glas Wein mit mir zu trinken, ein Vorſchlag, den gleich wie ein Spiel kein mexikaniſcher Soldat ausſchlägt. So kamen wir bald in's Plaudern, und beim ſiebenten Glaſe wußte ich, daß mein Vater richtig ausgekundſchaftet hatte, wer eigentlich Señor Caſtillo auf Eſpiritu Santo war, und daß er ihn der Regierung verrathen hatte.

Darauf war am Abend, bald nachdem Señor Ricardo ſein Boot beſtiegen hatte, eine Abtheilung Soldaten aus La Paz eingetroffen, und die Leute wollten in aller Frühe des nächſten Morgens nach Eſpiritu Santo überſetzen und Eſperanza's Vater feſtnehmen.

Wahrhaftig, es hätte mich herzlich wenig gekümmert, wenn ſie den alten Rebellen erſchoſſen hätten. Aber er

war der Vater Esperanza's, und sie hatte, wohl in der Ahnung der Gefahr, oder weil sie irgend eine Warnung bekommen hatte, sich an mich gewandt und meinen Schutz und meine Hilfe in Anspruch genommen. Es galt also, meiner Angebeteten noch in dieser Nacht Nachricht zu geben, und ich war sicher, daß ein solcher Dienst mir sofort Oberwasser geben, ja, ich dadurch meinen Nebenbuhler vollständig aus dem Felde schlagen würde. Das gerettete Leben des Vaters mußte bei Esperanza zehn solcher Perlen, wie der Engländer ihr eine geschenkt, aufwiegen. Die Thatsache, daß ich noch in derselben Nacht hinüber nach Espiritu Santo mußte, stand also fest. Aber wie? Das war die Frage.

Ich hatte es mit einem alten und erfahrenen Gegner zu thun, und das war mein Vater. Er hatte nichts versäumt, um zu verhindern, daß die Nachricht von der Ankunft der Soldaten nach Espiritu Santo kommen konnte. Zu dem Ende hatte er sämmtliche Fahrzeuge unserer Insel sofort auf den Strand bringen lassen, die Ruder entfernt und Schildwachen dabei gestellt.

Außer dem leichten Kanoe Ricardo's war jetzt kein Fahrzeug mehr auf dem Wasser, und dieses hatte, wie gesagt, die Insel vor der Ankunft der Soldaten verlassen.

Aber ich mußte hinüber und wenn es mein Leben gegolten hätte! Das einzige Boot aber, das mich hinüberführen konnte, war das meines Nebenbuhlers, dies also mußte ich haben um jeden Preis.

Als ich so weit war, brachte ich bald den Korporal auf die Beine, um seine Posten zu revidiren. Ich wußte, um welche Stunde Ricardo zurückzukehren pflegte, denn ich hatte seine Rückkehr, hinter den Felsen versteckt, mit glühender Eifersucht im Herzen, wohl zwanzigmal beobachtet.

Als der Korporal sich daher endlich mit seinen Leuten

getrollt und nur zwei Soldaten als Posten auf unserem Landungsplatz bei den Booten zurückgelassen hatte, löschte ich das Licht in der Hütte aus und steckte mein schärfstes Dolchmesser in den Gürtel neben die Estaca, die jeder Taucher immer bei sich trägt.

Dann verließ ich die Hütte und kroch an den Felsen entlang, bis ich außer dem Bereich der Schildwachen war. In zehn Minuten war ich an der Landungsstelle der Fahrzeuge für die Sonora-Compagnie. Aber ich überzeugte mich sofort, daß mein Vater mindestens so klug war als ich, und daß neben den auf's Land gezogenen Fahrzeugen mehrere Schildwachen standen, um sich sofort des zurückkehrenden Kanoes des Engländers zu bemeistern.

Zum Glück kannte ich eine enge Felsenzunge, die sich weit hinaus in's Meer streckt und an der mein Nebenbuhler auf seiner Rückfahrt vorüber kommen mußte. Das Landen dort war zwar gefährlich wegen der Brandung, aber es blieb kein anderes Mittel. Ich eilte fort und klomm die Felsen hinauf, bis ich die Stelle erreicht hatte und mich lang dort hinwarf.

Unter mir, etwa sechs Fuß tiefer, schäumte das Meer, und die Spitzen der Wellen waren wie von hüpfenden weißen Flämmchen bedeckt, denn die Schwüle hatte immer mehr zugenommen, der Sturm begann immer heftiger zu heulen, und am wolkenumzogenen Horizonte zuckten in langen Strahlen die Blitze. Ein starkes Gewitter war dem Ausbruch nahe.

In diesem Augenblick hörte ich Ruderschlag, und der nächste Blitz zeigte mir das Kanoe meines Nebenbuhlers.

„Señor Ricardo! Señor Ricardo!" rief ich mit verhaltener Stimme, meine Hände als Schallrohr brauchend.

Sie wissen, Steuermann, daß der Schall auf dem Wasser sehr weit trägt. Der Engländer hatte meinen Ruf gehört und wandte sofort die Spitze seines Kanoes.

„Wer ruft? Was gibt's?"

„Hierher, Señor Ricardo, wenn es Ihnen gefällig ist," antwortete ich. „Bringen Sie Ihren Kahn in den Schutz des Felsens und legen Sie an, ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen."

Der Engländer that noch einige Ruderschläge, bis er dicht unter dem Felsblock auf der Leeseite lag, die von dem Anprall der Brandung geschützt war.

Es war ein kühnes und schwieriges Manöver und erforderte eine sichere Hand, aber ich muß ihm den Ruhm lassen, daß er sie besaß.

„Wer ist es, der mich sprechen will an diesem Ort und zu dieser Zeit?"

Ich konnte bemerken, daß er auf seiner Hut war und das Ruder schlagfertig in der Hand hielt, wahrscheinlich einen Ueberfall argwöhnend.

„Haben Sie keine Furcht, Señor Don Ricardo," sagte ich spöttisch. „Es ist der Capataz Antonio Racunha, der mit Ihnen sprechen muß!"

„Dann, Señor," sagte er hochmüthig, „wählen Sie eine andere Zeit. Ich bin müde und will nach Hause."

Er war im Begriff abzustoßen, als ich meinen Groll unterdrückte und fast flehend zu ihm sagte: „Hören Sie mich an, Señor Don Ricardo, ich habe eine dringende Bitte an Sie, von der mehr als mein Leben abhängt."

Er hielt sogleich inne. „Eine Bitte?" frug er erstaunt. „Sie an mich?"

„Ja, Señor, und Sie können durch deren Erfüllung mich zu Ihrem ewigen Schuldner machen. Fordern Sie meine ganze Habe, und ich werde sie willig opfern!"

„Das ist seltsam," sagte er. „Aber zunächst sagen Sie mir, worin besteht diese Bitte?"

„Steigen Sie hier aus, statt nach Ihrer Bucht zu

fahren," bat ich dringend, „und überlassen Sie mir Ihr Kanoe auf eine Stunde."

Er mußte offenbar starkes Mißtrauen über dies Verlangen empfinden, und dies sprach sich auch sogleich in seinen Worten aus.

„Das geht nicht, Señor," sagte er. „Warum wollen Sie meinen Kahn, warum benutzen Sie nicht den Ihren?"

„Mein Kahn ist unter Bewachung, wie alle die anderen — nur der Ihre ist noch frei — leihen Sie mir ihn!"

„Nein — oder ich muß wissen, wozu?"

„Señor, ich beschwöre Sie, wenn Sie Doña Esperanza lieben, so geben Sie mir den Kahn; es droht ihr Gefahr, es sind Soldaten auf der Insel!"

„Wie, sprechen Sie wahr?"

„Bei der heiligen Jungfrau, Señor! Aber den Kahn, den Kahn!"

In meiner Aufregung hatte ich mich zu einer Unbesonnenheit verleiten lassen, das merkte ich sofort, denn mein Nebenbuhler erwiederte: „Dank für die Nachricht, Señor, ich werde sofort selbst zurückrudern und die Bedrohten warnen."

Er stemmte das Ruder gegen den Felsblock, um das leichte Fahrzeug zurück in den Strudel der Wellen zu stoßen. Im nächsten Augenblicke wäre Alles für mich verloren gewesen — er der Retter ihres Vaters, und ich nichts als ein elendes Werkzeug, das ihm noch zu seinem Triumph verhalf!

Eine grenzenlose Wuth erfaßte mich. Mit der Schnelligkeit des Gedankens ergriff ich einen schweren Steinblock und schleuderte ihn nach dem Kanoe.

Die schwere Last traf nur zu gut und schlug im Augenblick die dünne Wand des leichten Fahrzeugs ein; der Kahn füllte sich sofort mit Wasser und sank.

„Elender Meuchelmörder!“ rief mein Nebenbuhler, ehe er in die Fluth versank, „also darauf war es abgesehen?“

Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, Steuermann, Señor Ricardo war lange Seemann gewesen und war ein vortrefflicher Schwimmer, fast so gewandt wie ich. Es dauerte also nur wenige Momente, ehe er wieder auf die Oberfläche des Wassers kam.

„Hierher, Señor Ricardo!“ rief ich mit aller Kraft. „Hierher! Reichen Sie mir die Hand! Bei meiner Ehre, Sie haben nichts zu fürchten!“

Ich lehnte mich weit über den Felsen hinaus und streckte ihm meine Hand entgegen.

Endlich hatte er sich aus der Brandung wieder herausgearbeitet, war an dem Felsen und faßte meine Hand. Ich strengte alle meine Kräfte an, und gleich darauf lag er neben mir. Einige Augenblicke blieben wir, von der Anstrengung noch schwer athmend, nebeneinander liegen, dann erhoben wir uns und standen im Schein der Blitze einander gegenüber, uns mit finsteren, drohenden Blicken messend.

Ricardo war der Erste, der sprach. „Was soll das heißen, Señor Racunha?“ frug er heftig. „Ihr lauert mir auf, um mich tückisch in's Meer zu werfen, und im nächsten Augenblick seid Ihr bereit, mir zu helfen?“

„Ihr verkennt mich, Señor,“ sagte ich kalt, denn ich hatte alle meine Ruhe wieder gewonnen. „Ich bin kein Meuchelmörder, sondern schlage Euch jetzt einen Zweikampf vor!“

„Einen Zweikampf? Und deswegen habt Ihr meinen Kahn zertrümmert und mich auf diese Klippe gelockt? Zum Teufel, Señor Racunha, ich glaube, ich wäre leichter zu finden gewesen!“

„Ihr mißversteht mich noch immer, Señor. Ich brauchte Euren Kahn, und weil Ihr ihn mir verweigertet,

müssen wir jetzt Beide unsere Kräfte und unseren Muth gegen einander messen, um eine Botschaft nach Espiritu Santo zu bringen."

„Eine Botschaft? So ist es Wahrheit, was Ihr vorhin spracht?"

„Ja, Señor. Ihr liebt Doña Esperanza?"

„Ihr wißt es. Und Ihr seid so thöricht, meinen Nebenbuhler spielen zu wollen!"

„In der Liebe hat Jeder das gleiche Recht. Doch darauf kommt es hier nicht an. Seit vier Stunden befinden sich Soldaten von La Paz auf der Insel. Sie haben den Auftrag, Señor Castillo gefangen zu nehmen und werden mit Sonnenaufgang nach Espiritu Santo aufbrechen! Jetzt, Señor Ricardo, wißt Ihr, weswegen ich Euer Boot wollte!"

„Bei Eurer eigenen Liebe zu dem armen Mädchen, dann laßt uns eilen, ein anderes Kanoe zu nehmen!" rief der Engländer in großer Aufregung.

„Ich wiederhole Ihnen, Señor Ricardo, daß auf der ganzen Insel kein Boot mehr zu haben ist. Die Soldaten bewachen alle. Das Eure war das einzige, welches noch frei war!"

„Wahnsinniger! Und dies einzige Mittel, nach Espiritu Santo zu gelangen, habt Ihr vernichtet!"

„Weil ich nicht wollte, daß Ihr den Nutzen haben solltet, und ich das Nachsehen."

„Aber dann sind die Unglücklichen verloren! Ich sage Euch, Capataz, die Verhaftung des Señor Castillo ist so gut wie sein Todesurtheil! Ihr wißt nicht, wer er ist."

„Ich habe vermuthet, daß es sich um sein Leben handelt, wenn ich auch nicht die Ehre habe, der Vertraute des Señor Castillo zu sein, wie Ihr!" sagte ich spöttisch. „Um so näher wird Euch die Pflicht liegen, Doña Esperanza nicht zur Waise werden zu lassen."

„Aber gebt ein Mittel an, dies zu verhindern! Ihr mögt dafür Alles nehmen, was ich besitze!“

„Ist in diesem Anerbieten auch Doña Esperanza eingeschlossen?“

Er starrte mich wild an. „Ihr seid wahnsinnig, Capataz!“ knirschte er.

„Nicht ganz. Ich will Euch einen Zweikampf eigener Art vorschlagen.“

Damit nahm ich seinen Arm und führte ihn bis an den Rand des Felsens.

Wenn die Blitze weithin über die Fläche des jetzt in wilden, schaumbedeckten Wogen sich hebenden Meeres leuchteten, ließen sich deutlich die Felsengebilde von Espiritu Santo erkennen.

„Wir wollen Beide mit gleichen Mitteln und auf gleiche Weise nach der Insel zu gelangen versuchen. Jeder von uns kennt das Geheimniß. Wer zuerst anlangt, möge den Vater retten und die Hand der Tochter als Lohn fordern! Der Andere tritt ihm hiermit feierlich seine Rechte ab!“

Der Engländer zögerte einen Augenblick. „Selbst wenn ich den ungerechten Vertrag eingehen sollte, wie könnten wir hinüber gelangen?“ sagte er dann.

„Señor Ricardo,“ versetzte ich kalt, „thut, was Ihr mich thun seht!“

Damit warf ich meine Jacke und mein Hemd von mir, und schnitt mit dem Dolch die Beinkleider, die ich trug, eine Handbreit oberhalb des Knies ab.

Dann reichte ich ihm den Dolch.

„Ich begreife Euch noch immer nicht! Was wollt Ihr thun?“

„Was anders als, da die Boote fehlen, hinüberschwimmen.“

„Wie, bei dieser See, in diesem Wetter?“

„Bah, es iſt nicht ſo ſchlimm. Ihr ſeid ein ausgezeichneter Schwimmer, der Wind iſt uns günſtig und treibt nach Norden, alſo nach Eſpiritu Santo. In einer Stunde ſpäteſtens können wir dort ſein, wenn —"

„Nun?"

„Wenn uns die Tintorera nicht begegnet."

Er hatte bereits begonnen, gleichfalls ſeine Kleider abzulegen, denn ſein Stolz wollte ihn nicht zurückbleiben laſſen. Aber bei dieſen Worten hielt er inne und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

„Es iſt unmöglich!" ſtöhnte er.

In dieſem Augenblicke hätte ich ihm faſt ſeine Liebe zu Doña Eſperanza und ſeinen beſſeren Erfolg vergeben können, ſo ſtolz fühlte ich mich. Indeß um der Wahrheit die Ehre zu geben und ſeinem Andenken gerecht zu werden, Steuermann, ich glaube nicht, daß er weniger Muth hatte als ich, und daß es nur meine indianiſche Erziehung war, die mich gleichgiltiger gegen den Tod machte als ihn.

„Warum unmöglich? Es ſind zwei Tintoreras und zwei Männer. Wäre es nur Einer, ſo wären die Ausſichten für ſein Entkommen allerdings gering — jetzt iſt es anders. Wenn auch der Eine umkommt, iſt noch nichts verloren. Entſchließt Euch, Señor Don Ricardo, denn die Zeit drängt und der Sturm wird immer heftiger."

Einige Augenblicke lang kämpfte ſein Stolz und wohl auch die Liebe in ſeinem Innern mit dem Verſtand, der ihm das Wahnſinnige des vorgeſchlagenen Unternehmens zeigte.

„Nun wohl, Señor Ricardo," ſagte ich verächtlich und trat an den Rand des Felſens vor. „Als Caballero und Ehrenmann werdet Ihr, wenn ich Eſpiritu Santo nicht erreichen ſollte, morgen wenigſtens Doña Eſperanza ſagen, daß ich nicht gezögert habe, das für ſie zu thun, was kein anderer Mann wagte!"

Ich war in der That im Begriff, mich in die Wellen zu stürzen, als er meinen Arm faßte.

„Ihr werdet nicht allein gehen, Señor Racunha!"

„Dann eilt Euch!"

„Einen Augenblick noch — ich muß nach meiner Wohnung gehen, um wenigstens eine Waffe mitzunehmen. In fünf Minuten bin ich wieder zurück!"

„Das ist unnöthig, Señor, und überdies gefährlich. Man würde Sie festhalten und nach Ihrem Kahn fragen. Ich will in jedem Stücke redlich gegen Sie handeln. Hier sind zwei Waffen zur Bekämpfung der Tintorera, die Estaca und dieser Dolch. Wählen Sie!"

Er zögerte einen Augenblick, dann ergriff er den Dolch. „Ich muß gestehen, daß ich mit der Estaca nicht so gut umzugehen weiß, wie die Eingeborenen," sagte er entschuldigend.

„Da das Messer die gefährlichere," entgegnete ich, „sind unsere Waffen vollkommen gleich. Doch, mit Ihrer Erlaubniß, Señor!"

Ich nahm die Waffe aus seiner Hand und schnitt seine Lederbeinkleider bis auf die Hälfte ab.

Ein näherer Donnerschlag mahnte uns zur Eile.

„Jetzt, Señor Don Ricardo," sagte ich, „sind wir fertig. Sie sehen den Schein eines Feuers im Norden?"

„Ja."

„Es brennt in dem Hause des Kapitäns der Schildkrötenfänger auf Espiritu Santo, man schmilzt das Fett. Behalten Sie dieses Licht im Auge, wenn Sie auf den Kamm der Wellen gehoben werden. Und nun, Señor Don Ricardo, lassen Sie uns zum ersten und zum letzten Male in diesem Leben einander die Hand reichen. In einer Stunde wird einer von uns Beiden keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten haben, oder wir haben es Beide nicht mehr nöthig. Sollte Sie ein Unglück treffen, so

ſeien Sie verſichert, daß ich Sie an der Tintorera rächen werde!"

Er drückte mir feſt die Hand. „Sie ſind ein Mann, Señor Antonio," ſagte er, „und es iſt ſchade, daß wir nicht haben Freunde werden können."

„Vamos! Möge das Schickſal zwiſchen uns entſcheiden!"

Ich ſtand an dem Rande des Felſens und ließ mich langſam, um durch kein Geräuſch die Ungeheuer der Tiefe aufmerkſam zu machen, in's Waſſer gleiten. Im nächſten Augenblick hörte ich meinen Gefährten bei dem furchtbaren Abenteuer neben mir.

Ohne mich um ihn jetzt weiter zu kümmern, griff ich aus und war in zwei Stößen, durch den Rückprall der brandenden Wogen unterſtützt, weit ab von dem Felſen. Ich fühlte trotz der Finſterniß, des Heulens des Sturmes und des Schlagens der Wellen um mich her, daß ich mich in meinem Element befand und ſchwamm rüſtig, aber mit Kaltblütigkeit und Ruhe weiter, indem ich das Schwellen der hochgehenden Wogen benutzte. Von dem Gipfel derſelben konnte ich ſtets das Feuer auf Eſpiritu Santo ſehen und meine Anſtrengung dahin richten, wenn ich auch im nächſten Augenblick mich tief in der Höhlung der See befand.

Zugleich ſpähte ich aufmerkſam rechts und links nach den Spuren der Tintorera.

Der Himmel war jetzt ganz umzogen, und der Donner rollte in ſeiner furchtbaren Majeſtät und miſchte ſich mit dem Brauſen des aufgeregten Meeres. Die Blitze ziſchten nach allen Seiten, und die ganze See ſchien manchmal in elektriſchem Feuer zu ſtehen. Es galt vor Allem, möglichſt eine Erſchöpfung der Kräfte zu vermeiden. Deshalb mochte ich auch wohl eine Strecke gegen meinen Gefährten bei dieſer furchtbaren Reiſe zurückgeblieben ſein, der ein ſehr raſcher und regelmäßiger Schwimmer war.

Plötzlich — als ich eben von einer Woge wieder auf ihren schaumbedeckten Gipfel gehoben worden war, deuchte es mir, als höre ich nahe vor mir einen Schrei, und im nächsten Augenblick sah ich durch den tiefen schwarzen Grund, welchen die Höhlung zwischen der Woge, die mich trug und der nächsten vor mir bildete, einen hellen, phosphorischen Streifen schießen.

Ich konnte nicht zweifeln — es war die Tintorera!

Aber ihr phosphorisches Licht verschwand meinen Augen in dem glänzenderen, die ganze Fläche der sturmbewegten See erhellenden Blitze, der aus den dunklen Wolken zuckte, begleitet von einem gewaltigen Donnerschlag. Im Schein dieses Blitzes sah ich auf dem Kamm der nächsten Woge gerade vor mir meinen Nebenbuhler.

Im nächsten Augenblicke war Alles wieder in tiefes Dunkel gehüllt, und ich tauchte mit Gedankenschnelle in den Abgrund vor mir.

Caramba! Ich gestehe Ihnen, Steuermann, die Nähe der Tintorera, der Anblick meines Nebenbuhlers und der gewaltige Blitz und Donnerschlag hatten mir einige Sekunden lang alle Geistesgegenwart und Ruhe geraubt, und ich wäre die Beute des Hai's gewesen, wenn ich in diesem Momente mit ihm zusammengetroffen wäre. Dann aber kehrte meine Kaltblütigkeit zurück. Ich hatte sie ja als Taucher so oft zu erproben Gelegenheit gehabt und wußte, daß die nächsten Minuten über unser Beider Schicksal entscheiden mußten.

Ich fühlte, mit einer Hand schwimmend, ob die Estaca sich auch sicher in meinem Gürtel befand, und schaute um mich.

Vor mir etwa zwölf Schritte entfernt sah ich die phosphorleuchtenden Streifen. Das ausströmende, eigenthümlich fahle Licht war so stark, daß ich deutlich die beiden Fische etwa zwei Ellen unter der Oberfläche des Wassers erkennen konnte.

Indem ich mich halb aus der Welle erhob, ſtieß ich einen gellenden Warnungsſchrei aus und ließ den Ruf folgen: „Die Tintorera!“

Dann athmete ich mit voller Bruſt die ſchwüle Luft ein und ließ mich ſinken.

Ich machte zwei oder drei Stöße, und dann ſah ich über mir das falbe, unheimliche Licht des Fiſches.

Der Hai hatte mich offenbar geſehen. Ich konnte deutlich die regungsloſen, matten, bleigrauen Augen des Ungeheuers erkennen, wie ſie auf mich gerichtet waren. In der Tiefe, in der wir uns Beide — der Fiſch und ich — befanden, übte der Sturm keine Wirkung mehr, und das Waſſer war ſo ruhig, daß man nicht merken konnte, es werde auf der Oberfläche zu Schaum gepeitſcht.

Die Tintorera — es war das Weibchen, das etwas kleiner iſt als der männliche Hai — ließ ſich langſam ſinken, um mich noch tiefer hinabzutreiben. Aber ich wußte, daß ich dies nicht abwarten durfte. Eine kräftige Bewegung mit den Beinen — und ich ſchoß in ſchräger Richtung empor, gerade auf die Tintorera zu.

Ich hatte die Eſtaca in der rechten Hand; ich ſah, wie der kurze Unterkiefer des Fiſches zurückfiel, und der weite, mit den drei furchtbaren Zahnreihen beſetzte Rachen ſich öffnete.

Ein Stoß mit der rechten Fauſt, in der ich die Eſtaca hielt — und ich fühlte, daß ſie feſtſaß.

In demſelben Augenblick ließ ich los und zog die Hand zurück, nicht ohne daß mein Arm ſich an den ſpitzen Zähnen an mehreren Stellen geriſſen hätte. Gleichzeitig ſtieß ich durch die Kraft des Aufſchwungs mit dem Körper des Fiſches zuſammen, was wahrſcheinlich mein Glück war, da ſonſt ein Schlag des Schwanzes mich hätte tödten, oder wenigſtens betäuben können.

Ich gab mir an dem blitzſchnell an mir vorüber in

die Tiefe schießenden Hai einen Stoß und befand mich im nächsten Moment an der Oberfläche.

Das Erste, was ich that, war, einen vollen Strom von Luft einzusaugen, denn ich war lange unter Wasser geblieben. Dann sah ich mich um.

Es war, als ob die Kraft des Gewitters mit jenem gewaltigen Schlage sich gebrochen hätte, denn die Blitze flammten zwar noch, und der Donner rollte, aber nicht mehr mit der früheren Gewalt. Ich mußte zunächst die Richtung wiedergewinnen, die ich bei dem unterseeischen Kampfe natürlich verloren hatte; doch dies war nicht leicht —"

„Und die Tintorera?" frug ich dazwischen.

„Die Tintorera, Steuermann," entgegnete höflich der ehemalige Capataz, „pflegt an der Estaca in ihrem Rachen vollkommen genug zu haben. Ob sie damit verhungern muß oder sie sich an irgend einem unterirdischen Felsen oder Korallenast aus dem Rachen zu reißen weiß, ist unbekannt. Soviel aber ist sicher, daß ein Hai mit einer Estaca zwischen den Kiefern so eilig als möglich das Weite sucht und sich nie wieder blicken läßt.

Aber — um wieder auf meine Geschichte zurückzukommen — bei dem Leuchten, in dem noch immer der Himmel stand, sah ich meinen Nebenbuhler dicht vor mir mächtig ausstreichen, um einen dunklen Gegenstand zu erfassen, der vor ihm auf den Wellen trieb, den ich aber nicht zu unterscheiden vermochte.

Ich rief ihm triumphirend zu, und er wandte den Kopf nach mir.

Das Alles, was ich jetzt erzähle, geschah in einem Augenblick bei dem Leuchten eines Blitzes. Er schien auf der Stelle, wo er schwamm, plötzlich still zu halten und erhob sich mit dem Oberkörper kerzengerade wohl eine Elle weit aus dem Wasser. Seine Augen waren auf mich

gerichtet, und ich werde bis an mein Ende den ſchrecklichen Ausdruck nicht vergeſſen, den ſie hatten. Ich hörte einen Schrei, ſo wild und entſetzlich, wie ich bis dahin nichts in meinem Leben gehört hatte, gellend, durchdringend.

„Eſperanza!"

Im nächſten Moment war Alles wieder in dunkle Nacht gehüllt, und ich ſchwamm auf die Stelle zu.

Plötzlich ſtieß ich mit der ausgreifenden Hand an einen Gegenſtand. Es war der dunkle Körper, den ich ſoeben auf den Wogen hatte treiben ſehen. Im Nu hatte ich begriffen, weshalb der Engländer ihn zu erreichen ſtrebte: es war ſein eigenes, von mir zum Theil zerſchmettertes Kanoe. Die Wellen hatten es umgeſtürzt, und es ſchwankte mit dem Kiel nach oben.

Steuermann, ich weiß kaum einen Augenblick in meinem ereignißreichen Leben, wo ich dem Schickſal aufrichtiger für eine Gabe gedankt hätte, als für dieſe dünnen Bretter. Ich befand mich im Nu auf ihnen und ſtreckte mich lang darauf aus, denn ich fühlte mich durch den Kampf mit den Wellen und der Tintorera ſehr erſchöpft, und hatte keine Waffe mehr, um dem zweiten Ungeheuer entgegenzutreten, das ich unter mir in der Tiefe unheimlich leuchten ſah. Ich fürchtete jetzt aufrichtig, daß die Beſtie meinen Nebenbuhler verfolgen möchte, der, vielleicht durch meinen Anruf erſchreckt, von den Planken ſeines eigenen Bootes abgekommen ſein mochte. Ich war ſo froh über meine eigene Rettung, daß ich in dieſem Augenblick gar keinen Groll mehr gegen ihn empfand, ſondern nur ihn zu retten wünſchte. Ich befand mich in verhältnißmäßiger Sicherheit und beſchloß, auch ihm beizuſtehen. Mit aller Kraft meiner Lungen rief ich über die bebenden Wellen ſeinen Namen und ſchrie ihm zu, zu mir zu ſchwimmen.

Nichts antwortete mir als das Brauſen der Wogen und das raſch ſich entfernende Rollen des Donners.

Während mich die Wogen vorwärts trieben, ließ ich nicht nach in meiner Anstrengung und rief immer und immer wieder den Namen, bis es mir endlich einfiel, daß er wahrscheinlich meiner spotte und den Tintoreras entgangen, längst mir voraus, vielleicht schon an der Küste der Insel sei.

Ich erhob die Augen und sah dicht vor mir das Feuer auf Espiritu Santo. Das Gewitter war vorüber, der Wind wehte nur noch in einzelnen Stößen, und die Wolken theilten sich am Himmel, an dem bald wieder die funkelnden Sterne strahlten.

Der Zug der Wellen trieb gerade auf den kleinen Hafen zu, aus welchem die Kanoes von Espiritu Santo auslaufen.

Ich war jetzt keine hundert Schritte mehr vom Ufer und konnte die Hütte des Señor Castillo bereits deutlich sehen. Aus einem Fenster derselben schimmerte der Schein einer Lampe, die Bewohner mußten während des Gewitters wach geblieben sein. Oder war der Engländer etwa bereits vor mir angelangt und hatte sie gewarnt? War die Familie schon in der vollen Vorbereitung zur Flucht?

Ich knirschte mit den Zähnen aus Aerger über meine Thorheit, die meinem Feinde selbst die Mittel gegeben hatte, mich zu besiegen.

In diesem Augenblicke, als ich eben an das Ufer steigen wollte, fiel mein Auge auf einen Gegenstand.

Es war ein menschlicher Arm, der sich aus den Fluthen streckte — die Faust hielt krampfhaft etwas umschlossen. Sollte Señor Ricardo vielleicht ertrunken sein?

Mit Gedankenschnelle sprang ich zurück in das Wasser und faßte nach der Hand, um den Körper herauszuziehen.

Die Hand gab nach — ich fühlte keine Last daran — ich hatte einen bloßen Arm erfaßt, an dem noch ein Stück von dem Oberkörper hing.

Diese Hand, im Erstarren krampfhaft geschlossen, hielt ein langes Messer! Es war das meine, das ich dem Engländer gegeben, es war der Arm des unglücklichen Señor Ricardo!

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen — jener Ausdruck, mit dem mich der Schwimmer angestarrt, war der des Todes — jener Ruf sein letzter gewesen, seine Mahnung an mich im Augenblick, als die Tintorera ihn in die Tiefe zog.

Er war todt — ich war der Sieger — Esperanza war mein!

Dennoch konnte ich ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken über das Ende eines wackern und muthigen Mannes, und ich gelobte seinem Angedenken, an der Tintorera Rache zu nehmen, so bald ich mit meinen eigenen Angelegenheiten fertig sein würde.

Ich brach die erstarrte Hand auf, nahm das Messer heraus und steckte es in meinen Gürtel, entschlossen, mit derselben Klinge das Ungethüm zu tödten. Dann legte ich den blutigen Arm am Ufer hin, damit wenigstens dieser Theil seines Körpers ordentlich begraben werden könne.

Hierauf ging ich zur nächsten Hütte, öffnete die unverschlossene Thür und nahm den Mantel des Bewohners vom Pflock, um mich darein zu hüllen, da ich unmöglich in meinem Taucherkostüm vor Señora Esperanza treten konnte.

In fünf Minuten war das geschehen, und ich konnte jetzt zum Hause des Don Castillo gehen und ihm meine Botschaft ausrichten.

Das Licht war jetzt ausgelöscht, aber ich wußte, wo das Gemach der Dame meines Herzens lag. Es war das einzige auf der ganzen Insel, das ein Fenster von Glas hatte. Ich klopfte mit der Spitze des Messers an die Scheiben.

„Wer ist da?“ frug die Stimme des Mädchens.

„Señora Esperanza, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, aber ich habe Sie dringend zu sprechen!“

„Señor,“ sagte die Dame, „wer seid Ihr?“

„Antonio, der Capataz!“

Ich hörte eine Bewegung, wie das Rauschen eines Gewandes, dann erschien ihr in die Mantille gehüllter Kopf an dem Fenster, sie öffnete es und lehnte sich heraus.

„Señor Antonio,“ sagte sie streng, „es muß etwas sehr Wichtiges sein, das Ihre Dreistigkeit entschuldigt, sonst werde ich Sie für immer aus meinen Augen verbannen.“

„Señora,“ erwiederte ich, „während des Sturmes und des Gewitters waren Señor Ricardo und ich auf dem Meere, um nach Espiritu Santo zu kommen!“

„Heilige Madonna — Señor Ricardo? Aber er war erst diesen Abend hier. Was hat Sie veranlassen können, bei einem solchen Wetter sich den leichten Kähnen anzuvertrauen?“

„Señora, wir haben weder ein Kanoe noch sonst ein Fahrzeug gehabt. Wir sind herüber geschwommen.“

„Heilige Mutter Gottes, welch' ein Wahnsinn! Und Señor Ricardo — wo ist er? Warum hat er sich solcher Gefahr ausgesetzt?“

Sie frug immer nur nach ihm! Mein Blut begann zu kochen.

„Señora,“ sagte ich, „ich habe eine wichtige Nachricht für Ihren Vater. Um Ihnen zu beweisen, daß mir Ihr Wohl über Alles geht, machte ich meinen Nebenbuhler um Ihre Gunst zu meinem Mitwisser, damit, wenn etwa Einer von uns diese Insel nicht erreichte, doch der Andere die Botschaft ausrichten könne. Das Schicksal hat gewollt, daß ich es bin!“

„Aber Ricardo — ich beschwöre Sie, Señor Antonio, was ist aus Ihrem Begleiter geworden?“

„Den Señor Ricardo, Doña, hat die Tintorera getödtet."

Esperanza stieß einen lauten Schrei aus, und ich hörte sie zu Boden fallen. Ich sah jetzt ein, welche Dummheit ich begangen, indem ich ein Wesen mit so zarten Nerven durch eine solche Mittheilung erschreckt hatte, und daß ich in Gefahr war, den Preis meines Wagnisses zu verlieren. Zum Glück aber hatte ihr Vater ebenfalls den Schrei seiner Tochter gehört und kam eilig herbei.

Den Empfang, den er mir bereitete, war eben kein besonders höflicher.

„Sie Unverschämter," schrie er mich an, „was thun Sie hier bei Nacht an dem Fenster meiner Tochter. Packen Sie sich zu dem alten Föderalisten, Ihrem Vater, und lassen Sie Ihre schmutzigen Füße nie wieder auf meine Schwelle treten!"

Ich hatte große Lust, den alten Rebellen seinem Schicksal zu überlassen und davon zu gehen, aber ich dachte an die schwarzen Augen seiner Tochter, und daß ich jetzt nach dem Tode des Engländers alle Aussichten für mich hatte. Darum blieb ich.

„Nur sachte, Señor Don Castillo," rief ich dem Alten zu. „Sie werden die Nachbarn mit Ihrem Geschrei aufwecken, und dann werden diese den Mund nicht halten, wenn die Soldaten kommen, und ihnen erzählen, wohin Sie geflüchtet sind!"

Der Alte wurde auf einmal geschmeidig wie ein Ohrwürmchen. „Was reden Sie da von Soldaten und von der Flucht, Señor Racunha?" fragte er.

„Nur die Wahrheit, und Sie haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Der Präsident Arispe hat den Befehl zu Ihrer Verhaftung geschickt, und es sind von La Paz Soldaten zu meinem Vater gekommen, um ihn bei Ihrer Festnahme zu unterstützen. Ich bin in dieser Nacht über

den Kanal geschwommen, blos um Doña Esperanza mitzutheilen, daß morgen früh die Soldaten hier sein werden, aber leider hat sie meine Botschaft so erschreckt, daß sie ohnmächtig geworden ist!"

„Unsinn — diese Weiber haben Nerven wie die Spinnweben! Statt ihren Vater zu warnen, liegt sie hier am Boden. Kommen Sie geschwind herein, Señor Racunha; Sie sind ein Ehrenmann, und ich küsse Ihnen tausendmal die Hand. Die Heiligen mögen Ihnen vergelten, was Sie an einem armen Verfolgten gethan haben!"

Der Alte war auf einmal wie umgewandelt. Er kümmerte sich keinen Augenblick um seine Tochter und war nur besorgt, sich selbst in Sicherheit zu bringen und sein Geld und seine Werthsachen bei Seite zu schaffen. Ich mußte Esperanza selbst vom Boden aufheben und auf ihr Lager bringen, wo ich ihre Schläfe mit Branntwein wusch.

Es dauerte in der That eine ganze Zeit, ehe sie wieder zu sich kam, und dann stieß sie mich von sich und sah mich mit wilden Blicken an.

„Haben Sie mir nicht gesagt, Ricardo sei ertrunken?"

„Nein, Señora, ich berichtete Ihnen, daß wir Beide den Gefahren des Meeres getrotzt hätten, um Ihnen die Botschaft von der Gefahr Ihres Vaters zu überbringen, und daß Señor Ricardo das Unglück gehabt hat, eine Beute der Tintorera zu werden, während es mir gelang, das Ungethüm, das mich angriff, zu besiegen!"

„Sie lügen!"

„Señora," sagte ich, den Arm aus meinem Mantel hervorstreckend, „Sie können hier noch die Spuren von den Zähnen des Hai's sehen, als ich ihm die Estaca in den Rachen stieß!"

„Und Sie haben Ihren Gefährten ohne Hilfe, ohne Beistand gelassen? Er versteht sich nicht auf die Anwendung dieser erbärmlichen Waffe."

„Dennoch hat ſie mir das Leben gerettet, Señora," ſagte ich gekränkt. „Uebrigens hat Señor Ricardo die Wahl gehabt, und er hat nicht die Eſtaca, ſondern dieſes Meſſer gewählt, das ich im Gürtel trage."

„Wie, Sie haben es dem Unglücklichen verweigert?"

„Nein, Señora, ich habe es aus ſeiner erſtarrten Hand genommen, als ich den letzten Reſt, der von ihm übrig geblieben war, ſeinen Arm, aus den Wellen zog."

Ich reichte ihr das Meſſer hin, aber ſie ſchauderte.

„Zum Henker!" ſchrie ihr Vater, der wahrhaftig kein Herz und keine Seele hatte, dazwiſchen, „es iſt ſchade, daß Don Ricardo todt iſt; denn er war ein ſehr freigebiger Mann und hatte eine glückliche Hand im Perlenkaufen. Ich hätte nichts dawider gehabt, wenn Du ihn geheirathet hätteſt; aber da er todt iſt, haben wir nichts mehr mit ihm zu ſchaffen. Packe Deine Sachen zuſammen, damit die Spitzbuben, wenn ſie kommen, nichts zu plündern finden, und dann wollen wir berathen, was zu thun iſt!"

Eſperanza hatte ihre ſchönen kleinen Hände, durch welche die ſpaniſchen Frauen mit Recht ſo berühmt ſind, vor das Geſicht gepreßt und verharrte trotz aller Scheltworte ihres Vaters eine ganze Zeitlang ſo.

Als ſie dieſelben endlich entfernte, ſchien ſie den Schrecken meiner Nachricht überwunden zu haben, denn ſie war kalt und ruhig und gedachte mit keinem Wort mehr meines todten Nebenbuhlers. Sie redete mich liebreich an und dankte mir für den Dienſt, den ich ihrem Vater geleiſtet, und dann half ſie dem Alten, das Nöthigſte zuſammenzupacken.

Es folgte eine kurze Berathung hauptſächlich zwiſchen mir und dem Señor Caſtillo. Er war auf ein ſolches Ereigniß gefaßt geweſen und erklärte, daß, wenn es ihm nur gelänge, das Feſtland von Kalifornien zu erreichen,

er sich leicht werde verbergen oder Schutz finden können. Mit dem Aufseher der Sonoracompagnie hatte er, wie ich fand, einen solchen Fall ausführlich verabredet.

Im Ganzen änderte sich nichts an seinem Plan, denn ich erklärte mich natürlich bereit, für Esperanza zu sorgen. Sie konnte unmöglich ihren Vater auf seiner Flucht begleiten, und da Ricardo nicht mehr da war, um sie zu schützen, mußte sich Don Castillo schon darein ergeben, meine Bewerbung anzunehmen.

Ich bat sie, meine Liebe endlich zu belohnen und meine Frau zu werden. Ich wollte sie gleich den andern Morgen mit mir nach Cerralbo nehmen und in La Paz mich mit ihr trauen lassen, meinem Vater zum Trotz.

Doña Esperanza hörte diese Vorschläge ruhig an, sie erwiederte kein Wort, sie ließ es auch ruhig geschehen, daß mein Arm sie umschlang und sie an mein Herz drückte. Nur daß sie gar so bleich war und lautlos, wie eine Träumende, Alles that, was ihr Vater befahl, wollte mir nicht sonderlich gefallen. Dazu sahen ihre großen schwarzen Augen manchmal mit so seltsamem, starrem Ausdruck vor sich hin.

So war eine Stunde und noch eine vergangen, und es war die höchste Zeit für den Vater Esperanza's, wollte er die Küste des Festlandes noch erreichen. Aber immer brachte er Neues herbeigeschleppt; er konnte und wollte sich nicht von seinen Schätzen trennen.

Endlich brach er auf. Esperanza begleitete uns bis an die Thür des Hauses.

Unter dieser noch drehte sich der Alte um und verlangte von ihr, sie solle ihm die Perle geben, die sie an einer Schnur um den Hals trug; dieselbe sei in seinen Händen sicherer aufgehoben, als bei ihr, da die Soldaten sie ihr am Ende entreißen könnten.

Es war noch zu dunkel, um den Ausdruck auf ihrem

Geſicht ſehen zu können, aber ich höre noch den ſcharfen Ton ihrer Stimme, als ſie ihm antwortete: „Niemals!“

Ich zog den Señor Caſtillo mit mir fort, während ſeine Tochter in's Haus zurückkehrte.

Aber wir hatten noch keine hundert Schritte gemacht, um uns nach der anderen Seite der Inſel zu begeben und bogen eben um einen Felſen, als ſich eine Hand auf meine Schultern legte.

„Señor Don Racunha,“ ſagte eine rauhe Stimme, die ich ſofort als die des Korporals erkannte, mit dem ich am Abend in meiner Hütte gezecht hatte, „es iſt nicht ſchön von Ihnen, einen guten Freund ſo zu betrügen. Aber der Señor Alkalde, Ihr Vater, ſcheint Sie gut zu kennen und zu wiſſen, daß Sie den Teufel im Leibe haben. Der Señor da in Ihrer Begleitung iſt unzweifelhaft der Mann, den wir ſuchen und der ſich Don Caſtillo nennt.“

Es wäre Wahnſinn geweſen, Widerſtand oder Flucht zu verſuchen. Um uns ſtarrten zehn Bajonette, und der Vater Eſperanza's hatte ſich ſein Schickſal ſelbſt zuzuſchreiben, weil er ſo lange gezögert hatte, um nur ſein Gold mit ſich zu ſchleppen.

Später hörte ich, daß der alte Fuchs, mein Vater, mich hatte zu ſich rufen laſſen. Als man mich in meiner Hütte nicht fand, hatte er Verdacht geſchöpft und die Soldaten in ihren Booten abgeſchickt, ſobald nur der Sturm ſeine erſte Heftigkeit verloren, und das Meer ſich etwas beruhigt hatte.

Ich fand ihn ſelbſt bereits im Hauſe des Señor Caſtillo, als wir zurückkehrten. Nachdem die Soldaten der Republik Don Caſtillo um ſeine Laſt gründlich erleichtert hatten, ſperrte man ihn in eine Kammer und kündigte ihm an, daß man ihn, ſobald die Sonne aufgegangen ſei, mit nach Cerralbo und von da nach La Paz nehmen werde.

Ich hielt es jetzt an der Zeit, mit meinem Vater ein ernstes Wort zu sprechen.

„Señor Don Racunha," sagte ich höflich, „Sie sollen tausend Jahre leben, obschon ich die Ehre habe, Ihr Sohn zu sein und dann gewaltig lange auf mein Erbe werde warten müssen. Aber beliebt es Ihnen vielleicht, mir zu sagen, was mit meinem Schwiegervater beabsichtigt wird?"

„Mit Deinem Schwiegervater, Schlingel?"

„Ja, Señor, wenn es Ihnen gefällig ist. Ich habe das Jawort dieser jungen Dame, und da ich sie, ehe vierundzwanzig Stunden um sind, heirathen werde, finde ich, daß Sie Ihren Sohn auf das Schändlichste berauben, indem Sie Ihren Häschern erlaubt haben, sich an dem künftigen Erbe meiner Braut zu bereichern."

„Alle Teufel!" sagte er aufrichtig betrübt, „das ist wahr! Wenn Du denn ein so ungehorsamer Halunke sein willst, dieses Mädchen ohne meine Erlaubniß zu heirathen, so kann ich Dich nicht daran hindern. Aber ich entsetze Dich Deiner Stelle als Capataz, da Du ohnehin ein saumseliger Bursche geworden bist und meine besten Taucher von der Tintorera fressen läßt, und jage Dich als Alkalde von Cerralbo fort."

„Wie Sie wünschen, Señor," sagte ich ruhig. „Was übrigens die Tintorera betrifft, so schwimmt seit dieser Nacht wenigstens die eine mit aufgesperrtem Rachen im Weltmeer, und wenn Sie mir die Stelle als Capataz der Compagnie von Guaymas nehmen, so hoffe ich die des Aufsehers der Sonoragesellschaft zu bekommen, und bin dann so viel, wie Sie!"

„Noch nicht, Bursche," sagte mein Vater, und wollte mir eine gewaltige Ohrfeige geben, aber ich bückte mich geschickt, so daß der Korporal, der neugierig dabei stand, den Schlag empfing. Er besann sich darauf und murmelte

etwas beschämt, Señor Ricardo werde hoffentlich so gescheidt sein, mich nicht aufzunehmen.

„Señor Ricardo," antwortete ich höflich, „befindet sich gegenwärtig im Magen der Tintorera und hat mir in jeder Beziehung seine Erbschaft vermacht."

Merkwürdigerweise war Señora Esperanza während der ganzen Verhandlung sehr ruhig geblieben und hatte mich nur manchmal mit dem todten, geisterhaften Blick angestarrt, den ich vorhin an ihr bemerkt hatte. Selbst die Gefahr ihres Vaters und der Verlust ihrer Habe schienen keinen Eindruck auf sie zu machen.

Ich bat sie, mich einen Augenblick zu entlassen, da ich zu einigen Freunden auf der Insel gehen und von ihnen Kleider und ein Boot leihen wollte, um sie zugleich mit ihrem Vater hinüber nach Cerralbo und dem Festland zu führen.

Die Sonne war eben aufgegangen, als ich mit beidem versehen zurückkehrte. Die ganze Bevölkerung der Insel war bereits auf den Beinen, und die Nachricht von der Verhaftung des Don Castillo und dem Tode des Engländers hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet.

Ich fand meinen Vater bereits mit seinen Soldaten und dem Gefangenen am Strande, im Begriff, seine Barke zu besteigen; denn er wußte wohl, daß unter den Schildkrötenfängern von Espiritu Santo Viele sich befanden, die zur Partei Santa Anna's hielten, weshalb Don Castillo sich auch auf der Insel niedergelassen hatte. Doña Esperanza war gleichfalls am Ufer und saß neben dem verstümmelten Arm des Engländers, den man auf eine Bahre von Zweigen gelegt und mit einem Tuche bedeckt hatte.

Ich eilte, meine Braut von dem traurigen Anblick zu entfernen und in das Boot zu führen. Sie gehorchte ohne Widerstand, und ich ergriff die Ruder und stieß ab.

Wahrlich, Steuermann, unser gesegnetes Vaterland ist

unvergleichlich schöner, als irgend ein anderes Land sein kann, und ich habe viele schöne Morgen auf diesen Inseln und an diesen Küsten erlebt, aber eines herrlicheren als dieses erinnere ich mich nicht. Die Luft war von dem Wehen des Sturmes gereinigt und erfrischt, und beide Inseln lagen in den ersten über das blaue Meer zitternden Strahlen der Sonne so nahe, als sei der breite Kanal, der sie trennt, nur ein Fluß, und ihre Felsenmasse nicht Stein, sondern gediegenes Gold.

Die Wellen zitterten unter meinen Ruderschlägen, ich hatte vor mir das Mädchen, das ich liebte, ich war der Held des Tages, denn ich hatte die Tintorera besiegt und war während des Sturmes durch den Kanal geschwommen.

Es gab in diesem Augenblick keinen glücklicheren und keinen stolzeren Menschen als mich; denn ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, das Schicksal meines Schwiegervaters war mir nun, da ich meinen Zweck erreicht hatte, ziemlich gleichgiltig.

Aus dieser Trunkenheit meines Glückes störte mich eine Handbewegung meiner Braut.

„Señor Antonio," sagte sie, „entfernen Sie sich gefälligst etwas mehr von jener Barke und rudern Sie nach der Stelle, wo Sie und — Señor Ricardo in dieser Nacht der Tintorera begegnet sind!"

Ich hatte kein Arg und erfüllte bereitwillig ihren Wunsch.

„Ich muß Sie jedoch darauf aufmerksam machen, Esperanza," sagte ich, „daß auf dem Meere eine Stelle so ziemlich ist, wie die andere, und daß es in dem Dunkel der Nacht und der Aufregung des Kampfes nicht möglich war, ganz genau mir den Ort zu merken. Indeß, wenn mich meine Berechnung nicht ganz täuscht, so muß es hier in der Nähe gewesen sein, denn ich sah das Feuer der Schildkrötenfänger auf Espiritu Santo in dieser Richtung."

„Dann, Señor Don Antonio," versetzte sie, „erzählen Sie mir die Geschichte dieser Nacht noch einmal, aber ganz genau und der Wahrheit gemäß. Ich beschwöre Sie bei der Madonna und Ihrem Schutzheiligen, nicht ein Wort auszulassen oder daran zu ändern."

„Esperanza," sagte ich zärtlich, „warum das Vergangene aufrühren, es würde Sie zu sehr angreifen."

„Ich will es!"

Bien, wenn ein Weib einmal etwas will, was ist da zu machen? So fügte ich mich denn und erzählte ihr die ganze Geschichte wortgetreu von einem Ende bis zum anderen, da sie ohnehin nicht zu meiner Schande gereichte.

„So haben Sie also das Boot Ricardo's zerschmettert," sagte sie, „damit er nicht allein nach Espiritu Santo gehe und uns warne?"

„Gewiß, Señora, und es war mein gutes Recht, da die Nachricht mein Eigenthum war. Er hat dies auch als verständiger Mann und als Caballero anerkannt!"

„Und Sie sagen, daß er noch im Augenblick, als der Hai ihn zerriß, meiner gedacht und meinen Namen gerufen hat?"

„Ja, Señora, es war sein letzter Laut!"

Sie hatte sich in dem Kahne erhoben und sah über die Fläche des Meeres hin. Ihre Mantilla war herabgefallen, ihre schlanke Gestalt hob sich wunderbar von dem Gold der Sonne und des Meeres ab, während sie die dunklen langen Zöpfe nach hinten strich.

„Señor Antonio," sagte sie fast feierlich. „Sie lieben mich also?"

„Können Sie noch daran zweifeln?"

„Nein, aber da Sie wissen, was Liebe ist, werden Sie mich um so leichter begreifen!"

„Wie meinen Sie das?" fragte ich beklommen.

„Ich meine, daß ich Sie nicht heirathen kann, denn

der Mann, der sich mit Ihnen in das Meer stürzte, um mir die Botschaft von der Gefahr meines Vaters zu bringen, war der, den ich liebte."

Ich war wie vom Donner gerührt bei diesen Worten, die alle meine Luftschlösser und schönen Hoffnungen über den Haufen warfen.

„Aber Señor Ricardo ist todt," stammelte ich endlich. „Das Schicksal selbst hat entschieden zwischen uns Beiden. Meine grenzenlose Liebe wird Sie erweichen, Señora, und Sie werden ihn vergessen und an meiner Seite glücklich sein!"

„Nein, Señor Antonio," sagte sie fest. „Ich wünsche Ihnen alles Glück im Leben, aber das Weib gehört zu ihrem Geliebten. Sehen Sie dorthin, Antonio — Ihr Vater winkt Ihnen!"

Ich war so thöricht, mich täuschen zu lassen und nach der Barke hin zu sehen.

In demselben Augenblick hörte ich einen Fall in das Wasser, das hoch aufschlug. Ich drehte mich um — der Kahn war leer. Esperanza hatte sich in das Meer gestürzt.

Ich war einen Augenblick wie erstarrt, dann warf ich mit einer blitzschnellen Bewegung Jacke und Schuhe von mir und stürzte mich ihr nach in die Wellen.

Ich konnte sie nicht finden. Spurlos war sie in der Tiefe verschwunden."

Antonio schwieg und starrte lange regungslos nach den Inseln hinüber, die immer näher vor uns auftauchten.

Dann fuhr er fort: „Ich wurde krank. Es dauerte zwei Monate, ehe ich wieder hergestellt war. Mein Vater hatte das Amt des Capataz einstweilen einem Anderen übertragen, und ich wollte es auch nicht wieder übernehmen. Mir war die Heimath verleidet. Ich fuhr in einem Boote der Yaquis hinüber auf's Festland, von

wo ich nach San Francisco ging. Ich habe seitdem weder meinen Vater noch Cerralbo wiedergesehen — bis heute. Nun wissen Sie, Steuermann, warum ich heute so ernst gestimmt bin."

— — — — — — — — — — — —

Der Erzähler schwieg; auch ich schwieg und starrte hinunter in die Wellen, die plätschernd an den Bord unseres Schiffes schlugen. Die einfache, schlichte Erzählung des Mannes hatte gewaltigen Eindruck auf mich gemacht.

„Allen Respekt vor Ihnen, Antonio," sagte ich endlich, „ich habe bisher nicht gewußt, was für ein muthiger Bursche Sie sind — aber, um nicht auf etwas Anderes zu kommen und es über Nacht zu vergessen — was ist denn aus dem würdigen Don Castillo geworden', und wie hat er sich den Verlust seiner Tochter zu Herzen genommen?"

„O Dios, Sir, was soll aus ihm geworden sein? Er hat nicht viel Zeit gehabt, sich um sie grämen, obschon ihm sein Geld mehr am Herzen zu liegen schien als seine Tochter, denn man hat ihn am Tage darauf in La Paz erschossen!"

„Erschossen!"

„Ja, Sir. Er war ein Bruder des Generals Carbajal und hatte mit diesem stets heimliche Verbindung unterhalten. Sie müssen wissen, daß man in unserem Lande nicht viele unnütze Umstände mit einem Rebellen macht!"

„Das mag sein, Antonio, aber es kommt darauf an, was Sie unter einem Rebellen verstehen. Die Regierung in Mexiko wechselt häufig etwas schnell!"

„Sie haben ganz recht, Sir, aber wer kann es ändern, und ich würde es Jedem sehr verdenken, der sich nicht seiner Feinde entledigte, wenn er die Macht dazu hat. Ich war selbst einmal in Cinaloa nahe daran, Oberst zu werden, wenn nicht gar General. Die Politik ist ein etwas blu-

tiges Handwerk und man darf nicht engherzig dabei sein!“ —

Die Schiffsglocke schlug in diesem Augenblicke acht Glasen (zwölf Uhr) und auf dem Deck wurde es laut. Die Backbordwache kam aus den Kojen heraufgepoltert, um die Steuerbordwache abzulösen.

Auch an mich kann die Ablösung; denn der zweite Offizier trat an mich heran, um für die nächsten vier Stunden das Kommando zu übernehmen.

Ich war in meine Kajüte gegangen und hatte mich auch auf das Lager gestreckt, aber den Schlaf suchte ich lange Zeit vergebens. Immer und immer wieder mußte ich an das denken, was mir Antonio, der einstige Perlenfischer von Espiritu Santo, erzählt.

Orbaſſan, der Vertraute.

Erzählung

von

Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

An einem ſonnigen Frühlingsmorgen des Jahres 1838 ſchaute ein alter freundlich ausſehender Herr mit ſchneeweißen Haaren aus einem nach dem Hofe und kleinen Garten zu geöffneten Fenſter ſeiner ſchönen Wohnung in der „Drei-Brüder-Straße" zu Paris. In dieſer ſtillen Straße wohnten damals viele Dichter und Künſtler, ſo im Nachbarhauſe links der berühmte Maler Iſabey und in dem rechts der große Sänger Lablache.

Der alte neunundſechzigjährige Herr aber gehörte nicht zu den Malern und Sängern, ſondern zu den Dichtern. Er hieß Viktor Etienne de Jouy und war Verfaſſer der Tragödie „Sylla", in welcher einſt Talma in der Titelrolle ſeine größten Triumphe gefeiert hatte. Freilich war „Sylla" zur Zeit unſerer Erzählung ſchon ziemlich vergeſſen; auch nach dem früher ſo viel geleſenen ſatiriſchen Werke des geiſtvollen Autors: „Der Eremit der Chauſſee d'Antin", wurde wenig mehr gefragt, aber noch genoß er bedeutenden Ruf in der literariſchen und künſtleriſchen Welt als geſchickter Librettiſt. Er hat die Texte zur „Veſtalin" und zu „Ferdinand Cortez" von Spontini und zu „Wilhelm Tell" von Roſſini gedichtet, Opern, von denen die letztere noch heute überall gegeben wird. Er

war ein Förderer junger, aufſtrebender Talente, beſonders wenn man ſeiner Eitelkeit ein wenig zu ſchmeicheln verſtand. In ſeinem Salon bewahrte er als Reliquie unter einer Glasglocke die Perrücke Talma's auf, welche dieſer größte Schauſpieler Frankreichs einſt als „Sylla" getragen. Ein junger Literat nun, der ihn beſuchte und beim Anblick der Perrücke in Ekſtaſe gerieth, konnte ſicher darauf rechnen, von Jouy in wohlwollendſter Weiſe gefördert zu werden. In dieſem Falle aber befand ſich auch Henri Murger, der Sohn des Portiers.

Letzterer, der nebenbei das ehrſame Schneiderhandwerk betrieb, war einſt als armer Savoyarde nach Paris gekommen. Er hatte einen ſechzehnjährigen Sohn, Namens Henri, der zur Verzweiflung ſeiner armen Eltern nichts Anderes thun wollte, als „dichten". Ja, er reimte Verſe, die gar nicht ſo ſchlecht waren, wenn ſie ihm auch vorläufig Niemand abkaufen wollte, und ſchmiedete Pläne zu gewaltigen Tragödien, die niemals zu Stande kommen ſollten. Etwas viel Vernünftigeres aber hatte er auch gethan: er war bis zu Thränen gerührt geweſen, als der alte Dichter des „Sylla" ihm einmal auf feierliche Weiſe die Perrücke Talma's gezeigt hatte. —

Als Herr de Jouy nun heute auf den Hof hinabblickte, gewahrte er die Portiersfamilie in ſehr eifrigem und erregtem Geſpräch. Henri, ein ſchmächtiger, intelligent ausſehender Jüngling in abgetragener, ärmlicher Kleidung, wurde von ſeinem Vater gehörig ausgeſcholten.

„Ein Schneider ſollſt Du werden," rief der Portier ergrimmt. „Achtung ſollſt Du haben vor dem Handwerk Deines Vaters! Ein ſolides, anſtändiges Geſchäft iſt die Schneiderei, wobei ein Menſch beſtehen kann, beſonders wenn er daneben noch Portier iſt!"

„Ich will aber nicht Schneider werden," ſagte Henri trotzig.

„Dann meinetwegen Schuster, Tischler oder Tapezierer, oder Uhrmacher, oder sonst etwas Nützliches."

„Vater," sagte der Jüngling ernst, „ich habe bereits gewählt und mich für einen Beruf entschieden."

„Und für welchen denn, Unglücklicher?"

„Ich will als Dichter leben und sterben."

„Vor Hunger sterben, natürlich! Haha! Haben Deine Verse bisher Dir auch nur einen einzigen Sou eingebracht?" höhnte der erboste Vater.

„Ach, lieber Henri, bedenke doch unsere Armuth!" jammerte die Mutter. „Du kannst uns nicht immer zur Last liegen mit Deiner Versemacherei. Jetzt bist Du sechzehn Jahre alt geworden und mußt versuchen, selber für Deinen Lebensunterhalt zu sorgen, als Handwerkslehrling wenigstens Kost und Logis zu verdienen."

„Liebe Mutter, das ist nichts für mich," versetzte stolz der Jüngling. „Ich erkenne es ja gewiß als sehr richtig an, daß Schneider, Schuster, Tischler, Tapezierer, Uhrmacher und andere Handwerker sehr nützliche und ehrenwerthe Leute sind. Ich aber fühle mich doch für etwas Höheres geboren!"

In diesem Augenblick neigte Herr de Jouy, der sehr aufmerksam das Gespräch belauscht hatte, sich weit aus dem Fenster und rief hinab: „Henri hat nicht so Unrecht. Er soll kein Schneider werden! Ich weiß etwas Besseres für ihn. Wartet einen Augenblick, ich komme sogleich zu euch!"

Der alte Herr verschwand oben vom Fenster.

Henri sagte: „Ja, Herr de Jouy ist durch seine Verse ein reicher und berühmter Mann geworden. Er weiß, daß auch ich Talent besitze."

Jetzt erschien der Verfasser des „Sylla" im Hofe. „Henri," sagte er freundlich, „vor allen Dingen will ich Dich darauf aufmerksam machen, daß ich selbst in meinen

jungen Jahren es ſehr knapp hatte und mich als Soldat in Indien und ſpäter als kleiner Beamter mühſelig genug habe abplagen müſſen, bevor ich zu Anſehen und Geld gelangte. Du kannſt auch noch nicht von der Poeſie leben, daran iſt gar nicht zu denken. Aber bis es Dir damit glückt, weiß ich eine bequeme und angenehme Anſtellung für Dich, die fünfundvierzig Franken im Monat einbringt. Du haſt dafür an drei Tagen in der Woche jedesmal nur einige Stunden Nachmittags etwas zu thun und wirſt Gelegenheit finden, mit Buchdruckern und Buchhändlern bekannt zu werden, was für Dich nützlich ſein kann."

„Das wäre herrlich!" rief Frau Murger. „Fünfundvierzig Franken! Ja, wenn Henri auf ſolche Weiſe etwas Gewiſſes hätte, dann —"

„Dann brauchte er freilich nicht Schneider zu werden," ſagte ihr Mann. „Wahrhaftig, als ſechzehnjähriger Savoyarde habe ich nicht fünfundvierzig Franken im Monat verdienen können, obgleich ich von Morgens früh bis Abends ſpät auf den Boulevards ein abgerichtetes Murmelthier die ſchönſten Kunſtſtücke machen ließ."

Herr de Jouy fuhr fort: „Ich bin der vertraute Freund eines ſehr vornehmen ruſſiſchen Herrn, des Grafen v. Tolſtoi, der ſeinen ſtändigen Aufenthalt in Paris genommen hat und ſich hier literariſch beſchäftigt. Er braucht neben ſeinem gewöhnlichen Sekretär, der ein gewandter und feingebildeter junger Ruſſe iſt, einen geeigneten jungen Menſchen, der eine gute Handſchrift beſitzt und korrekt franzöſiſch ſchreibt. Er hat mich gebeten, ihm eine geeignete Perſönlichkeit zu empfehlen. Ich werde ihm Henri ſchicken. Biſt Du damit zufrieden, mein junger Poet?"

„Mit Freuden, Herr de Jouy!" rief der Jüngling entzückt. „Sie ſind immer ſo gut gegen mich — o, ich danke Ihnen von ganzem Herzen!"

„So will ich sogleich ein Einführungsbriefchen für Dich schreiben, mit welchem Du noch heute zum Grafen Tolstoi hingehen magst, der in der Rivolistraße wohnt."

Nach einigen Stunden spazierte Henri Murger, so gut herausgeputzt, als die bescheidenen Mittel seiner Eltern erlaubten, nach der Rivolistraße. Er trat dort in ein prächtiges Haus und wurde von einem Lakaien in reicher Livree in ein Bureauzimmer geführt, wo er Herrn Iwanow traf, den Sekretär des Grafen.

Dieser liebenswürdige junge Russe schien nach einer kurzen Unterhaltung recht befriedigt zu sein von der Bekanntschaft mit dem jungen poetischen Pariser, und nach einer kurzen Weile wurde Henri in das Arbeitszimmer des Grafen selbst gerufen.

Tolstoi schaute den Jüngling prüfend an, ließ ihn nach Diktat einige Zeilen schreiben, und meinte darauf, daß Herr de Jouy ihm gerade einen solchen jungen Menschen geschickt habe, wie er einen brauche. Das Nöthige wurde vereinbart, und dann verließ Henri die Wohnung des Grafen und eilte vergnügt nach Hause.

Wir wissen es zwar nicht genau, aber wir vermuthen, daß dieser Graf Tolstoi, der von 1837 bis nach 1848 in Paris lebte, ein Verwandter des heute so berühmten russischen Schriftstellers Grafen Tolstoi war.

Der Graf hielt sich in Paris in doppelter Eigenschaft auf. Er war beauftragt, an den russischen Unterrichtsminister Berichte einzusenden über die französischen Bildungsanstalten, sowie über allerlei Angelegenheiten der Presse und Literatur in Frankreich. Alle wichtigeren neu erscheinenden Bücher und Broschüren ließ er in zwei Exemplaren ankaufen, das eine behielt er selbst, das andere schickte er nach Petersburg.

Dann hatte er noch vom Kaiser Nikolaus geheime Aufträge. Er lieferte — ganz unabhängig von dem russi-

ſchen Botſchafter — dem Zaren Berichte über die franzöſiſche Politik. Und — was noch viel geheimer war — er hatte Auftrag, ruſſiſche hochgeſtellte Perſönlichkeiten, unter Umſtänden ſelbſt Angehörige der kaiſerlichen Familie, die ſich zeitweiſe in Paris aufhielten, zu beobachten und über deren Treiben Bericht zu erſtatten. Dies letztere geſchah ſtets in chiffrirten Depeſchen, deren geheimnißvolle Zeichen nur der Zar und Graf Tolſtoi kannten. Dieſe Schriftſtücke wurden niemals direkt an Kaiſer Nikolaus geſchickt, ſondern an deſſen Günſtling, den Grafen v. Benkendorff, der ſie uneröffnet dann dem Zaren zu überreichen hatte. —

Die Geſchäfte, welche Murger bei dem vornehmen ruſſiſchen Sendling fortan beſorgte, waren einfacher Art und für ihn recht angenehm. Zum Abſchreiben von Depeſchen wurde er nur ſelten gebraucht, dagegen häufig in die Buchhandlungen geſchickt, um Bücher zu kaufen oder Rechnungen zu bezahlen. Auch fertigte er Kataloge an über die Schriften, welche nach Rußland geſchickt werden ſollten. Er mußte viele Bücher und Broſchüren aufſchneiden und hatte Erlaubniß, darin zu leſen, ſo viel er wollte. Alles dies war dem angehenden jungen Schriftſteller ganz nach Wunſch.

Im Verlaufe der nächſten Jahre gelang es ihm, allmälig in der Literatur ein wenig Fuß zu faſſen. Freilich mit ſeinen Verſen und dramatiſchen Verſuchen hatte er zunächſt kein Glück, aber die Feuilletons, welche er verfaßte, brachte er doch zuweilen bei kleineren Zeitungen an. Er wurde Hilfsredakteur der „Schärpe der Iris“, eines kleinen Modejournals, und des „Caſtor“, eines Journals für elegante Hutmacherkunſt. Seine Aufgabe war, die von Fachleuten geſchriebenen Artikel ſtyliſtiſch zu verbeſſern. Auf Grund ſeiner erhöhten Einnahme verließ er jetzt die enge elterliche Wohnung und miethete ſich ein

Zimmer in einem Hause der Mazarinstraße. Das war im Jahre 1840.

Häufig, wenn Henri Abends nach Hause kam, traf er auf dem Flur mit einem etwa dreißigjährigen Manne zusammen, der aussah wie ein von der Arbeit heimkehrender Handwerker. Zuweilen trug er ein Brod unter dem Arm und eine Wasserflasche in der Hand. Das Brod hatte er sich vom Bäcker, das Trinkwasser vom nächsten Brunnen geholt.

Dieser Mann war Pierre Joseph Proudhon, zuerst einfacher Buchdruckergehilfe, dann der gewaltigste Sozialist der Epoche und Verfasser der berühmten Broschüren: „Was ist das Eigenthum?“ und: „Eigenthum ist Diebstahl!“

Unser junger Held, der etwas leichtsinnig und unordentlich war, konnte eines Abends, als er noch rasch einen Artikel schreiben wollte, seine Feder nicht finden, und so stieg er denn hinunter zu Herrn Proudhon, der im selben Hause wohnte, um von ihm eine Feder zu leihen. Wie sehr staunte er über die einfache Nettigkeit und Sauberkeit in dem Zimmer des Sozialisten, der sich äußerst höflich und zuvorkommend gegen ihn bezeigte. Auf dem Schreibtische desselben lagen viele Werke aus der öffentlichen Bibliothek.

Proudhon erklärte dem Besucher sehr ruhig: Das Kleingeplänkel mit Broschüren habe nun lange genug gedauert; er wolle jetzt das grobe Geschütz auffahren und die bestehende unsinnige Gesellschaftsordnung zerschmettern durch ein großes, furchtbares Werk, welches den Titel erhalten solle: „Die Verbrechen der Kirche und des Staates.“

Die beiden literarischen Hausgenossen verkehrten seit diesem Tage vielfach miteinander, doch bald wurde die Freundschaft der so ungleichen „Ritter von der Feder“ ge-

trübt, denn Proudhon veröffentlichte in einer ſozialiſtiſchen Zeitung einen Artikel gegen die Poeſie und die ſchönen Künſte, in welchem er unter Anderem erklärte, ein Schiffer oder Holzhacker ſei ein beſſeres und jedenfalls nützlicheres Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, als Viktor Hugo, der gefeierte Dichter.

Darüber gerieth Henri, ein eifriger Verehrer Viktor Hugo's, in heftigen Zorn, und er ſchrieb einen Artikel dagegen, in welchem er Proudhon einen Barbaren nannte. Sein Artikel, der in einer vielgeleſenen Zeitung erſchien und mit ſeinem Namen unterzeichnet war, machte einiges Aufſehen.

Tolſtoi las denſelben zufällig und ſagte gelegentlich zu dem jungen Manne: „Alſo Sie haben dieſen kleinen Aufſatz gegen Proudhon geſchrieben?"

„Ja, Herr Graf."

„Das iſt ja ganz vortrefflich!"

Murger erzählte darauf, daß er den gefürchteten Sozialiſten perſönlich kenne und wie derſelbe zur Zeit damit beſchäftigt ſei, ein großes Werk zu ſchreiben.

Da ſagte der Graf: „Das iſt ja höchſt intereſſant, was Sie mir da mittheilen, mein junger Freund! Wenn Sie mehr dergleichen erfahren, ſo machen Sie mich doch immer darauf aufmerkſam. Ihr Monatsgehalt erhöhe ich einſtweilen auf fünfundſiebenzig Franken."

So war dem jungen Manne alſo die Bekanntſchaft mit dem genialen Sozialiſten doch recht nützlich geworden. Uebrigens hielt Proudhon es unter ſeiner Würde, in ſeiner Zeitung über Murger herzufallen, da er ihn wohl für einen zu unbedeutenden Gegner hielt.

Henri aber hatte ſich bald viele gute Freunde unter dem literariſchen und künſtleriſchen Nachwuchs von Paris erworben. Die drei getreueſten, mit welchen er am liebſten verkehrte und die faſt allabendlich, nach Schluß der

Theater, im Café „Momus“ mit ihm zusammentrafen, waren der Musiker und angehende Komponist Schaunard, der Maler Marcel und der sprachenkundige Philosoph Wallon, der später einmal für kurze Zeit Minister werden sollte, was er sich damals freilich noch nicht träumen ließ; alle drei junge strebsame Leute ohne Vermögen, die sich, Jeder auf seine Weise, ähnlich durch's Leben schlagen mußten, wie Murger, und die er später — ebenso wie sich selbst — so lebensvoll in seinem Buche: „Scenen aus dem Pariser Bohemeleben“ porträtirt hat.

— — — — — — — — — — — —

Es war in den letzten Tagen des Dezembermonats 1847, als Henri Murger eines Vormittags mit einem neuen Feuilletonartikel sich nach der Redaktion des „Corsaire“ begab, ein Journal, für welches er seit längerer Zeit arbeitete.

Eigenthümer und Chefredakteur desselben war ein Herr Vicemaitre.

Zu jener Zeit beherrschten Alexander Dumas und Eugen Sue, diese beiden berühmten Romanschriftsteller, die Feuilletonspalten der großen Pariser Zeitungen, und ihre Romane wurden ihnen für den ersten Abdruck mit ungeheuren Honoraren bezahlt.

Solche Honorare konnte Vicemaitre, der Redakteur des „Corsaire“, freilich nicht bezahlen, aber er hätte doch auch gern einen recht spannenden Roman für sein Blatt gehabt, um damit den neuen Jahrgang beginnen zu können. Er klagte Murger seine Noth. Dieser sagte ihm, daß er mit der Ausarbeitung eines Romans gerade beschäftigt sei und die zwei ersten Kapitel schon fertig habe.

„Wie ist der Titel?“ fragte Vicemaitre mit Interesse.

„Orbassan, der Vertraute,“ antwortete Murger mit Autorstolz.

„Hm, das scheint mir etwas zu zahm zu sein. Das

Publikum verlangt heutzutage möglichſt Spannendes und Schauderhaftes, was am beſten ſchon im Titel ausgedrückt ſein muß. Könnte der Titel nicht etwa lauten: ‚Orbaſſan, der unſchuldige Galeerenſklave,‘ oder vielleicht packender noch: ‚Orbaſſan, der ſiebenfache Raubmörder‘ — hm?“

„Unmöglich, Herr Vicemaitre! Mein Roman iſt allerdings ein richtiger Schauerroman aus dem Mittelalter, aber der Titel muß ſo bleiben, denn Orbaſſan iſt ein edel angelegter Charakter, der bis zum Tod ergebene Vertraute ſeines hohen Gebieters, deſſen Geheimniſſe er durchaus nicht verrathen will, obgleich eine blutdürſtige, giftmiſchende Herzogin ihm einen ganzen Sack voll Gold dafür bietet. Um ihn durch Gewalt zu bezwingen, läßt die Herzogin ihn durch ihre Trabanten in ein unterirdiſches Burgverließ ſchleppen, und Orbaſſan iſt dann nahe daran, lebendig begraben zu werden.“

„Das iſt ſehr gut!“ rief der Redakteur. „Dieſe Herzogin gefällt mir außerordentlich. Ja, ſolche gräßliche Weiber à la Lucrezia Borgia machen heutzutage Glück in der Oper, im Schauſpiel und auch im Roman. Bringen Sie mir doch den Anfang Ihres Werkes.“

Das that Henri natürlich bereitwillig, und ſeine Arbeit wurde für den „Corſaire“ angenommen. Die Fortſetzungen verſprach der junge Autor dem Journal regelmäßig zu liefern.

Alſo fing mit dem 1. Januar 1848 der Schauerroman „Orbaſſan, der Vertraute“ im „Corſaire“ zu erſcheinen an, und Alles ging gut bis zum vierzehnten Kapitel, nämlich bis zu dem Tage im Monat Februar, an welchem die Revolution ausbrach, welche Ludwig Philipp vom Thron ſtürzte.

An dieſem verhängnißvollen Februartage ging unſer Held Nachmittags zum Grafen Tolſtoi. In ſeiner Taſche trug er die erſte Hälfte des vierzehnten Kapitels ſeines

Romans, denn da er sich gewöhnlich jedesmal nur zwei Stunden im Bureau des Grafen aufhielt, so war es seine Absicht, von da nach der Redaktion des „Corsaire“ sich zu begeben, um das Manuskript dort abzuliefern.

Aber es sollte anders kommen.

Gerade infolge des wichtigen politischen Tagesereignisses war beim Grafen sehr viel zu thun, und Murger wurde ersucht, ausnahmsweise einmal einige Stunden länger zu verweilen. Dem konnte er sich natürlich nicht entziehen. Er mußte unter Anderem eine sehr lange Depesche abschreiben, zu welcher Tolstoi eben das Konzept beendet hatte, eine Arbeit, die viel Zeit in Anspruch nahm.

Endlich war er damit fertig und überreichte das Schriftstück dem Sekretär Iwanow, der dann in das Arbeitszimmer des Grafen ging, um ihn die Unterschrift vollziehen zu lassen.

Unterdessen zog der junge Schriftsteller sein Romanmanuskript hervor und brachte noch einige kleine Verbesserungen darin an, die ihm eingefallen waren. Und dann dachte er, da es doch schon so spät geworden und er eine Zusammenkunft mit seinen Freunden verabredet hatte, daß es am zweckmäßigsten sei, nicht erst nach der Redaktion des „Corsaire“ zu laufen, sondern sein Manuskript durch die Stadtpost zu übersenden.

In diesem Augenblick kam Iwanow zurück. Er brachte die mit der Unterschrift versehene Depesche und außerdem noch eine zweite, ganz kurze, die in geheimer Chiffrenschrift abgefaßt war und zugleich mit abgesandt werden sollte. Murger erhielt den Auftrag, die beiden für den Zaren bestimmten Depeschen an die Adresse des Grafen v. Benkendorff abzusenden.

„Es eilt!“ sagte der Sekretär. „Ein Lakai muß sogleich damit zur Post. Ich hole geschwind das Petschaft des Grafen.“

Und er entfernte ſich wieder.

Henri nahm zwei große ſchöne Briefumſchläge. Auf den einen ſchrieb er die Adreſſe: „Sr. Hochgeboren, dem Herrn Grafen v. Benkendorff in St. Petersburg," auf den anderen: „An Herrn Vicemaitre, Redakteur des Corſaire."

Darauf ſchob er die Schriftſtücke hinein. In ſeiner Haſt aber — es lag überhaupt eine ziemliche Portion Leichtſinn und Fahrläſſigkeit in ſeinem ſonſt ſo liebenswürdigen und gutmüthigen Charakter — verwechſelte er die Schriftſtücke. In das Couvert für den Zaren ſchob er das Romanmanuſkript, in das Couvert für den „Corſaire" die Depeſche.*)

Iwanow brachte das Petſchaft. Der Brief an den Grafen Benkendorff wurde ſorgfältig verſiegelt und einem Lakaien übergeben, der ihn zur Poſt brachte, und fünf Minuten ſpäter verließ Murger vergnügt das Bureau. Er warf ſeinen Brief für den „Corſaire" in den nächſten Briefkaſten der Stadtpoſt und eilte dann zu ſeinen Freunden.

— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen war Herr Vicemaitre, Chefredakteur des „Corſaire", emſig beſchäftigt mit den Briefen, welche die Poſt ihm gebracht hatte. Er öffnete ein großes Couvert, deſſen Aufſchrift er als von Murger herrührend erkannte und entnahm demſelben zwei Schriftſtücke. Eins war in ganz unverſtändlichen Chiffren abgefaßt, das andere aber im beſten Franzöſiſch. Er las höchlich erſtaunt Folgendes:

„Majeſtät!

Die Befürchtungen der letzten Tage ſind leider zu traurigen Thatſachen geworden. Die Revolution hat ge-

*) Dies iſt thatſächlich. Vergleiche darüber eine Notiz in der Murger-Biographie von Eugen de Mirecourt.

ſiegt! Zur Stunde, da ich dieſe Zeilen ſchreibe, plündert und verwüſtet der Pöbel die Tuilerien. Seine Majeſtät Ludwig Philipp und die ganze königliche Familie ſind auf der Flucht. Die Herren Lamartine, Ledru-Rollin, Louis Blanc, Marraſt und Genoſſen ſind auf dem Stadthauſe verſammelt und regeln da als proviſoriſche Regierung die Geſchicke Frankreichs."

An den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung wurde in den folgenden Ausführungen die ſchärfſte Kritik geübt.

„Sapriſti!" rief Vicemaitre. „Wie kommt Murger dazu, mir dies diplomatiſche Aktenſtück zu ſchicken? Meint er vielleicht, daß ich daſſelbe im „Corſaire" erſcheinen laſſen ſoll? Das könnte höchſt verhängnißvoll für mich werden! Das wüthende Volk würde mir die Fenſter einwerfen und meine Preſſen zertrümmern!"

Eiligſt ſandte er Leute aus, um den leichtſinnigen Autor zu ſuchen. Man brauchte ſehr nothwendig das vierzehnte Romankapitel, da das dreizehnte fertig gedruckt war. Aber Murger war nirgends zu finden. Erſt ſehr ſpät am Nachmittag kam er an und brachte mit heiterſter Miene den Schluß des vierzehnten Kapitels.

„Ganz ſchön!" ſagte Vicemaitre. „Aber wo iſt der Anfang?"

„Den habe ich Ihnen ja ſchon geſtern mit der Stadtpoſt geſchickt."

„Nein, Unglückſeliger! Sehen Sie — dies da haben Sie mir geſchickt!"

„Herr des Himmels!" ſchrie Henri entſetzt. „Dieſe zwei wichtigen Depeſchen ſind für den Kaiſer von Rußland beſtimmt! Aus Verſehen habe ich ihm ‚Orbaſſan' geſchickt! Ich bin in Verzweiflung und muß ſogleich zum Grafen Tolſtoi!"

„Halt!" rief der Redakteur. „Sie dürfen nicht von hier fort, denn es iſt zu ſchwer, Ihrer habhaft zu werden,

wenn man Sie nothwendig braucht. Ich verlange zuerſt den Anfang des vierzehnten Kapitels! Der Setzer wartet mit Sehnſucht darauf."

„Aber, Herr Vicemaitre —"

„Keine Ausflüchte, wenn ich bitten darf! Mein Journal iſt mir wichtiger als die europäiſche Politik und die Angelegenheiten des Kaiſers von Rußland. Die Leſer dürfen wir nicht warten laſſen, denn ſie ſind äußerſt geſpannt auf die Fortſetzung, da gerade jetzt Orbaſſan in das unterirdiſche Kellergewölbe geſchleppt worden iſt. Ich bitte Sie, mein Lieber, machen Sie ſich hier ſogleich an die Arbeit."

Murger konnte dieſem gerechtfertigten Verlangen nicht widerſtreben. Er ſetzte ſich im Redaktionszimmer an einen Tiſch und ſchrieb in aller Eile wieder die erſte Hälfte des vierzehnten Kapitels nieder. Zum Glück wußte er Alles auswendig. Nach einigen Stunden war er mit der Arbeit fertig. Dabei quälte ihn aber beſtändig die Angſt wegen der Depeſchenangelegenheit.

Unterdeſſen war es ſehr ſpät geworden. Weder Graf Tolſtoi noch der Sekretär Iwanow würden noch zu Hauſe anzutreffen geweſen ſein. Henri dachte, es ſei vielleicht am beſten, ſich dem Letzteren anzuvertrauen. Aber nach reiflicher Erwägung ſchien es ihm doch unvermeidlich zu ſein, daß der Graf ſelbſt in Kenntniß geſetzt werden müßte. Der junge Mann war in unbeſchreiblicher Sorge.

Endlich fiel ihm ein, nach dem Kaffeehauſe „Momus" zu laufen, um mit ſeinen getreuen Freunden über die kniffliche Sache zu berathſchlagen. Er traf ſie glücklicherweiſe alle Drei dort an.

Schaunard, der Muſiker, ſagte: „Das iſt eine ſchlimme Geſchichte. Der Graf wird Dich fortjagen."

Etwas roſiger ſah Marcel, der Maler, die Sache an. Er meinte: „Wer weiß? Vielleicht gefällt Dein Roman

dem Kaiſer Nikolaus! Vielleicht verliebt er ſich in die Heldin und ſchickt Dir einen ruſſiſchen Orden und eine Anweiſung auf eine Penſion!"

Wallon, der Philoſoph, war der Einzige, der einen praktiſchen Rath wußte: „Die gute Anſtellung bei dem Grafen wirſt Du natürlich verlieren," ſprach er. „Aber ich rathe Dir, Henri, übereile nichts. Gehe einſtweilen nicht wieder hin, ſondern melde Dich krank. Du ſiehſt wahrlich bleich und angegriffen genug aus."

„Ach ja, mir iſt wegen dieſer böſen Geſchichte ganz erbärmlich zu Muthe."

„Nun wohl, wann kann früheſtens ein Rüffel ankommen für den Grafen aus Petersburg?"

„Nach ſechs bis ſieben Tagen."

„So warte fünf Tage, dann iſt der erſte März. Dann gehſt Du hin und kaſſirſt zuerſt Dein Gehalt ein; auf ſolche Weiſe retteſt Du wenigſtens die letzten 75 Franken. Darnach geſteht Du dem Grafen die Geſchichte, gibſt ihm die Depeſchen wieder, und machſt Dich eilig aus dem Staube, ehe er ſich von ſeinem Erſtaunen erholen und in moskowitiſche Wuth gerathen kann."

Die anderen Beiden ſtimmten dem weiſen Rathe des Philoſophen zu; ſie meinten, daß dies das Vernünftigſte ſei, was unter ſolchen Umſtänden gethan werden könnte. Der unglückliche Autor des „Orbaſſan" ſah das auch ein. Er ſchrieb am folgenden Tag einen Brief an Iwanow und erſuchte ihn darin, dem Grafen mitzutheilen, daß er wegen Unwohlſeins nicht im Bureau zu erſcheinen im Stande ſei.

So vergingen fünf Tage und während dieſer Zeit hielt ſich Murger zu Hauſe in ſeinem Zimmer und arbeitete fleißig an ſeinem Roman. Endlich kam der erſte März, und der junge Autor trat am Nachmittag ganz niedergeſchlagen den ſchwerſten Gang ſeines Lebens an. Indem

er mit geſenktem Kopfe nach der Rivoliſtraße hinſchritt, machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe über ſeine Fahrläſſigkeit, die ihn in ſolche peinvolle Lage gebracht.

Im Bureau traf er Iwanow.

„Ah, da ſind Sie ja wieder!“ rief der Sekretär. „Wirklich, Sie ſehen recht leidend aus und hätten lieber noch daheim bleiben ſollen. Ihr Gehalt würde ich Ihnen geſchickt haben. Doch da Sie nun hier ſind, ſo will ich Ihnen den Betrag gleich auszahlen.“

Und er zählte 75 Franken auf, welche Murger wehmüthig in die Taſche ſteckte, indem er dachte: „Es ſind wohl die letzten ruſſiſchen Moneten, die ich empfange!“

„Kann ich den Herrn Grafen ſprechen?“ fragte er dann.

„Gewiß! Gehen Sie nur zu ihm hinein. Im Vertrauen aber, der Graf iſt ſelbſt faſt krank vor Aufregung über eine höchſt mißliche Angelegenheit, welche ihm ſchweren Kummer verurſacht.“

„Ach, mein Gott!“ dachte Henri. „Und ich Unglückſeliger muß dieſem vortrefflichen Herrn nun noch mehr Kummer machen. Ich kann aber nicht anders! Die Sache muß endlich aufgeklärt werden.“

Er trat zum Grafen in's Zimmer. Tolſtoi ſaß am Schreibtiſch, ſchwermüthig den Kopf auf die Hand geſtützt.

„Nun, Sie ſind alſo wieder geſund, mein junger Freund?“

„Ach, Herr Graf, mein Unwohlſein hatte eine beſondere Urſache. Ich habe Ihnen eine ſehr unangenehme Sache anzuvertrauen.“

„Noch mehr Unglück?“

„Es handelt ſich nämlich um gewiſſe Depeſchen —“

„Ja, da haben Sie Recht. Es handelt ſich um eine gewiſſe Depeſche. Aber was können Sie davon wiſſen?“

„Ach, Herr Graf, verzeihen Sie mir. Aus Unacht-

samkeit habe ich vor sechs Tagen Seiner Majestät dem Zaren Nikolaus ein Kapitel meines Romans ‚Orbassan, der Vertraute' geschickt, anstatt dieser wichtigen Schriftstücke." Und der junge Mann überreichte die beiden Depeschen.

„Wie?" schrie Tolstoi aufspringend. „Ist das wirklich möglich?"

„Jetzt wird er mich in seinem furchtbaren Zorn zermalmen," dachte Murger zitternd. Aber Tolstoi stieß einen Freudenruf aus und umarmte den jungen Schriftsteller.

„Sie sind mein Retter!" rief er ganz außer sich. „Fort mit der Unglücksdepesche!"

Er zündete ein Licht an und hielt die chiffrirte Depesche in die Flamme desselben, bis sie zu Asche verbrannt war. Dann athmete er erleichtert auf, als wäre er von einer ungeheuren Sorge befreit.

„Wie, Herr Graf," stammelte Murger, „also Sie zürnen mir nicht?"

„Im Gegentheil, ich preise Sie als meinen Schutzgeist und werde Ihnen sogleich meine Dankbarkeit beweisen!"

„Aber der Zar — und mein verwünschtes Romankapitel —"

„Ich werde ihn darüber aufklären, daß ein komisches Versehen vorliegt. Er wird lachen — vielleicht ein wenig über mich spotten — das thut nichts! Aber verhängnißvoll hätte es für mich werden müssen, wenn diese chiffrirte Depesche in seine Hände gelangt wäre. Dieselbe enthielt nämlich eine bedenkliche Mittheilung über eine sehr hochgestellte Persönlichkeit des russischen Hofes, die sich zur Zeit hier aufhält. Mir war die Sache von anscheinend sehr zuverlässiger Seite zugetragen worden und pflichtgemäß meldete ich nach sorglicher Erwägung darüber, was ich erfahren hatte. Zu meinem größten Entsetzen

erkannte ich geſtern Abend, daß ich getäuſcht worden ſei. Die Folgen davon mußten für mich völlige Ungnade bei Hofe und die gefährlichſte Feindſchaft mächtiger Perſonen ſein. Vor ſolchen üblen Folgen hat mich Ihr Verſehen beſchützt. Ich erhöhe Ihr Monatsgehalt auf 150 Franken, und es ſteht ganz in Ihrem Belieben, dafür in meinem Bureau noch weniger zu thun, als ſeither. Aber das iſt noch nicht genug, Ihr ausgezeichneter Genieſtreich muß beſſer honorirt werden!“

Er nahm aus ſeiner Brieftaſche zehn Tauſendfrankenſcheine und drückte ſie dem höchſt erſtaunten und ganz verwirrten Murger in die Hand.

„Nehmen Sie dies von mir an als Zeichen meiner Dankbarkeit! Ich ſage Ihnen, mein Freund, ich hätte lieber die Hälfte meiner Güter geopfert, als mir die Ungnade des Zaren zugezogen und die erbitterte Feindſchaft eines Großfürſten!“

Unſer Held zauderte keinen Augenblick, ſondern huldigte mit wahrer Wonne dem ſchönen Grundſatze des Baſilio im „Figaro“ des Beaumarchais, welcher lautet: „Was gut anzunehmen iſt, das iſt auch gut zu behalten!“

Eine Stunde ſpäter ſchritt er erhobenen Hauptes durch Paris. Er begab ſich zunächſt in die „Drei Brüder-Straße“ zu ſeinen Eltern, die noch immer die enge Portierswohnung inne hatten.

„Da, ſeht das viele Geld!“ rief er ſtolz. „Graf Tolſtoi hat mein Monatsgehalt auf 150 Franken erhöht und dieſe zehn Stück Tauſendfrankenbillets empfing ich als Extrahonorar für das halbe vierzehnte Kapitel meines Romans ‚Orbaſſan, der Vertraute‘. Zwei von dieſen Kaſſenſcheinen ſchenke ich euch; die anderen acht bringe ich einſtweilen auf die Sparkaſſe. Ihr ſeht nun wohl, daß die Literatur doch viel Geld einbringt, was ihr früher gar nicht für möglich hieltet!“

Seine Mutter wischte sich gerührt mit der Schürze die Freudenthränen aus den Augen und sagte: „Henri, Du bist wirklich ein großes Genie! Ich habe es aber immer gewußt — bist Du doch mein Sohn.“

Und sein Vater, der alte Savoyarde, sprach zufrieden: „Es ist doch gut, daß der Junge kein Schneider geworden ist!“

Am Abend feierte unser Held die günstige Wendung der verfänglichen Depeschenangelegenheit durch ein lustiges Zechgelage mit seinen Freunden im Café „Momus“.

— — — — — — — — — — — —

Henri Murger, dieser liebenswürdige und originelle Autor, erreichte kein hohes Alter. Er starb — neunundbreißig Jahre alt — am 28. Januar 1861. Von seinen ziemlich zahlreichen Schriften sind in Deutschland besonders bekannt geworden die theils so heiteren, theils so rührenden: „Scenen aus dem Pariser Bohêmeleben“, und dann sein allerliebstes kleines Lustspiel: „Aus der komischen Oper.“

Die englischen Gewerkvereine.

Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung.

Von

Ernst Hellmuth.

(Nachdruck verboten.)

Deutschland steht jetzt unstreitig an der Spitze der Arbeiterbewegung, obgleich es erst verhältnißmäßig spät in dieselbe eingetreten ist. Naturgemäß war ja England durch die Erfindung der Dampfmaschinen und ihre lange alleinige Verwerthung in der Wollen- und Baumwollenweberei das erste Land, in welchem die Arbeiterfrage auftauchte. Dort zeigte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts schon ein feindlicher Gegensatz zwischen den Arbeitern der Fabriken und den Besitzern derselben. Es kam gleich anfangs zu wilden Ausschreitungen. Die Arbeiter suchten durch Gewalt, Inbrandsetzung der Fabriken, Zerstörung der Maschinen, die Zustände zu ändern, welche sie lediglich zu einem völlig vom Arbeitgeber abhängenden Werkzeug machten, und es wird unseren Lesern daher interessant sein, wenn wir einen Rückblick auf die Entwickelung der sozialen Frage in England werfen.

Wie überall, so waren es auch dort erst die Ausschreitungen, welche den Blick auf die vorhandenen Mißstände lenkten und Jedermann die Augen darüber öffneten, daß Verhältnisse vorlagen, die eine große Gefahr für das ganze Land in sich bargen.

Von dieser Erkenntniß durchdrungen, begannen die

reichen Arbeitgeber das Loos ihrer Leute zu verbessern, stifteten Kranken- und Unterstützungskassen für sie, erbauten ihnen gesunde Wohnungen, betrachteten sich aber nun auch als die Schutzherren ihrer Arbeiter, ähnlich wie die feudalen Grundherren es für die Bauern in ihren Dörfern gewesen waren.

Damit wurde jedoch der Gegensatz zwischen Arbeitern und Fabrikanten nicht aufgehoben; im Gegentheil schärfte sich nunmehr ein entstandenes Klassenbewußtsein der Ersteren, welches Rechte statt Wohlthaten verlangte und auf politischem Gebiet bei der Gesetzgebung mitreden wollte, um die Interessen des bisher politisch rechtlosen und doch Millionen Menschen umfassenden Standes der Arbeiter wahrnehmen zu können. Die Bewegung gewann damit einen revolutionären Charakter und richtete sich auf Umsturz der bestehenden Ordnung. So zeigte sie sich in den dreißiger Jahren in dem Anstürmen der Chartistenpartei zur Abänderung der englischen Verfassung.

Im Jahre 1838 schuf die Agitation für eine allgemeine Ausdehnung des politischen Stimmrechts die „Workingmen's Association", den Arbeiterbund; ein Manifest an die englischen Arbeiter beleuchtete genau die Ziele dieses Bundes. Es klagte die Staatsgesellschaft an, die Arbeiter zu fesseln und in Unterwerfung zu schmieden, ihre Macht durch ihre alleinigen Gesetzgebungsrechte verewigen zu wollen, und forderte, daß Diejenigen, welche den Reichthum hervorbringen, auch den ersten Anspruch auf seinen Genuß haben. Als Mittel zum Erfolg wurden einestheils Massenpetitionen an das Parlament in's Werk gesetzt, anderntheils eine allgemeine Arbeitseinstellung in ganz England zur Erzwingung höherer Löhne unternommen. Die Petitionen, obwohl von Millionen unterzeichnet, rührten aber das Parlament nicht; die Arbeitseinstellung mißglückte zunächst ebenfalls. Die Arbeiterpartei wurde daher immer revo-

lutionärer gesinnt, und im Jahre 1848 befürchtete man eine furchtbare Erhebung des Volkes auch in England, so daß London in Vertheidigungszustand gesetzt wurde und an 150,000 Bürger als Konstabler zur Unterstützung der Polizei sich einschwören ließen.

Inzwischen aber hatte eine andere Bewegung unter den Arbeitern Englands Platz gegriffen, welche sich von der politischen Richtung ganz abwandte und mit der Losung: Hilf Dir selber! zur Verbesserung der materiellen Verhältnisse unter den Arbeitern schritt. Anhänger des Kommunisten Owen gründeten nun 1844 in Rochdale einen Konsumverein, und damit errangen sie einen solchen Erfolg, daß die „Pioniere von Rochdale" deshalb berühmt geworden sind. Besondere Gesetze begünstigten auch diese Bewegung in einsichtsvoller Weise, und so blühte mehr und mehr ein großartiges Genossenschaftswesen in England auf, welches sich nach allen Richtungen hin verzweigte und auch zum eigenen Industrie- und Großbetrieb überging. Seit 1869 wurden allgemeine Genossenschaftskongresse abgehalten, welche die Organisation festigten und erweiterten.

So ist jetzt Großbritannien in fünf Genossenschaftsprovinzen eingetheilt. Die Zahl der Mitglieder dieser Gesellschaften, sei es konsumvereinlicher oder Industrie treibender Natur, stieg von 1862 bis 1886 von 90,000 auf nahezu 900,000 Köpfe, und heute berechnet man die Zahl der Mitglieder nebst ihren Familienangehörigen auf etwa 4 Millionen, welche von diesen Verbindungen ihren Nutzen haben. Diese Gesellschaften vertreten ein ungeheures Kapital, sind gleichsam auch Millionäre geworden und vertheilen den Gewinn ihrer Unternehmungen unter die Mitglieder.

An Konsumvereinen bestehen mehr als sechzig; theilweise betreiben diese auch Häuserbau, so daß ihre Mitglieder durch den Miethzins in noch nicht zwanzig Jahren

freie Eigenthümer eines eigenen Heims werden, für welches ſie gewöhnlich an 6000 Mark in dem erwähnten Zeitraum bezahlt haben. Andere bieten einen Prozentſatz ihres Ueberſchuſſes zugleich für Erziehungs- und Bildungszwecke auf, legen Bibliotheken und Leſezimmer an. Die Bücherei von Rochdale beſitzt jetzt ſchon 40,000 Bände. Auch Vorleſungen und Fachſchulunterricht werden damit verbunden, ebenſo Unterhaltungsabende, Theateraufführungen und Landparthien, wodurch die Sitten der engliſchen genoſſenſchaftlichen Arbeiter ſich bedeutend verfeinert haben. Dabei ſind dieſelben auch allen revolutionären Beſtrebungen abhold und vielmehr konſervativ geworden, um ihr beſtehendes Vermögen zu erhalten.

Die von den Chartiſten unternommene Organiſation von allgemeinen Arbeiterausſtänden hatte die Bildung von beſtimmten Gewerkverbindungen veranlaßt. Dieſe Gewerkvereine galten anfänglich für eine Vereinigung von Umſtürzlern und Verſchwörern, welchen das engliſche Recht nur nicht beikommen konnte. Selbſt ein Arbeiterfreund wie der berühmte Cobden ſagte, daß durch die Gewerkvereine mit ihren Grundſätzen brutaler Tyrannei nichts gewonnen werden könne. Im Jahre 1867 ſetzte das Parlament denn auch eine Kommiſſion zur Unterſuchung des Treibens dieſer Vereine ein und zwar mit feindſeligen Vorurtheilen gegen dieſelben. Aber die lange Unterſuchung von 1867 bis 1869 wurde den Gewerkvereinen immer günſtiger, indem ſie erwies, daß die bei Lohnkämpfen und Arbeitseinſtellungen vielfach vorgekommenen Ausſchreitungen auf wenige und meiſt unbedeutende Vereine zurückgeführt werden mußten, während die großen und dadurch ſo gefährlich erſcheinenden ihre Kämpfe mit den Arbeitgebern immer mit den geſetzlich erlaubten Mitteln beſtanden hatten.

Die Folge dieſer Ergebniſſe war, daß im Parlament

die Sache der Gewerkvereine insofern Begünstigung fand, als die Vereinsgesetze neu geregelt und im Interesse der Gleichberechtigung der Arbeiter verbessert wurden. Sie gewährten den Gewerkvereinen juristische Rechte und Eigenthumserwerb, hoben die bisher bestandenen Strafgesetze auf, die eine Vereinigung der Arbeiter für einen Ausstand als eine Verschwörung ansahen, und ließen nur strafbar, wenn äußerer Zwang und Nöthigung hierbei in Anwendung gebracht werden. So fanden die Gewerkvereine mit ihrem Zweck, ihre Mitglieder wie ihre gemeinsamen Interessen gegen Ausbeutung vertheidigen zu können, förmliche Anerkennung durch die Gesetzgebung. Ihr Auftreten errang auch mehr und mehr die Zustimmung der öffentlichen Meinung, indem man einräumte, daß die Arbeit eine Waare von eigenthümlicher Art sei, welche den Arbeiter berechtige, durch Vereinigung mit Seinesgleichen sich zur Stellung einer Vertragspartei aufzuschwingen und seine Leistung an gewisse ihm freistehende Bedingungen zu knüpfen, wie jeder Andere.

Die wachsende Ausdehnung ihrer Mitgliederzahl, die zu Hunderttausenden aufstieg, ihr aufgesammeltes Vermögen, das in die Millionen ging, ihre feste Organisation, welche in Kongressen geprüft und gekräftigt, durch einen stehenden Ausschuß gehütet wurde, mußte ihnen um so mehr Ansehen in der englischen Industriewelt verleihen, als sie nichts weniger denn sozialistische Träumereien hegten. Sie rechneten durchaus nur mit praktischen Verhältnissen und lehrten den Werth der Freiheit des Einzelnen gegenüber den vom Sozialismus erstrebten Staatseingriff. Ihre Kämpfe mit dem Kapital wurden mehr und mehr friedlich ausgetragen; Ausstände kamen nur im äußersten Falle vor und erreichten dann auch fast immer ihren Zweck, weil sie mit fast unerschöpflichen Mitteln aus den Gewerkvereinskassen unterhalten werden konnten und dadurch die

Fabrikanten zur Nachgiebigkeit nöthigten, wollten ſie durch Stillſtand ihrer Maſchinen und Werke nicht ihrer Kundſchaft verluſtig gehen. Daher erkannten auch die Fabrikanten mehr und mehr dieſe Arbeitervereine an und ſuchten ſie als ihre Mitarbeiter zu gewinnen, mit ihnen in allen kritiſchen Fällen ſich gütlich zu verſtändigen.

Unzweifelhaft iſt, daß die Gewerkvereine die ſtärkſte Macht unter den engliſchen Arbeitern wurden. Seit der Erweiterung des Stimmrechts durch das Geſetz von 1865 iſt es ihnen auch gelungen, ihre Vertretung im Parlament zu haben. Sie konnten ſogar einen parlamentariſchen Ausſchuß in neuerer Zeit einſetzen, welcher die dem Unterhauſe vorliegenden Geſetzentwürfe vom Standpunkt der Arbeit aus prüft, ſowie ſeinerſeits geſetzliche Vorlagen ausarbeitet und dem Parlament durch ſeinen Schriftführer vorlegt.

Auf ſolche Weiſe betheiligten ſie ſich an der Geſetzgebung, z. B. an der Bergwerksbill von 1887; dem Geſetz über Kinderarbeit, dem Haftpflichtgeſetz, dem Geſetz über Zwangsvollſtreckung u. a. m.

In welcher Art die Gewerkvereine nach ihren Satzungen im Falle von Schwierigkeiten ihrer Mitglieder mit Arbeitgebern verfahren, wird aus folgendem Bericht in dem lehrreichen Werke von Schulze-Gävernitz: „Zum ſozialen Frieden“ erſichtlich gemacht. Jeder Arbeiter hat darnach, wenn er ſich ungerecht behandelt oder nicht genügend bezahlt glaubt, zunächſt den Arbeitgeber anzugehen. Nützt dies nichts, ſo wendet er ſich an den Vorſitzenden ſeines Zweigvereins. Auf einer Generalverſammlung kommt dann der Fall zum Vortrag und zur Beſchlußfaſſung, welcher der Kläger fern zu bleiben hat. Findet er Unterſtützung, ſo geht eine Abordnung des Vereins an den Fabrikanten. Erhält auch dieſe ablehnenden Beſcheid, ſo geht die Sache an den Centralausſchuß, der in London ſeinen Sitz hat.

Gewöhnlich ſendet derſelbe einen Unterſuchungsausſchuß an Ort und Stelle, um die Beſchwerde zu prüfen. Erſt wenn dieſer ſie für gerechtfertigt hält, ordnet er örtlichen Ausſtand der Arbeiter an, den er nach ſeinem Ermeſſen wieder beendigen kann, ohne die ſtreikenden Arbeiter zu fragen. Während des Ausſtandes erhalten dieſelben die ſatzungsmäßigen Unterhaltskoſten aus der Vereinskaſſe.

In allgemeinen Fragen, wie Lohnerhöhungen und Herabſetzungen, welch' letztere natürlich der Fabrikant anſagt, ſind Verhandlungen mit ihm zunächſt vorgeſchrieben. Denn die Satzungen der Gewerkvereine ſagen: „Wir ſuchen Streitigkeiten und Ausſtände ſoviel als möglich zu vermeiden. Wir haben ſorgfältig die Urſachen derſelben zu unterſuchen, nach ihren Gründen zu forſchen und durch jedwedes Mittel, das in unſerer Gewalt ſteht, ſie friedlich beizulegen." In monatlichen und jährlichen Berichten wird der Stand des einzelnen Gewerbes genau verfolgt und für die Arbeiter die entſprechende Folgerung gezogen. Iſt der Stand auf dem Markt als ungünſtig befunden, ſo wird dem Einzelnen Sparſamkeit, aber auch Vermeidung jedes Anlaſſes zum Streit um Lohn empfohlen.

Einer der größten und älteſten unter den engliſchen Gewerkvereinen iſt der der Maſchinenbauer. Seine Mitgliederzahl iſt ſchon bis über 62,000 gewachſen und er hat eine Jahreseinnahme von 2 bis 5 Millionen Mark. Seine Bedeutung verknüpft ihn auf's Engſte mit den Intereſſen der nationalen Eiſeninduſtrie. Jeder Niedergang derſelben koſtet ihm viel Geld für Unterſtützung der unbeſchäftigten Mitglieder. Im böſen Jahre 1879 mußte er an 3 Millionen Mark dafür verwenden. Seit 1851 hat er für ſich keinen allgemeinen Ausſtand angeordnet; aber 1885 gab er für Streiks anderer Gewerkvereine zu deren Unterſtützung 4 Millionen Mark her, um die Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen zu bethätigen.

Doch wird, wie geſagt, ein Ausſtand nur im äußerſten Nothfall von Seiten der Gewerkvereine angeordnet, und darum bieten dieſelben dem Fabrikanten trotz ihrer Macht als Intereſſengruppe eine größere Gewähr zuverläſſiger Arbeitskräfte, als es ſonſt der Fall iſt. .

Alle Erfahrungen lehrten, daß Verſtändigung in allen Fällen im Intereſſe beider Parteien liege. Deshalb kam man zur Errichtung von Einigungsämtern oder vereinigten Ausſchüſſen, in denen die Arbeitgeber ſo ſtark an Zahl wie die Arbeiter vertreten waren. Deren Aufgabe ſollte auch eine vorſorgliche bezüglich aller Fragen von Lohn und Dauer der Arbeitszeit ſein. Für die erſteren, wichtigſten, erſann man die ſogenannte „gleitende Skala", d. h. die Einrichtung, daß die Lohnhöhe ſich nach gewiſſen feſten Bedingungen regle. Preiſe der Rohmaterialien wie der fertigen Marktwaare waren für ſolche Bedingungen maßgebend. Beeidigte Vertrauensperſonen durften ſie aus den Büchern des Fabrikanten erſehen. Darnach wurde gerechnet, und für die nächſte Zukunft der Lohn beſtimmt, ſteigend wie fallend. Zugleich gelangte man hierbei zu einer Feſtſtellung des Lohnſatzes, unter den nicht heruntergegangen werden dürfe, wogegen ihrerſeits die Arbeiter zuſtimmten, daß bei günſtigeren Verhältniſſen für den Fabrikanten die Erhöhung des Lohnes allmälig erſt um 5, dann 2½, dann nur 1 Prozent erfolge. Dadurch gewannen dieſe Verhältniſſe einen inneren Ausgleich, und an ſich widerſprechende Intereſſen wurden zwiſchen Arbeitgebern und Nehmern zu gemeinſchaftlichen, welche der betriebenen Induſtrie zugute kamen und Stockungen ſoweit als möglich verhinderten. Lohnherabſetzungen verloren für die Mitglieder des betreffenden Gewerkvereins ihren aufreizenden Charakter, da ſie gelegentlich wieder gut gemacht wurden.

Die Erfolge der Gewerkvereine, denen nur ausgelernte

Handwerker angehören können, waren so augenscheinlich, daß sich nach ihrem Muster auch Arbeitervereine bildeten. Den mächtigsten Anstoß dazu gab im Spätsommer 1889 der große Streik der Londoner Dockarbeiter, an dem mehr als 130,000 Mann sich betheiligten. Sie gingen siegreich aus dem wochenlangen Kampf mit den Rhedern hervor und benutzten ihren Erfolg, um unter sich einen Verein zu gründen, von dem sie die gelegentlichen Taglöhner ausschlossen, der sich jedoch von London auch auf die Dockarbeiter in der Mehrzahl der übrigen englischen Häfen ausdehnte. Er stellte feste Arbeitsbedingungen auf, die von den Rhedern angenommen wurden. Damit hatte aus der niedersten Schicht der Gesellschaft eine wichtige und zahlreiche Klasse sich losgelöst, um den gelernten, fortgeschritteneren Arbeitern nachzufolgen.

Ihr Vorgehen rief auch eine Bewegung in der übrigen großen Masse der ungelernten Arbeiter auf und äußerte sich in einer fast ununterbrochenen Folge von Ausständen, z. B. der Omnibusbediensteten, der Londoner Post- und Polizeibeamten, vor Allem bei den Eisenbahnarbeitern, die an Zahl neben den Dockarbeitern in erster Linie stehen. Ihre Kraftproben, zu denen auch die der schottischen Eisenbahnbeamten gehörte, seien hier nur als bezeichnende Thatsachen angeführt. Die ganze Bewegung ist noch im Fluß. Aber sie durchzittert das englische Verkehrs- und Geschäftsleben, und die öffentliche Meinung ist mit davon ergriffen.

Der Organisationsgedanke in diesen Volksmassen gewann durch den Erfolg der Dockarbeiter unbedingt an Klarheit und strebt der Bildung ähnlicher Gewerkvereine mächtig zu. Vertreter des organisirten Arbeiterstandes, wie John Burns, stellten sich an die Spitze dieser Bewegung; neben solchen Volksführern aber auch Angehörige der oberen Klassen, Lords, frühere Minister und Geistliche, um zu beweisen, daß es eine der wichtigsten eng-

lischen Gesellschaftsfragen sei, die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit auszugleichen, eine ursprünglich revolutionär aufgetretene und gefährliche Bewegung in natürliche Bahnen und friedlichen, versöhnenden Zielen weiter zuzuleiten, die Arbeitersache als Gesellschaftssache zu behandeln.

Durch die Bedeutung und ausschlaggebende Macht der englischen Gewerkvereine ist auch das Ausland mehr und mehr darauf aufmerksam geworden. Zumal in Deutschland hat man auf das Studium derselben hingewiesen, um sich für unsere gährenden Verhältnisse die dort gesammelten Erfahrungen nutzbar zu machen und nach ihnen die Regelung unserer sozialen Zustände in die Hand zu nehmen. Es fehlt auch heute in England unter den Kapitalisten und Arbeitgebern nicht an Gegnern der Gewerkvereine; aber viele betrachten sie als vortreffliche Erziehungsanstalten der Arbeiter, in denen diese bald ihren revolutionären Ansichten über Arbeit und Kapital entwachsen und begreifen lernen, daß die Arbeitgeber keineswegs ihre natürlichen Feinde sind, insofern sich dieselben mit ihnen auf den Boden der Vertragsgleichheit stellen. Den Arbeitern bieten die Gewerkvereine Ausgleichung der Interessen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, der englischen Gesellschaft die Gewähr, daß die soziale Fortentwickelung dort keine gewaltsame sein werde.

Humoristische Streifzüge.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Kanonenräusche.

Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann, heißt es bekanntlich im Volksliede, und daher nimmt selten Jemand Anstand, zu bekennen, daß er in seinem Leben wenigstens einmal „des Gottes voll gewesen ist". In welchem Grade, das ist freilich eine andere Frage, denn wie Alles auf der Welt, so hat auch der Rausch mehrere Abstufungen.

Der leichteste Rausch ist ohne Zweifel derjenige, dessen glücklichen Besitzer man angeheitert, angesäuselt oder — in Wien — angestochen nennt und von dem man zumeist sagen kann, daß er bei den Bacchus oder Gambrinus dargebrachten Opfern die Lehre Bodenstedt's:

„Man trinkt nicht, um zu fallen,
Man trinkt, sich zu erheben —"

nicht aus den Augen verlor. Auch der „Haarbeutel" gehört, ebenso wie der „Spitz", der „Käfer", der Einem im Kopfe herumkriecht, und der „Hieb" oder „Stich", den man hat, zu der leichteren Gattung der Räusche, wohingegen der „Affe" bereits schwereren Kalibers und die vornehmste Ursache der Schwankungen der Menschheit ist.

Der Affe gehört zwar in's Thierreich, aber er führt

auch verschiedene andere Bezeichnungen. Die Studenten z. B. nennen ihn „Kohl", nicht wenige Philister aber „Nebel" oder „Dampf". Der Ursprung dieser Benennungen liegt sehr nahe, wie denn überhaupt die jedem Volke eigenthümlichen Umschreibungen des Wortes „Rausch" allegorisch sind.

Wenn also der Wiener sagt, er hat eine „Fahne", oder einen „Fetzen", so will er damit ausdrücken, der Berauschte gleiche einer im Winde flatternden Fahne, oder er sei in geistiger Beziehung so zerrissen wie ein Fetzen. Der „Schweigel" ist von „Schwengel", der „Schwül" von Schwüle, der „Schwomma" von verschwommen, der „Dusel" von duselig, verwirrt sein, der „Span" aber von einem unsicher flackernden Kienspan hergeleitet. Der „Brand" bedarf keiner näheren Erklärung, doch muß bemerkt werden, daß er in Wien auch den Titel „Mordstrumrausch" führt und sich gewöhnlich als der höchste Grad der Trunkenheit und als identisch mit dem in aller Welt bekannten Kanonenrausche darstellt.

Woher diese Bezeichnung stammt, darüber gehen die Ansichten auseinander. Wahrscheinlich aber ist, daß die Saufwetten, die früher unter Kriegsknechten und Studenten ausgefochten wurden, und bei denen Sieger war, wer einen mit Bier oder Wein gefüllten Kanonenstiefel ohne abzusetzen austrank, zu so hohen Graden besinnungsloser Trunkenheit Veranlassung gaben, daß man dieselbe in Hindeutung auf ihren Ursprung und zum Unterschiede von der gewöhnlichen, öfters vorkommenden „Besoffenheit," die nur durch das Leeren von Gläsern oder Krügen entsteht, Kanonenräusche nannte. Zu welchen Handlungen der von einem solchen Befallene fähig ist, dafür gibt es unzählige traurige und tragikomische, sowie nicht minder lustige Beweise.

Wir wollen uns nur an die beiden letzteren Arten

halten und vor Allem jenes Tischlermeisters aus Oberzögerndorf in Niederösterreich Erwähnung thun, der auf diesem Gebiete schier Unglaubliches geleistet hat. Als er nämlich eines Tages, aus dem Wirthshause heimwärts wankend, des Gemeindestieres ansichtig wurde, verspürte er ein unbezwingliches Verlangen nach einem saftigen Gullasch, und beschloß, den Bullen bei lebendigem Leibe anzuschneiden. Er näherte sich dem auf einer Wiese weidenden Thiere und begann demselben mit den Worten: „Na wart', alter Faulpelz, heute friß ich Dich noch," an der Schnauze herumzuschneiden. Natürlich war der Stier damit durchaus nicht einverstanden, sondern über das Attentat so erbittert, daß er den Tischler eine Luftreise antreten ließ, von welcher derselbe mit ein paar gebrochenen Rippen wiederkehrte.

Eine ähnliche schwere Beschädigung erlitt in Havre ein Matrose, der, bevor er in's Theater ging, so schwer geladen hatte, daß er die Gallerie für das Zwischendeck seines Schiffes ansah und, nachdem er mit dessen „Passagieren" allerlei Unfug getrieben hatte, sich den Nachstellungen der „Schiffswache" durch einen Sprung in die See, wofür er das Parterre hielt, entzog. Zum Glück wurde, da er auf eine Balustrade fiel, außer ihm Niemand beschädigt.

Nach diesen Beispielen wird es nicht Wunder nehmen, daß ein junger Mann in Wien, aus der Kneipe tretend, nicht den starren Frost des Winters, sondern des Frühlings linde Lüfte zu athmen glaubte und, als er an ein fließendes Wasser, den Donaukanal, gelangte, die Kleider auszog und in die kühle Fluth tauchte. Leider nahm indessen ein Unbekannter in dem guten Glauben, Zeuge eines Selbstmordes geworden zu sein, die am Ufer zurückgelassenen Kleidungsstücke als gute Prise an sich und verduftete damit auf Nimmerwiedersehen, was zur Folge

hatte, daß Jener wegen Mangels jeglichen Kostüms von einem Sicherheitswachmann nach der Wache gebracht wurde.

Ueberhaupt machen Kanonenräusche der Polizei viel zu schaffen. In den Großstädten zumal melden sich fast täglich Menschen, die in jenem Zustande ihr Geld, ihre Uhren, Ringe und sonstigen Kostbarkeiten, ja selbst ihre Kleider theils weggeworfen, theils verschenkt haben und nun — dessen unbewußt — Raub-, Diebstahls- oder Verlustanzeigen machen.

Zudem nimmt fast jeder Mensch im Rausche erwiesenermaßen ein anderes Temperament an. Ben Mohamed Soliman, ein Araber, z. B., der in Paris auf offener Straße Mandelkuchen feilhält, ist der Ernst und die Würde selbst, so lange er, der Vorschriften des Korans eingedenk, keinen Wein trinkt. Thut er dies jedoch, dann kennt man ihn als Spaßmacher ersten Ranges. Auch trinkt er immer noch Eins, durchläuft rasch alle Stadien der Trunkenheit und pflegt, auf deren Höhepunkte angelangt, seine Süßigkeiten unter das Publikum zu werfen. — Der Hausirer Ernst Pierre Blouhin wieder ist trotz seines hohen Alters von 103 Jahren im nüchternen Zustande der Frohsinn und die Heiterkeit selbst, wenn er jedoch, was jeden Abend der Fall ist, seinen Kanonenrausch hat, schimpft er über Gott und die Welt, und ist stets geneigt, Raufhändel anzufangen. Schließlich hält er das Straßenpflaster für sein Bett und ist, auf demselben schlafend, von der Polizei schon unzählige Male gefunden worden. Uebrigens hat dieser Mann in einem an seinen vormaligen Altersgenossen, den Chemiker Chevreuil, gerichteten Gratulationsschreiben die Behauptung aufgestellt, daß er sein hohes Alter gerade dem ihm als schädlich und unmoralisch vorgeworfenen Hange zu Kanonenräuschen zu verdanken habe.

Weitere lebendige Beispiele für die Wandlung des Temperamentes im Rausche sind auch zwei Wiener, ein

Hausbesorger und ein Hausbesitzer, zwei sehr friedfertige und nachgiebige Naturen. Doch wehe, wenn sie „eins auf haben." So kam der Erstere anfangs Januar 1891 in ein Gasthaus, zechte sich aus Freude über das reiche Erträgniß der Neujahrsgeschenke einen Rausch an, der, nach Angabe Sachverständiger, seines Gleichen suchte, und zerriß in diesem Zustande eine Hundertguldenbanknote mit der Behauptung, der Wirth müsse diese dennoch ohne Verlust für ihn annehmen. Hierüber entspann sich ein Streit, der erst dann endete, als die Entdeckung gemacht wurde, daß der Unbekannte, welcher sich die Note behufs Abgabe eines Gutachtens über deren Gangbarkeit zur Ansicht erbeten hatte, mit derselben — gegangen sei.

Nicht so theuer, dafür aber an Thaten reicher war der zur selbigen Zeit gelieferte Kanonenrausch des Hausbesitzers. Derselbe rührte vom „Heurigen" (jungen Weine) her, und von ihm befangen hielt unser Mann nicht nur den Bürgersteig für die beste Fahrbahn, sondern befahl auch allen Ernstes einem nahe dem Trottoir stehenden Auslaufbrunnen, ihm auszuweichen. Da jedoch der Brunnen keine Miene machte, diesem Gebote zu entsprechen, gerieth Jener in maßlosen Zorn und verließ seinen erhabenen Sitz auf dem Kutschbocke mit der Drohung, das Hinderniß bei Seite schaffen zu wollen. Und wahrscheinlich hätte er dies auch versucht, aber da erschien die Wache und brachte ihn, um Unheil zu verhüten, in den auf jeder Polizeistation befindlichen zur Ernüchterung jener Personen bestimmten Arrest, welche als mit „Kanonenrausch" behaftet erkannt werden.

Die Auftritte, welche sich in solch' einem Raume jeden Morgen abspielen, sind indeß keineswegs wechselvoll, sondern vielmehr immer dieselben. Die Leute wissen niemals, was mit ihnen geschehen ist und sind sehr erstaunt, wenn ihnen ihre Thaten vorgehalten werden.

„Nein, das kann ich nicht gethan haben, so weit vergesse ich mich nicht," hört man so Manchen sagen, und doch ist er am vergangenen Abende, mit rother Farbe beschmiert, auf der Station erschienen und hat angegeben, soeben einen Selbstmordversuch begangen zu haben; und doch haben sich jene beiden, anständig gekleideten Männer, die in Katzenjammers Nöthen in der Zelle schmachten, gestern an einem Straßenknotenpunkte der Länge nach auf den Fahrweg hingestreckt, um das seltene Vergnügen zu genießen, den Wagenverkehr in's Stocken zu bringen.

Schwerer ist die That eines anderen Mannes, dessen Züge ein schmerzliches Gepräge tragen. Er wird beschuldigt, einen elegant gekleideten Herrn auf offener Straße mit dem Begehren angehalten zu haben, ihm sofort einen Zahn auszuziehen und, als dies begreiflicherweise abgelehnt wurde, so wüthend geworden zu sein, daß ihn drei Wachleute kaum zu bändigen vermochten. Und der Mann sieht so schwächlich aus, daß man füglich annehmen muß, der Rausch verleihe auch Riesenkräfte. Uebrigens will er sich an gar nichts erinnern. Nur Eines weiß er: er hatte entsetzliches Zahnweh und befolgte den Rath eines Freundes, den Zahnnerv durch starkes Schnapstrinken zu ertödten. Die Folge war natürlich jener Kanonenrausch.

Eine Strafe wurde in diesem Falle nicht zuerkannt, wie denn Kanonenräusche überhaupt in der Regel als Zustand der Unzurechnungsfähigkeit betrachtet werden. In Amerika freilich wäre der Freund und wohl auch der Wirth zur Rechenschaft gezogen worden. Ueberhaupt sind dort Veranlasser eines Rausches, Wirthe oder Gastgeber, für die Folgen wiederholt materiell haftbar gemacht worden. Bei uns ist man in dieser Hinsicht nachsichtiger.

Freilich, wenn Einer, wie jener Wiener Kutscher, 66mal wegen im Kanonenrausche begangener Ausschreitungen zur Wache gebracht worden ist, dann ist das

67ste Mal eine Haftstrafe von einer Woche wohl ganz am Platze, trotzdem der Mann seine völlige Schuldlosigkeit behaupten und durch die Thatsache begründen mag, diesmal nur zehn Glas Bier und eine halbe Flasche Cognac vertilgt zu haben, eine Ladung, die er sonst sehr gut vertragen habe.

Wir glauben es ihm gerne, denn auch beim Rausche kommt es auf die Veranlagung oder jeweilige körperliche Verfassung an. Der Häuptling der Moskitos, eines etwa 15,000 Köpfe zählenden Volkes am Karaibischen Meere, z. B. trank noch vor fünf Jahren täglich eine Gallone (etwa 5 Liter) Feuerwasser, heute aber, wo er bedenklich herabgekommen ist, begeistert ihn bereits ein halbes Liter zu den tollsten Ausschreitungen.

Den gewohnheitsmäßigen Kanonenräuschen stehen die zufälligen zur Seite. Wir haben deren bereits mehrere angeführt, müssen indeß noch zweier gedenken, von denen der eine in Dortmund geliefert wurde. Dahin war nämlich eines schönen Maimorgens ein Herr A. aus B. gefahren, um Geschäfte abzuwickeln, worauf dann die übliche „Stärkung" folgte. Dieselbe muß sehr gründlich gewesen sein, denn als unser Held des Abends mit der Eisenbahn heimwärts fuhr, stieg er bereits in Langendreer aus dem Wagen und verließ den seiner Meinung nach heimathlichen Bahnhof, um sich nach Hause zu begeben. Als er nun bei Umgehung des Stationsgebäudes auf den dahinter stehenden, 1½ Stunden später nach Witten abgehenden Nachtzug stieß, muß er dessen Wagen für Gebäude gehalten und in einem derselben sein eigenes Wohnhaus erkannt haben. Er stieg denn auch in eine Abtheilung vierter Klasse, schlug die Thüre hinter sich zu und begann, als er sich in seinem Schlafzimmer zu befinden vermeinte, sich auszukleiden, wobei er in dem guten Glauben, seine Sachen in den Kleiderschrank zu

hängen, Alles durch das dem Bahnsteig entgegengesetzte Wagenfenster hinausschob. Sämmtliche Gegenstände fielen neben das Bahngeleise und blieben da vorerst unbemerkt liegen. Behaglich streckte er sich aus und entschlief schon im nächsten Augenblicke. Da er dicht an der Thüre, unterhalb des Sehwinkels lag, wurde er von dem Schaffner nicht bemerkt und von Langendreer nach Witten mitgenommen, woselbst der Personenzug liegen blieb und auf ein Nebengeleise geschoben wurde. Die nächtliche Kühle des Wonnemonats mußte jedoch störend auf den Schlummer des Berauschten eingewirkt haben, denn beim ersten Hahnenschrei erwachte er und überschaute fröstelnd sein Schlafgemach. Glücklicherweise ging bald ein Beamter vorüber, der dem Bedrückten auf dessen Weheruf zu Hilfe kam. Telegraphische Anfragen bestätigten, daß die Kleidungsstücke des Armen in Langendreer, wo man schon einen Selbstmord vermuthet hatte, lagerten. Endlich, nach bang verlebten Stunden, gelangte er in den Besitz derselben und konnte ungestört und um eine Erfahrung reicher seiner Heimath zudampfen.

Stellt sich nun dieser Kanonenrausch, wie vielfach behauptet wird, gleichsam als die Krone alles dessen dar, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, so scheint uns der andere, von dem wir noch sprechen wollen, sonnenklar zu beweisen, daß auch seinesgleichen edel sein könne. Indeß man höre und urtheile selbst. Ein Stuttgarter Landschaftsmaler saß mit seinem Freunde, einem Buchhändler, einstmals beim Wein, und Beide stritten unter Anderem auch darüber, ob der rothe Meersburger der beste aller schwäbischen Weine sei. Und da sie nicht einig werden konnten, wurde beschlossen, sich bei Scheffel, der diesen Wein in seinem „Ekkehard" bekanntlich in Strömen fließen läßt, Raths zu erholen. Der damals in Heidelberg hausende Dichter nahm die Beiden freundlich

auf und führte sie an eine Quelle, wo, wie er sagte, die Entscheidung leicht sein werde. Diese Quelle aber entsprang in einem Keller, und ihr köstliches Naß erzeugte solch' einen dichten „Nebel", daß die beiden Stuttgarter am anderen Mittag daheim in ihren Betten erwachten, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen seien. Ihr Gastfreund sagte es ihnen erst nach vielen Bitten. Er hatte ihnen in jenem Keller zuerst den rothen Meersburger, dann aber andere Weine vorgesetzt. Und als sie in weltvergessener Stimmung waren, da wurden sie zum Bahnhofe gebracht, dem Schaffner des Stuttgarter Zuges mit der Bitte ausgeliefert, sie durch Dienstmänner in ihre Wohnung und dort zu Bette bringen zu lassen, was denn auch buchstäblich zur Ausführung gelangte.

Natürlich hat sich nicht jeder vom Kanonenrausche Befallene solch' sorgsamer Behandlung zu erfreuen. Im Gegentheile, die Meisten werden seit Noah's Zeiten ausgelacht, fallen und liegen gelassen, wo sie dann allerlei Gefahren ausgesetzt sind. Diese überaus traurige Thatsache hat einen Pariser Weinhändler auf den Gedanken gebracht, diejenigen seiner Kunden, welche bei ihm die höchste Stufe des Rausches erklimmen, unentgeltlich in ihre Behausungen bringen zu lassen. Und zu diesem Zwecke hat der Edle einen zuverlässigen Mann eigens angestellt und „Schutzengel" benannt. Wie nun versichert wird, sind diesem Beispiele bereits viele andere Wirthe gefolgt. Ja mehr noch, einer von ihnen, und zwar Derjenige, welcher an Sonn- und Montagen ein halbes Dutzend Schutzengel beschäftigt, soll mit der Absicht umgehen, zur Heimführung der vom Kanonenrausch Ergriffenen einen eigenen Omnibus anzuschaffen. Doch gedenkt er, um unliebsamen Verwechslungen vorzubeugen, diese Wohlthat nur Denjenigen angedeihen zu lassen, welche ihre genaue Adresse, und zwar in der äußeren Brusttasche des Rockes bei sich haben.

Zu den Freiheiten eines civilisirten Europäers gehört auch die, soviel trinken zu dürfen, als ihm Spaß macht und seine Kasse erlaubt. In manchen Staaten der Union aber, wo das Weiberstimmrecht eingeführt ist und es sogar weibliche Bürgermeister und Richter gibt, ist das Recht auf Kanonenräusche sehr geschmälert. Die Frauen im Verein mit den Temperenzlern haben die Kneipen geschlossen und alle Räusche, besonders aber den Kanonenrausch in Acht und Bann erklärt.

Doch steht vor der Hand nicht zu befürchten, daß eine solche Bewegung auch bei uns durchdringen werde, und das Recht auf Kanonenräusche steht daher für unbestimmte Zeit noch jedem Deutschen frei, den es gelüstet, auf diese, selbst von Dichtern verherrlichte Weise zu zeigen, daß auch er „ein braver Mann" ist.

Die Salzseen an der Wolga.

Bilder aus dem südlichen Rußland.

Von

Hermann Roskoschny.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Fahrt nach Astrachan an der Wolgamündung hält der Dampfer unterhalb der Herrnhuterkolonie Sarepta bei dem sogenannten Salzhafen unweit des Dorfes Wladimirowka auf dem linken Ufer des Stromes.

Dort ist der Endpunkt einer kleinen Eisenbahn, die uns in ein eigenartiges Land führt. So weit das Auge zu dringen vermag, sehen wir durch die Fenster des Wagens nur eine kahle, öde Fläche. Nirgends ein Baum

oder ein Strauch, ja nicht einmal ein Grashalm! Glühend heiße Strahlen sendet die Sonne hernieder, und stellenweise ist unter der Gluth der Lehmboden geplatzt, und Risse und Spalten klaffen uns entgegen, gleich den nach einem Trunk lechzenden Lippen eines Verdurstenden. Das Geräusch des Eisenbahnzuges ist der einzige Laut, der die Todtenstille der Einöde unterbricht. Dorthin verirrt sich kein Vogel, kein Insekt schwirrt durch die Luft, nur hier und da huscht wie ein Schatten eine Tarantel über den Boden hin und verschwindet rasch in einer Erdspalte. Der Einzige, der Leben in die Einöde bringt, ist der Wind, doch der ist in diesem Gluthofen ein seltener Gast. Wenn er über die Steppe dahinstreicht, ballt sich der Staub zusammen und wirbelt empor wie die Sandhosen in der Wüste.

Da tauchen plötzlich in der Ferne Bäume und Gebüsche auf, silberhell schimmert ein Fluß zwischen grünenden Ufern, und weiße Mauern von Häusern und Kirchen blinken uns entgegen. Es scheint eine große Stadt zu sein, der wir uns nähern. „Eine Fata Morgana!“ ruft unser Nachbar und beugt sich rasch zum Wagenfenster hinaus — doch schon ist das schöne Bild verschwunden und auf's Neue umfängt uns die kahle Steppe. An der Stelle, an der wir die Stadt gesehen, taucht eine gewaltige Felsmasse von etwa 170 Meter Höhe aus der Steppe empor, und unsere vom Anblick der Fata Morgana erregte Phantasie belebt die starren Formen des Felsens und erweckt in uns die Vorstellung, es liege hier ein sagenhaftes Ungethüm, den riesigen Kopf nach Norden gerichtet, während der langgestreckte Körper etwa zwei Kilometer weit die Steppe bedeckt.

Das ist der Berg Bogdo, von dem die Sage berichtet, daß der Dalai-Lama*) ihn aufgethürmt, als er in dieser

*) Bezeichnung des obersten buddhistischen Priesters in Tibet. Ein Theil der russischen Kalmücken gehört dem tibetanischen Buddhismus an.

Steppe hauste, weshalb die Kalmücken der Umgegend ihn heute noch als ein Heiligthum ansehen. Wahrscheinlich haben in grauer Vorzeit vulkanische Kräfte den Berg aus dem Erdboden emporgetrieben, und die Unmassen versteinerter Seethiere, die auf ihm gefunden werden, weisen darauf hin, daß einst diese ganze Gegend Meeresboden war.

Noch haftet unser Blick auf dem seltsam geformten Felsen, als eine neue wunderbare Erscheinung unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Vor uns liegt ein großer See, aber er ist trotz der Hitze des Sommertages, welche drückend auf uns lastet, mit Eis bedeckt. Sommer, Frühling und Winter scheinen hier auf einer Stelle vereint zu sein. In der Steppe, durch die wir fahren, herrscht der heißeste Sommer, an den Ufern des See's ist der Frühling eingekehrt, der die Eisdecke gesprengt und das unter ihr verborgene Wasser emporgetrieben hat, und nur in der Mitte des See's ist der Winter noch unumschränkter Gebieter und hat dort gewaltige Eisblöcke und Unmassen von Schnee aufgehäuft.

Ist dies etwa auch eine Fata Morgana? Doch nein — zu deutlich unterscheiden wir bereits die Gestalten der Menschen, die sich schaarenweise am Ufer des See's und auf dem Eisfelde geschäftig hin und her bewegen, und nun hat der Zug bereits das Ufer des See's erreicht, und es zeigt sich uns die einfache Erklärung des scheinbaren Wunders. Was wir für Schnee und Eis gehalten, ist — Salz. Wir sind beim Baskuntschaksee angelangt, dem zweitgrößten und ergiebigsten unter den vielen Salzseen, die über das Gouvernement Astrachan zerstreut sind.

Die ganze Kirgisensteppe, an deren westlicher Grenze der Baskuntschaksee liegt, ist übersäet mit Salzseen. Vor etlichen dreißig Jahren fing man an, dieselben zu zählen, und hatte bereits 714 Seen gezählt, als die Arbeit eingestellt wurde. Die größten Seen sind der Eltonsee

(227 Quadratkilometer) und der Baskuntschaksee (127 Quadratkilometer), aber auch unter den kleineren Seen sind viele, die über 10 Kilometer breit sind. Der Salzreichthum des Gouvernements ist geradezu unerschöpflich. Nach den Berechnungen des Bergingenieurs Gluschkow enthält allein der Baskuntschaksee mehr als 2½ Milliarden Pud (1 Pud = 16,38 Kilogramm) Salz, nach anderen Berechnungen könnte er für unabsehbare Zeit den vollen Bedarf nicht nur Europa's, sondern auch Asiens decken. Die Regierung, deren Eigenthum alle Seen sind, besitzt in ihnen einen Schatz von unermeßlichem Werthe, aber es ergeht demselben wie vielen anderen Schätzen, die in Rußland oft auf der Straße liegen und fast mühelos gehoben werden können, die man aber entweder in unsinniger Weise vergeudet oder unausgenützt liegen läßt.

Eine einfache Thatsache, die uns die Listen der Ein- und Ausfuhr melden, beleuchtet grell die hier herrschenden Zustände. Rußland, das so reich an Salz ist wie kein anderes Land Europa's, fördert doch davon so wenig, daß es gezwungen ist, zur Deckung seines Bedarfs Salz vom Auslande zu beziehen, und während man in den südlichen Steppen nur zuzugreifen und das Salz auf Wagen zu laden braucht, herrscht in manchen Gegenden des großen Reiches Salzmangel, mancher armen Familie fehlt das Kochsalz, und sie behilft sich damit, ihre Kohlsuppe mit eingesalzenen Fischen zu kochen, die nur zu oft wegen zu geringen Zusatzes von Salz bereits in Fäulniß übergegangen sind. Die ganze Salzausbeute des Reiches beziffert sich nur auf 50 bis 60 Millionen Pud. Davon entfallen auf die kleineren Seen der Kirgisensteppe über 10 Millionen, welche aber bereits im Gouvernement Astrachan selbst, zum Einsalzen der Fische, verbraucht werden.

Die Ursachen dieses Mißverhältnisses werden uns sofort klar, wenn wir die Art und Weise der Salzgewin-

nung am Baskuntschaksee genauer betrachten. Dieser See nimmt gegenwärtig die erste Stelle in der Salzausbeute der südlichen Steppe ein, und hat den etwa 90 Werst nördlicher gelegenen Eltonsee, der noch in den siebenziger Jahren für das reichste Salzlager galt, weit überflügelt, Die Salzausbeute aus letzterem ist von 6 bis 10 Millionen Pud, die jährlich gewonnen wurden, auf etwa 2½ Millionen Pud gesunken, weil der Baskuntschaksee ebenso gutes Salz liefert, dabei aber der Wolga näher liegt und überdies mit ihr durch eine Eisenbahn verbunden ist. Hier stoßen wir sofort auf die befremdende Wahrnehmung, daß trotzdem das Salz vom Eltonsee immer noch mit dem des Baskuntschaksee's zu konkurriren vermag, obgleich es bis Wladimirowka 95 Kilometer, nach anderen Verladeplätzen etwa 130 und 147 Kilometer zu Wagen zurückzulegen hat, während das des Baskuntschaksee's bis Wladimirowka nur etliche 50 Kilometer mit der Eisenbahn zurücklegt. Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Diese Eisenbahn ist nämlich eine echt russische Einrichtung. Anstatt den Verkehr möglichst zu erleichtern, gefiel sich die Eisenbahnverwaltung darin, ihm alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten. Vorerst bestimmte sie, daß die geringste Fracht, die sie zur Beförderung übernehme, aus 25 Wagen bestehen müsse; dann verpflichtete sie den Absender, das Salz in Wladimirowka binnen zwölf Stunden nach der Ankunft auszuladen, widrigenfalls er für jeden Wagen 50 Kopeken Strafe zu zahlen hätte. Dazu gesellte sich noch der Uebelstand, daß die Eisenbahn nur die Ufer des See's umspannte, während das Salz etwa einen Kilometer von den Ufern entfernt gebrochen wurde, also erst auf Wagen geladen und der Eisenbahn zugeführt werden mußte. Alles dies machten sich die Fuhrleute, die bisher das Salz befördert hatten, zu nutze, und sie beschlossen, den Kampf mit der Eisenbahn aufzunehmen.

Bisher hatten sie, da sie keine Konkurrenz zu fürchten hatten, für 1000 Säcke 18 Rubel verlangt; jetzt ermäßigten sie den Fuhrlohn auf 13 Rubel, und es ereignete sich das Unglaubliche, daß das schwerfällige, von Ochsen gezogene Fuhrwerk als siegreicher Mitbewerber gegen das Dampfroß in die Schranken trat und Hunderte von Lastwagen sich längs des Eisenbahndammes nach Wladimirowka bewegten. Die Beförderung eines Puds Salz kostete allerdings auf der Eisenbahn nur 3½, zu Wagen 4 Kopeken, aber da die Kosten der Zufuhr von der Bruchstelle und die lästigen Bestimmungen über das Ausladen entfielen, gab die Mehrzahl der Salzpächter dem Fuhrwerk den Vorzug vor der Eisenbahn. Trotzdem nun eine geringe Herabsetzung des Tarifsatzes die Konkurrenz der Fuhrleute sofort unmöglich gemacht hätte, beharrte die Eisenbahnverwaltung hartnäckig bei dem Satze von $^1/_{17}$ Kopeke für das Pud und die Werst (1,067 Kilometer), während auf anderen russischen Bahnen der höchste Tarifsatz für Salz $^1/_{84}$ Kopeke für das Pud und die Werst ist.

Zu dem großen Uebelstand, der in der Entfernung und Vertheuerung des Transportes liegt, gesellen sich nun aber noch viele andere, nicht minder schwer wiegende. Die Ausbeute des See's wird von der Regierung an Unternehmer verpachtet. Der ganze See ist der Länge nach in Streifen von etwa 2 Meter Breite getheilt, welche jährlich in öffentlicher Versteigerung an den Meistbietenden vergeben werden. Der Pächter hat demnach für jedes gewonnene Pud Salz ½ bis 1¼ Kopeke an die Regierung zu zahlen. Die Mehrzahl der Pächter sind aber nicht besonders geldkräftige Leute, die selten über mehr als 3000 Rubel verfügen. Dies hat zur Folge, daß sie alle Ausgaben für kostspielige Anlagen scheuen und die Salzgewinnung noch ebenso betreiben, wie es zu den Zeiten der Großväter geschah, so daß die Ausbeute weit hinter

by Google

dem zurückbleibt, was bei rationellem Betriebe gewonnen werden könnte.

Eine Ausnahme bilden nur die zwei großen Unternehmer Lianosow und Fedorow. Der Erstere, ein mehrfacher Millionär, spielt hier etwa dieselbe Rolle, wie seiner Zeit die Gebrüder Nobel bei der Petroleumausbeute im Kaukasus. Obwohl die Verpachtung nur auf ein Jahr stattfindet, hat er es doch gewagt, über 100,000 Rubel für die Anlage einer Pferdebahn und sonstiger Erleichterung der Salzbeförderung von der Bruchstelle auszugeben, und Dank seinem großen Vermögen, seiner Thatkraft und seinem über den beschränkten Gesichtskreis der ärmeren Pächter hinausdringenden Scharfblick ist er heute im Salzhandel ebenso maßgebend, wie es Nobel im Petroleumhandel war, und mehr als die Hälfte des am Baskuntschakfee gewonnenen Salzes wird von ihm versandt.

Zwei auf mächtigen Balken ruhende Brücken führen heute mitten durch den von ihm gepachteten Abschnitt des See's zu den Bruchstellen, und die auf den Brücken angelegte Pferdebahn befördert das Salz bis zum Bahndamm, wo es mittelst Rinnen in die Wagen der Eisenbahn übergeladen wird. In Wladimirowka aber besitzt Lianosow am Bahnhofe große Lagerhäuser und eine Mühle, in der die Salzblöcke zermahlen, das Salz sortirt und dann durch Rinnen in bereitstehende Barken befördert wird.

Beim Brechen des Salzes wird jedoch auch in seinen Seeabschnitten noch auf sehr patriarchalische Weise verfahren. Die Arbeiter sind nur mit Hacken und Brecheisen ausgerüstet — Dynamit wird sehr selten angewendet — die losgebrochenen Blöcke werden mit Hämmern zerkleinert und die Stücke dann in Salzsoole geschäufelt. Nachdem sich dort Sand und andere Unreinlichkeit ausgeschieden hat, werden sie herausgenommen, in Pyramidenform aufgeschichtet und, nachdem sie getrocknet sind, entweder in

die Wagen geladen oder in Säcke gefüllt, um nach Wladimirowka befördert zu werden. Als noch die Salzſteuer beſtand, wurde in Wladimirowka alles zugeführte Salz zu rieſigen Pyramiden aufgethürmt, und von der Regierung angeſtellte Ingenieure waren ſtändig damit beſchäftigt, die Pyramiden zu vermeſſen und das Gewicht des aufgeſtapelten Salzes zu beſtimmen. Jetzt wird das ankommende Salz faſt immer ſofort in Barken verladen.

Wladimirowka hat dadurch viel von ſeinem früheren lebhaften Verkehr eingebüßt. Die Zeiten ſind vorüber, in denen es ein Eldorado der Schänkwirthe war, in deren Taſchen der größte Theil des von den Arbeitern verdienten Geldes floß. Damals waren die Arbeitslöhne höher als heute, und das leichter verdiente Geld wurde auch leichter in Geſtalt von Branntwein durch die Gurgel gejagt. Jetzt werden für 1000 Pud gebrochenen Salzes 17 Rubel gezahlt, und durchſchnittlich verdient ein Arbeiter im Laufe des Jahres 90 Rubel, wofür er ſich noch alle zur Arbeit nöthigen Werkzeuge anſchaffen muß. An billigen Arbeitskräften iſt aber hier nie Mangel, denn die armen Kalmücken, Kirgiſen und Tataren ſtellen das Hauptkontingent. Es fehlt auch nicht an ſolchen, die völlig unentgeltlich arbeiten. Viele Kalmücken und Kirgiſen ſind nämlich während des Winters an der unteren Wolga beim Fiſchfange thätig und müſſen beim Herausziehen der Netze oft viele Stunden im eiſigen Waſſer zubringen. Wenn ſie dann an's Land kommen, gefriert das an ihrem Körper haftende Waſſer ſofort, ihre Kleider überziehen ſich mit einer Eiskruſte, und wenn ſie ſich ſchütteln, fliegen die Eiskryſtalle wie Splitter umher. Dergleichen untergräbt ſogar die Geſundheit der abgehärteten Nomaden, und alle leiden mehr oder minder an Rheumatismus. Um ſich von dieſem zu befreien, kommen ſie im Frühjahr zu den Salzſeen und bieten dort unentgeltlich ihre Dienſte an;

tägliche Bäder in der Salzsoole stellen sie in einigen Monaten wieder soweit her, daß sie die aufreibende Arbeit in den Fischereien auf's Neue aufnehmen können. Der mit Salz gesättigte Schlamm an den Ufern des See's besitzt eine wunderbare Heilkraft, und selbst schwere rheumatische Leiden sind schon durch den Gebrauch von Schlammbädern beseitigt worden. Reisende, die den See besuchen, unterlassen es nie, hier ein Bad zu nehmen, und Alle loben die stärkende Wirkung desselben. Man muß sich nur hüten, im Wasser unterzutauchen, da dies ein unangenehmes Jucken auf der Kopfhaut hervorruft, und muß nach dem Bade den Körper mit reinem Wasser übergießen, weil er mit einer Kruste kleiner Salzkrystalle überzogen ist. Ein solches Bad gewinnt auch noch besonderen Reiz durch die Klarheit des Wassers. Man sieht auf dem Grunde des See's die abgelagerten schneeweißen Salzschichten schimmern, die sich bei ruhigem Wetter auf der Wasseroberfläche gleichsam abspiegeln und ihr eine bläuliche Färbung verleihen.

Am Ufer des See's herrscht stets ein reges Treiben, denn außer den Arbeitern und Fuhrleuten finden sich auch noch Kirgisen mit ihren Heerden ein. Häufiger trifft man jedoch die letzteren bei dem drittgrößten Salzlager der Steppe. Wenn man sich vom Berg Bogdo südostwärts wendet, erreicht man nach einer Fahrt von etwa 80 Kilometern den Berg Tschiptschatsch, oder richtiger gesagt, die Hügelgruppe, welche diesen Namen führt. Fast die ganze Hügelgruppe besteht aus festem, reinem Salz, das auf den 15 bis 20 Meter hohen Hügeln meist offen zu Tage liegt. Glatt und eben wie eine Tafel dehnt sich rings um die Hügel die Steppe aus, nur hier und da hat der Wind kleine Sandhaufen zusammengeweht, und mitten in dem Sandmeer lagert die Millionen Kilogramm schwere Salzmaße des Tschiptschatsch.

Man nimmt an, daß die vielen Salzseen Ueberreste des Meeres sind, das einst diesen Theil Rußlands bedeckte, aber wer erklärt das Vorhandensein dieser hier aufgethürmten Salzmassen? Gegen 50 Fuß tief hat man schon gegraben, ohne auf den Grund der Salzlager zu gelangen. Anfangs wurde auch hier ganz unrationell zu Werke gegangen, man brach das Salz etwa so, wie man eine Lehmgrube ausbeutet, und erst am Ende der siebenziger Jahre wurde dies untersagt. Seitdem hat man tiefe Stollen in die Hügel getrieben und einen mehr bergmännischen Betrieb eingeführt, bei dem nicht blos mit der Hacke, sondern auch mit Dynamit gearbeitet wird. Die jährliche Ausbeute beträgt jetzt etwa 9 bis 10 Millionen Kilogramm.

Der Tschiptschatsch, der Baskuntschak- und Eltonsee sind zwar die größten Salzlager der Steppe, aber sie enthalten doch nur einen geringen Theil des gesammten Salzreichthums der Gegend. Durch das ganze große Gebiet der innern Kirgisenhorde erstrecken sich die Salzlager bis hinab zum Kaspischen Meere, nordwärts vom Eltonsee stößt man auf dem linken Wolgaufer noch unterhalb Kamyschin auf Salzlager, und auch die Kalmückensteppen rechts der Wolga sind reich an Salzseen. An dieses Gebiet, das an Ausdehnung etwa der italischen Halbinsel gleichkommt, reihen sich aber ostwärts noch über 30 Salzseen im Gebiete des Uralheeres und westwärts zwei Gruppen Salzseen im donischen Kosakengebiete, sowie die Seen und Salzsteppen im Gouvernement Cherson und in der Krim, welche etwa 15 Millionen Pud Salz jährlich liefern; die Salzlager im Kaukasus und Sibirien, über deren Ertrag zum Theil genaue Nachrichten fehlen, kann man auch mit mindestens 1½ Millionen Pud jährlichen Ertrages ansetzen.

Rechnet man dazu noch die Steinsalzlager, unter denen

das von Ilezk im Gouvernement Orenburg das bedeutendſte iſt, und die Salzſoolen und die Salzquellen, ſo erlangt man die Ueberzeugung, daß Rußland über ſo große Salzlager verfügt, wie kein anderer Staat, und daß es im Stande wäre, die ganze Welt auf unabſehbare Zeit mit Salz zu verſorgen, wenn — die Ausbeutung auf rationellere Weiſe und mit größeren Mitteln als bisher in Angriff genommen würde. Wie die Verhältniſſe heute liegen, iſt jedoch ein Umſchwung zum Beſſeren kaum bald zu erwarten, und es wird wohl noch viel Zeit vergehen, bevor der Menſch hier in vollem Maße ausnützen wird, was die Natur ihm ſo verſchwenderiſch geſpendet hat.

Das Fenſter in der Geſchichte und im Geſetz.

Kulturhiſtoriſche Skizze

von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Selbſt als die Baukunſt bereits ziemlich weit fortgeſchritten war, gab es noch keine Fenſter in den Gebäuden, wenigſtens keine Fenſter in dem Sinne, den wir heute mit dem Namen verbinden. Verſtehen wir doch heute unter Fenſtern nicht nur allein die Oeffnungen in der Mauer, ſondern auch den Verſchluß derſelben.

Geſchloſſene Fenſter aber treten erſt ziemlich ſpät in der Architektur auf. In den älteſten architektoniſchen Bauwerken, in den Tempeln der Egypter, gab es gar keine Fenſter, ſondern das Innere dieſer gewaltigen Ge-

bäude wurde zum Theil durch Oeffnungen erhellt, welche sich in der Wand, unterhalb des Daches befanden. Die beiden Völker, denen wir unsere klassische Bildung und gleichzeitig die Vorbilder unserer Kunst verdanken, die Griechen und die Römer, lebten in einem Klima, in welchem sie nicht ängstlich dafür zu sorgen brauchten, die Dächer ihrer Häuser zu verschließen. So sehen wir denn die Tempel der Griechen und Römer meistens aus weiten, säulengetragenen Hallen bestehen, die, wenn sie an den Seiten geschlossen sind, ihr Licht von oben her empfangen. Auch die griechischen und römischen Häuser, insbesondere aber die letzteren, hatten wohl Oeffnungen in der Mauer, die aber keineswegs etwa die Rolle unserer heutigen Fenster spielten.

Der Haupttheil eines römischen Hauses war die große Halle (Atrium), welche einen oben offenen Hof bildete. Dieses Atrium war ringsum von einem Säulengang umgeben, welcher gleichzeitig den Korridor für alle Wohnräumlichkeiten des Hauses enthielt, deren Thüren sich nach dieser Halle öffneten. Durch diese Thüren nun empfingen die einzelnen Räumlichkeiten genügend Licht, um so mehr, als auch in der Decke Oeffnungen vorhanden waren, die man durch verschiebbare Tücher verschließen konnte.

In den Zimmern hielten sich die Römer nur zum Schlafen auf, denn ihre Gäste empfingen sie in der großen Halle, wo auch die größeren Eß- und Trinkgelage stattfanden. Große Segeltücher, welche man zum Dach der Halle machen konnte, hielten den Regen und auch den Sonnenschein ab.

Unsere deutschen Urväter, die alten Germanen, dachten natürlich erst recht nicht an Fenster. Die Hütte des Germanen war ein rohes Blockhaus, das keinen Schornstein hatte, und aus welcher der Rauch seinen Ausgang durch

dieſelben Oeffnungen nahm, durch welche das Licht hineinfiel, nämlich durch ein Loch im Dache und durch die Thür.

Ein Beweis dafür, daß das Fenſter und ſein Gebrauch von außerhalb gekommen iſt, geht daraus hervor, daß wir kein eigentlich deutſches Wort zur Bezeichnung für dieſen Gegenſtand haben. Fenſter kommt nämlich her von dem lateiniſchen fenestra, und dieſes wohl von dem griechiſchen phainein = ſcheinen, belichten.

Noch zur Zeit des Mittelalters ſah es höchſt traurig mit den Fenſtern in Deutſchland aus. Die Wohnungen der Bauern beſtanden auch damals noch aus rohen Blockhäuſern, deren Fugen mit Lehm ausgefüllt, deren Dächer mit Rohr und Schilf gedeckt waren. Weil nun im Winter die Kälte durch Fenſter eingedrungen wäre, ſo beſaßen dieſe Bauernhütten gar keine Fenſter, ſondern nur unterhalb des Daches einige Luftöffnungen, durch welche der Rauch abziehen konnte. Bis zum Ende des 9. Jahrhunderts lebte der deutſche Bauer und ärmliche Bürger in Behauſungen, wie wir ſie heute ſelbſt für unſer Vieh zu ſchlecht halten.

Aber auch als ſich im Staate ein Bürgerthum mit Reichthum, Macht und Anſehen gebildet hatte, ſah es mit den Fenſtern in den Wohnräumen noch recht trübe aus. Noch im 12. und ſelbſt im 14. Jahrhundert waren die Bürgerhäuſer durchweg aus Holz hergeſtellt, mit Stroh und Schindeln gedeckt, und hatten weder Schornſteine noch ordentliche Fenſter. Wohl gab es einige Oeffnungen in der Wand, aber dieſelben waren mit Rückſicht auf die im Winter eintretende Kälte klein genug. Zur Nachtzeit und im Winter aber wurden dieſe Oeffnungen durch hölzerne Läden verſchloſſen, und ſo kann man demnach ſelbſt dieſe Oeffnungen noch kaum Fenſter in unſerem Sinne nennen.

Erſt um das Jahr 1530 fing man in Deutſchland an, ſteinerne Häuſer zu bauen, und in jener Zeit kamen auch

die ersten Glasfenster auf. Da man es aber damals noch nicht verstand, große Scheiben herzustellen, so faßte man kleine runde Glasstückchen in Blei und fügte diese aneinander. So entstanden die sogenannten „Butzenscheiben", welche in neuerer Zeit wieder Mode geworden waren, trotzdem ihre Wiedereinführung eigentlich recht unverständig ist. Hindern sie doch ebenso den Zutritt von Licht wie Luft, und sind nichts weiter als ein Beweis für den damaligen niedrigen Stand der Glasmacherkunst in Deutschland. Sie sind als Modeartikel auch bereits wieder im Verschwinden.

Auch auf den Ritterburgen, welche ja die Wohnungen der Vornehmen, vor Allem des Adels waren, war es mit den Fenstern ziemlich schlecht bestellt. Hier mußte man schon aus Vertheidigungsrücksichten größere Oeffnungen vermeiden; große Fenster hätten nur den Brandpfeilen und Feuertöpfen einen günstigen Einlaß gewährt. Man begnügte sich daher hier mit langen, schmalen, schartenähnlichen, nach unten zu sich verengernden Fensteröffnungen, welche im Sommer durch vorgehängte Tücher, im Winter durch hölzerne Laden verschlossen wurden. Erst um dieselbe Zeit, als in den Bürgerhäusern die Glasfenster eingeführt wurden, findet man dieselben auch auf den Burgen.

Dagegen hatten die Kirchen ziemlich früh bereits Fenster, d. h. wenigstens Maueröffnungen von bedeutendem Umfange. Schon mit Rücksicht auf die große Zahl von Menschen, welche sich in einer solchen Kirche aufhielten, brauchte man Licht und Luft in derselben. Die hohen Kirchenschiffe wären auch gar zu dunkel gewesen, hätten einen gar zu traurigen Eindruck gemacht, wenn nicht durch mächtige Fenster Licht in dieselben hineingefallen wäre. Diese großen Fenster waren aber gleichfalls bis zum 15. Jahrhundert nicht mit Glas verschlossen, sondern nur

dichtes Gitterwerk verwehrte dem Wind und dem Regen den Eintritt, so gut es konnte.

Als dann aber erst die Verwendung des Glases zu Fensterzwecken erfunden war, wurde es auch sofort in den Kirchen verwendet und gab die Veranlassung zur Ausbildung einer Kunst, auf die wir heute noch in Deutschland stolz sind, nämlich zur Entstehung der Glasmalerei.

In Italien, speziell in Rom, sollen schon im 9. Jahrhundert Kirchenfenster mit farbigen Glasscheiben verschlossen worden sein, aber erst im 12. Jahrhundert begann in Deutschland die Glasmalerei, welche eigentlich auch ein Kind des Zwanges und der Noth ist, sich zu entwickeln. Die einzelnen Glasstückchen, welche man damals produzirte, waren von so kleiner Fläche, daß man, um eine größere Oeffnung zu verschließen, so und so viele aneinander ansetzen und mit Blei verlöthen mußte. Es war daher selbstverständlich, daß man bald auf die Idee kam, verschiedenfarbiges Glas zu Sternen, Arabesken, Figuren u. s. w. zusammenzusetzen. Bald ging man dazu über, auch Figuren von Menschen und Thieren, ja später ganze Gruppen mit biblischen Scenen darzustellen, und so kam die Glasmalerei bald in Deutschland auf eine Höhe, von der sie leider im 17. und 18. Jahrhundert herabsank, und welche sie trotz der Anstrengungen in unserem Jahrhundert noch nicht wieder erreicht hat. Es kommt dies daher, daß die Herstellung jener prächtigen, brennenden Farben, die uns heute noch an den alten Kirchenfenstern entzücken, das Geheimniß gewisser Glasmalerfamilien war, und die Rezepte mit dem Aussterben derselben verloren gegangen sind. —

Als die Fenster erst zu wesentlichen Bestandtheilen des Hauses geworden waren, insbesondere als die Architektur auf ihre Anlage besondere Rücksicht nehmen mußte — wurden doch früher die Fensteröffnungen an Häusern ohne

jede Rücksicht auf Symmetrie und Form in den Hauswänden angelegt, und in manchen alten Gebäuden finden wir noch heute zu unserem Erstaunen runde, viereckige, achteckige, große und kleine Fenster mit den verschiedensten Zwischenräumen, dicht aneinander oder weit entfernt, über-, unter- und nebeneinander angebracht — da kam auch die Gesetzgebung dazu, sich mit den Fenstern zu beschäftigen.

Das erste „Fensterrecht", beziehungsweise die Festsetzung eines solchen, mag wohl durch nachbarliche Verhältnisse entstanden sein. Der Deutsche liebte es, sich innerhalb seines Hauses wie in einer Festung zu verschließen, und oft genug wurde er ja durch kriegerische Zeitverhältnisse gezwungen, aus seinem Hause eine Festung zu machen. Es war ihm daher durchaus nicht gleichgiltig, wenn sein Nachbar nach seinem Grundstück oder nach seinem Hofe hinaus sich ein Fenster baute, durch welches er ihn in seinem Thun und Treiben beobachten konnte. Umgekehrt konnte es dem Inhaber eines solchen Fensters ebenfalls nicht gleichgiltig sein, wenn der Nachbar einen Neubau aufführte, durch welchen seinen Fenstern alles Licht genommen wurde.

Die Gesetzgeber mußten sich deshalb bald entschließen, auch das Fenster in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, und wenn es in Deutschland speziell auch nicht zu einem allgemein giltigen Fensterrecht kam, so bildete sich doch im Laufe der Zeit ein einheitliches Recht insofern heraus, als in der Gesetzgebung aller Staaten sowohl der Eigenthümer eines Hauses gegen das Verbauen seiner Fenster, als auch der Besitzer eines Grundstückes gegen die Anlage von Fenstern in der Nachbarschaft, sobald ihn dieselben stören konnten, geschützt wurde und heute noch geschützt werden kann. Fast allgemein giltig ist der Grundsatz, daß ein Nachbar mit seinem Hause an die Fensterwand eines anderen Nachbars bei einem Neu-

bau nur so weit herangehen darf, daß der Nachbar in dem alten Hause, wenn er an dem Fenster des untersten Stockwerkes steht, oben noch einen Streifen des Himmels erblickt.

Sonst ist das Fensterrecht etwas ziemlich Unsicheres und Schwieriges. Wenigstens hat jeder Staat, ja jede Provinz, jede größere Stadt ihr eigenes Fensterrecht, welches abhängig ist von den Verfügungen der betreffenden Baupolizei, sowie von dem allgemeinen Gebrauch, ja selbst verschiedene Gebäude in derselben Straße können verschiedene Fensterrechte haben. Beim Fensterrecht handelt es sich lediglich darum, daß entweder der Besitzer eines Grundstücks sich dem Nachbar gegenüber gewisser Rechte begibt, oder daß man, je nach seinem Wunsch, infolge besonderer Vereinbarungen, auch auf besondere Rechte Anspruch machen kann, die bei anderen Grundstücken nicht zulässig sind. Solche sehr verschiedenartige Ansprüche, die sich auf das Fensterrecht beziehen, werden „Lichtgerechtigkeiten" genannt, und führen oft zu ebenso langwierigen als unangenehmen und verwickelten Prozessen, besonders, wo ein böser Nachbar nicht Frieden halten will.

Eines eigenthümlichen „Fensterrechtes" muß indeß noch Erwähnung gethan werden, welches vor Allem in der Schweiz und auch zum Theil im südlichen Deutschland in Gebrauch ist, nämlich das Fensterrecht des Burschen seinem Mädchen gegenüber, d. h. der Landesgebrauch, wonach der Bursche sich des Abends am Kammerfenster des Mädchens, mit dem er verlobt ist, einfinden darf, um mit ihr zu plaudern. Diese Art von Fensterrecht zwischen Verlobten (im bayerischen Gebirge „Fensterln", in der Schweiz „Kiltgang" genannt) ist im Volke so eingewurzelt, daß weder staatliche noch kirchliche Gesetze dasselbe haben ausrotten können.

Der Staat beschäftigte sich aber mit den Fenstern

nicht nur insoweit, als es sich um die Rechte von Hausbesitzern handelte, sondern er dachte auch schließlich daran, die Fenster zu besteuern. Es gab in fast allen Kulturstaaten eine Zeit, in welcher durch Kriege, durch die Verschwendungssucht der Herrscher, auch durch staatliche Ausgaben die Finanzkräfte des betreffenden Landes so bedeutend geschwächt waren, daß man sich zu den sonderbarsten Steuern genöthigt sah, daß man dem Bürger die Schuhe an den Füßen, die Perrücke auf dem Kopf und den Rock auf dem Leibe besteuerte, und daß man kaum die Luft unbesteuert ließ, die er athmete.

Bei dieser Besteuerung aller erdenklichen Gegenstände konnte man natürlich auch die Fenster nicht unbesteuert lassen, und im Jahre 1695 führte England die Fenstersteuer für das ganze Reich ein. Diese Steuer ließ man sich auch willig gefallen, denn sie bildete den Ersatz für die weit drückendere „Herdsteuer", welche bis dahin bezahlt worden war, indem von jedem Feuerherd, der sich in einer Wohnung befand, eine Abgabe von zwei Schillingen erhoben wurde.

Die Fenstersteuer ermöglichte es vor Allem, den zu Besteuernden einzuschätzen, ohne daß man seine Wohnung betrat. Es gab drei Steuerstufen, deren erste für Häuser bis zu zehn Fenstern, die zweite für Häuser von zehn bis zu zwanzig Fenstern und die dritte für Häuser mit mehr als zwanzig Fenstern bestimmt war.

Erst im Jahre 1851 hob England diese Fenstersteuer auf. Unterdessen war aber im Jahre 1798 Frankreich seinem Beispiele gefolgt. Die französische Republik, welche damals fast mit der ganzen civilisirten Welt im Kriege lag, brauchte viel Geld und führte daher in jenem Jahre nicht nur nach dem Muster Englands eine Fenstersteuer ein, sondern auch eine Thürsteuer, welche, um Weiterungen zu vermeiden, von den Eigenthümern der betreffenden Ge-

bäude erhoben wurde, die sie noch heute von den Miethern je nach der diesen zur Verfügung stehenden Anzahl von Fenster- und Thüröffnungen einziehen. Diese Steuer brachte im Jahre 1885 allein 45 Millionen Franken. Auch hier gibt es verschiedene Steuersätze, je nach der Größe der Ortschaft und des Hauses, nach der Art und Zahl der Fenster- und Thüröffnungen und auch nach der Höhe der Stockwerke. —

Wir können uns in Deutschland rühmen, mit einer Fenstersteuer wenigstens bisher verschont geblieben zu sein, und eine solche wäre auch schon aus hygienischen Rücksichten übel angebracht. Die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege haben uns ja bewiesen, daß nur diejenigen Wohnungen als gesunde bezeichnet werden können, welche möglichst viel Luft und Licht haben.

Luft und Licht erreichen wir nur dadurch, daß viele Fenster vorhanden sind und diese öfter geöffnet werden. Allerdings läßt sich über diesen Gegenstand, nämlich was das Offenlassen der Fenster betrifft, viel sagen. Haben doch die meisten Menschen eine kindische, nicht zu begreifende Furcht vor der frischen Luft und glauben, besonders im Winter, das Fenster nicht öffnen zu dürfen.

Hoffentlich bringen auch hier die mehr und mehr sich verbreitenden richtigeren Ansichten über Gesundheitspflege bald eine Wandlung zum Bessern, und das Publikum lernt begreifen, daß es das wichtigste, ihm zustehende „Fensterrecht“ ist, die Fenster so lange und so weit offenstehen lassen zu dürfen, als es ihm beliebt.

Die Fuchsie.

Ein Kapitel für Blumenfreunde.

Von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Der Blumenliebhaber begnügt sich heute nicht mehr damit, zu jeder Jahreszeit gewisse Lieblingspflanzen an seinem Fenster zu haben, sondern er sucht auch ihre Blüthendauer so viel als möglich zu verlängern, indem er die einen künstlich antreibt, um sich schon Monate vor ihrer natürlichen Entwickelung ihres Duftes oder Farbenschmelzes zu erfreuen, andere dagegen durch Temperaturerniedrigung in ihrer Entfaltung möglichst zurückhält. Ist ein solches Verfahren doch zugleich ein vortreffliches Mittel, die Lücken weniger fühlbar zu machen, die sich beim Wechsel der Jahreszeiten in bald geringerer, bald weiterer Ausdehnung zeigen. Außerdem aber schaut sich der Blumenfreund zugleich nach solchen Gewächsen um, deren Blüthezeit an keinen bestimmten Kalenderabschnitt gebunden ist, und die ihm daher einen großen Theil des Jahres zur Augenweide dienen. Und könnte er da wohl einen glücklicheren Griff thun, als sein Augenmerk auf die reizende Fuchsie zu werfen? Zwar erfreut sie uns nicht durch lieblichen Duft, aber sie entwickelt dafür einen höchst dankbaren und dauernden Blüthenflor.

Unsere Fuchsie ist von Haus aus kein europäisches Gewächs, sondern, wie die Georgine, ursprünglich in den

wärmeren Gegenden Amerika's zu Hauſe, wo wir verſchiedenen Arten in Chile und Peru, anderen wieder in Mexiko im wilden Naturzuſtande begegnen. Schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts brachte der franzöſiſche Miſſionar Pater Plumier die erſte Pflanze dieſer ſo beliebt gewordenen Gattung aus Neugranada mit nach Europa, wo ſie bald zu Ehren des damals berühmten Botanikers Leonhard v. Fuchs in Tübingen den Geſchlechtsnamen Fuchſia erhielt. Es war dies die heute noch überall geſchätzte Fuchsia coccinea. Erſt vom Jahre 1836 an führte man noch einige andere Arten aus der neuen Welt bei uns ein, aus deren Kultur und künſtlichen Befruchtung unſere geſchickten Blumenzüchter ſeither eine große Zahl prächtiger Spielarten zu entwickeln verſtanden haben.

Lange Zeit hindurch war man der Anſicht, die meiſten aus wärmeren Gegenden ſtammenden Gewächſe allmälig an unſer Klima gewöhnen zu können, und gründete zu dieſem Zwecke ſogenannte Verſuchs- oder Akklimatiſationsgärten. Da nun die Fuchſia aus dem warmen Amerika zu uns gekommen war, ſo zog man ſie deshalb anfangs nur im Warmhauſe. Erſt nach Verlauf von mehreren Jahren brachte man ſie in's Kalthaus, und da ſie auch hier leben blieb und wunderbar gedieh, ſo verſuchte man es mit ihr zuletzt ſogar in heller, freier Luft. Man glaubte ſo dieſe Gewächſe durch einen allmäligen Uebergang an ein minder warmes Klima gewöhnt zu haben, hatte aber dabei ganz überſehen, daß dieſe Pflanze ſchon urſprünglich auf den kühleren, heimathlichen Gebirgen ihre Geburtsſtätte beſaß und ſchon aus dieſem Grund kein zu warmes Klima zu ihrem Gedeihen verlangte. Jede Pflanze verträgt übrigens ein Schwanken der Temperatur bis zu einer gewiſſen Grenze; wird dieſelbe aber überſchritten, ſo ſtirbt ſie in den meiſten Fällen ab.

Die Fuchſie iſt ein zarter, aber ausdauernder Strauch,

der in seinem Vaterlande bisweilen Mannshöhe erreicht und zu der über einen großen Theil der Erde verbreiteten und wohl allgemein bekannten Familie der Nachtkerzengewächse gehört. Es ist ja nicht zu leugnen, daß unsere Fuchsie bei oberflächlicher Betrachtung mit ihren Schwestern, unseren einheimischen Nachtkerzen, fast gar nichts Verwandtes aufzuweisen scheint; sie besitzt sogar zwei höchst auffallende Merkmale, die ihr einen ganz fremdartigen Charakter verleihen, nämlich die langen zarten Staubgefäße, die von dem vertieften Blüthenboden aus durch die Kelchröhre hindurch weit über die Mündung der Blume hinausragen, und dann die vier lang zugespitzten Kelchgipfel, die nicht, wie sonst gewöhnlich, grün aussehen, sondern ausnahmsweise ein anders gefärbtes, meist schön karmin- oder scharlachrothes Gewand tragen. Dagegen zeigt sich ihr Kelch wie bei den übrigen Verwandten am unteren Theile seiner Röhre, dem Fruchtboden angewachsen, während die vier verhältnißmäßig kurzen Kronenblätter auf dem Kelchrande aufsitzen. Die Frucht der Fuchsie ist eine Beere, die bei einigen australischen Arten inwendig breiartig ist und den Eingeborenen Neuseelands als eine vielgesuchte Lieblingsspeise dient.

Die Fuchsie ist ohne Zweifel eine der beliebtesten Blumen, weil sie fast alle übrigen an Schönheit weit übertrifft. Hat man auch nur etwa sechs echte Arten aus verschiedenen Gegenden Amerika's zu uns gebracht, so besitzen wir gegenwärtig doch eine große Menge durch Kreuzung hervorgebrachter Bastarde, die zum Theil weit schöner sind als die Urformen. Es ist daher kein Wunder, daß wir sie fast über unseren ganzen Erdtheil verbreitet finden. Ich bin ihr in Italien wie in Dänemark und Schweden, in Ungarn wie in ganz Frankreich begegnet, und fühlte mich überall wie daheim, wo ich diese lieben, freundlichen Blumen in einem Fenster oder Garten er-

blickte. In unserem Vaterlande gibt es wohl kaum ein Haus, wo sie nicht freundliche Aufnahme und Pflege gefunden hätte. Ueberall in den Palästen unserer größeren Städte, wie in den einfachen Häusern unserer anspruchslosen Dorfbewohner schauen ihre bunten Glöckchen zu den Fenstern heraus.

Und fragen wir nach der Ursache dieser so großartigen Verbreitung, so erblicken wir dieselbe weniger in ihrer Schönheit, als vielmehr in ihrer ungemein leichten Vermehrung. Zu wiederholten Malen bin ich von dem primitiven Verfahren Zeuge gewesen, durch das man namentlich auf dem Lande diese hübsche Zierpflanze heute noch großentheils vermehrt. An schönen Sonntagen, wenn die sonst vielbeschäftigte Hausfrau auch einmal ein Stündchen Muße findet, ihre Lieblinge am Fenster oder im Gärtchen zu besichtigen, geschieht es mitunter, daß sie mit ihren Fingernägeln hurtig von einem Fuchsienstrauche ein zartes Reischen abkneift und es sofort in einen nebenstehenden Topf einpflanzt, der bereits von einem anderen Gewächse besetzt ist. Und wirklich, wenn wir nach Verlauf einiger Wochen wieder dahin kommen und nach dem so stiefmütterlich behandelten Zweiglein schauen, so ist es eingewurzelt, und die geschickte Besitzerin setzt es nun ohne Weiteres in ein besonderes Töpfchen mit gewöhnlicher Gartenerde, wo es wächst und treibt, und im nächsten Frühsommer schon seine Dankbarkeit für diese geringe Pflege durch eine Fülle von schmucken, reizenden Blumen bekundet.

Der Blumenzüchter von Beruf will natürlich von einem solchen Verfahren nichts wissen. Er verfährt auf folgende Weise. Nachdem er die jungen, möglichst holzreifen Schößlinge vorsichtig vom Stamme oder Aste abgedrückt hat, noch bevor sie die Länge von 5 Centimetern überschritten haben, läßt er ihre Wunde ein wenig vernarben und steckt sie darauf in einen Topf, der unten auf dem Boden

dicht mit Scherben und Ziegelstücken belegt und dann bis zur Hälfte mit rein gewaschenem Flußsand angefüllt ist. Um diese Stecklinge vor den kleinen Unzuträglichkeiten des Wohnzimmers, wie Staub, Rauch u. dergl., möglichst zu schützen, bedeckt man den Topf mit einer gut schließenden Glastafel oder auch mit einer Glasglocke, die bequem in den Topf hineinpaßt. Die Stecklinge müssen jedoch fortwährend mäßig feucht stehen, und sowohl vor leicht eintretender Fäulniß wie vor dem austrocknenden Einfluß der Sonnenstrahlen bewahrt bleiben. Sind die jungen Pflänzchen endlich bewurzelt, so werden sie nach vorheriger allmäliger Gewöhnung an Licht und freie Luft vorsichtig in kleine Töpfe ausgesetzt und mehrere Tage hindurch an einem ruhigen und schattigen Orte aufgestellt.

Da die Fuchsie hinsichtlich ihrer Ernährung ziemlich anspruchsvoll ist, so verlangt sie schon im ersten Jahre ein mehrmaliges Umsetzen in etwas größere Töpfe, was man jedesmal vorzunehmen hat, sobald sich der Erdballen im Topfe mit Wurzeln filzig umsponnen zeigt. Nur darf der Ballen bei dieser Umsetzung im neuen Topfe nicht niedriger zu stehen kommen, als vorher im alten. Diesen Wink erhalten wir schon beim Versetzen unserer Wald- und Gartenbäume; denn auch hier dürfen wir die Stelle nie aus den Augen lassen, bis zu welcher dieselben vorher in den Boden eingesenkt waren. Pflanzen wir sie tiefer, so daß der Stamm weiter hinauf als früher mit Erde umgeben wird, so fangen sie bald an zu kränkeln und sterben nach und nach ganz ab.

Das Gedeihen der Fuchsie beruht auf einem nahrhaften, kräftigen Boden. Gibt man ihr nur gewöhnliche Gartenerde oder wohl auch eine Mischung von Laub- und Komposterde, so merkt man gar bald, daß sie sich nicht in der gewünschten Weise entwickelt, und ihre matten, schlaff herabhängenden Blätter, sowie die spärlichen Blü-

then verrathen uns deutlich genug ihr Bedürfniß nach einer fetteren Kost. Am schönsten und üppigsten entfaltet sich unsere Blume in einem Boden, der aus Rasen- und Rindermisterde besteht und dem man etwas Lauberde und Knochenkohle zugesetzt hat. Hier erst befindet sie sich wahrhaft wohl, und man erkennt dies bald an ihrem gesunden und kräftigen Wachsthume, sowie an ihren üppig grünen Blättern und an dem prachtvollen Blüthenreichthume. Will man noch ein Uebriges thun, so ist es rathsam, gerade diese Pflanze zur Zeit ihrer kräftigsten Vegetation etwa drei-, höchstens viermal mit einer Guanoauflösung zu begießen, die in 1 Liter Wasser 8 bis 10 Gramm Guano enthält.

Dem kleinen Blumenzüchter, dessen Fürsorge sich nur auf die Ausschmückung seiner Fenster erstreckt, und dem es in vielen Fällen gar nicht einmal möglich sein dürfte, ein Erdmagazin anzulegen und in gutem Stande zu erhalten, bleibt nur zu rathen, seinen Bedarf an den nöthigen Erdsorten aus der ersten besten Handelsgärtnerei zu entnehmen, wenn alle die auf die Zucht seiner Lieblinge verwendete Mühe sich lohnen soll.

So wenig Sorgfalt auch sonst die Kultur der Fuchsie erfordert, so sieht man doch recht oft Exemplare an einem Fenster stehen, die neben einem verkrüppelten Wachsthume eine ebenso große Armuth an Blättern wie an Blüthen zeigen. Diese nicht eben angenehme Erscheinung ist größtentheils die Folge einer fehlerhaften Ueberwinterung. Gute Erde allein thut es nicht; die Pflanze will auch ihre Ruhe haben, um sich zu erholen und für die kommende Blüthezeit neu zu kräftigen. Sehr oft aber behält man die Pflanze auch den Winter hindurch im warmen Zimmer, wodurch sie fortwährend zu weiterem Wachsthum gereizt und ungemein geschwächt wird. Diesen Fehler muß man also vermeiden, wenn man an seinen Lieblingen Freude erleben will.

Sobald im Spätherbst die Blätter sich gelb zu färben beginnen, ist dies ein Zeichen, daß auch für unsere Fuchsie die Zeit der Ruhe herangekommen ist. Wir unterstützen diesen wichtigen Naturprozeß, wenn wir nun aufhören, die Pflanze zu begießen und ihr so nach und nach das Wasser entziehen. Zugleich setzt man sie vor das Fenster in die freie Luft, wo sie wohl dem vollen Sonnenlicht, durchaus aber nicht dem Regen ausgesetzt werden darf. Dort läßt man sie ruhig stehen, bis die Temperatur auf wenige Grade über Null herabgesunken ist. Darauf stellt man sie in ein frostfreies Zimmer oder auch in einen trockenen, kühlen Keller bis zum Beginne des nächsten Frühjahrs, wo sie zu treiben anfängt. Dann ist es die beste Zeit, sie aus dem Winterquartiere zu entfernen, an eine sonnige Stelle des wärmeren Zimmers zu bringen und dort bei fleißiger Lüftung mit abgestandenem Wasser mäßig zu begießen.

Mit der Wiederkehr des neuen Lebens in die Pflanze ist uns auch eine günstige Gelegenheit zum Umsetzen derselben geboten. Dabei werden zugleich ihre Aeste zurückgeschnitten, schlecht gewachsene entfernt und das scharfe Messer überhaupt so gehandhabt, daß sich eine möglichst hübsche Krone zu entwickeln vermag. Darauf gießt man die Pflanze gut an; dann aber bewässere man sie so lange nur sparsam, bis sie endlich in ihre volle Wachsthumsentwickelung eingetreten ist. Nur vermeide man beim Begießen die Verwendung zu kalten Wassers.

Es muß als sehr merkwürdig gelten, daß trotz der zahlreichen Spielarten die im 16. Jahrhundert zuerst zu uns gebrachte *scharlachrothe* Fuchsie sich bis auf den heutigen Tag ziemlich rein erhalten hat. Fast überall erblickt man noch das hübsche, zierliche Gewächs mit seinen dünnen, röthlichen Zweigen und den glatten, lebhaft grünen, ei-lanzettförmigen und weitläufig gezähnten Blät-

tern. Beinahe den ganzen Sommer hindurch entwickelt es seine zahlreichen Blüthen mit ihren zugespitzten scharlachrothen Kelchblättern und ihrer kurz gestutzten, schön violett gefärbten Blumenkrone, aus deren Innern die langen rosafarbenen Staubfäden hervorragen. Anspruchslos, wie kaum ein zweiter, entwickelt sich dieser hübsche Strauch fast ohne jede Pflege, wenn ihm nur eine gute Gartenerde in den Topf gegeben, wenn er während der Vegetationszeit so oft als nöthig begossen und den Winter hindurch hinreichend vor Frost geschützt wird. Auch im freien Lande, in das sie bereits Ende Mai ausgesetzt werden kann, gedeiht diese Fuchsie ganz vortrefflich, und unsere geschickten Gärtner haben es verstanden, mittelst derselben äußerst anmuthige Gruppen zu bilden.

Eine ausgezeichnete Abart der scharlachrothen Fuchsie ist das schöne „Schneewittchen," das im letzten Jahrzehnt eine unendliche Zahl von Verehrern gefunden hat. Schon seine einfache Form mit den milchweißen Kronenblättern, die von einem in's schönste Karmin getauchten Kelche leicht bedeckt sind und aus ihrer Mitte die langen, zarten, blaßrothen Staubgefäße hervortreten lassen, nehmen sich äußerst lieblich aus. Einen geradezu überraschenden Anblick aber gewährt uns diese wahrhaft schöne Blume, wenn sie gefüllt ist, und die zarten weißen Blätter sich luftig aufbauschen, so daß ihre Blumenkrone die der einfach blühenden an Umfang wohl um das Doppelte übertrifft.

Eine andere sehr ansprechende Fuchsienart ist die leuchtende Fuchsie, (F. fulgens), die erst im Jahre 1836 aus Peru nach Europa eingeführt wurde. Sie hat einen glatten Stamm und gegenständige, glatte, fast herzförmig zugespitzte und oberseits mattgrüne Blätter, die bisweilen mit rothgefärbten Adern durchzogen sind. Ihre auffallend großen Blumen bilden ansehnliche überhängende

und etwas beblätterte Endtrauben, deren einzelne Blüthen sich durch lebhaft mennigrothe, an ihren auslaufenden Spitzen blaßgrün gefärbte Kelche und durch dunkelzinnoberrothe Blumenblätter auszeichnen. Diese schöne Fuchsie, die uns vom Frühsommer bis weit in den Herbst hinein durch ihre Blüthenfülle erfreut, unterscheidet sich hinsichtlich ihrer Behandlung von ihren Schwestern jedoch dadurch, daß sie zu ihrer Kulturerde einen geringen Theil innig gemischter Torferde und zu ihrer Ueberwinterung bis zu ihrer Umpflanzung im Monat März, wo ihre Vegetation auf's Neue beginnt, ein mäßig warmes Zimmer verlangt. Sie bietet nur den einen Nachtheil, daß sie gar zu bald einen größeren Raum beansprucht, weshalb dem Blumenfreunde, welchem zur Pflege seiner Lieblinge sehr oft nur die Fenster seines Zimmers zur Verfügung stehen, und der doch nicht gern auf diese hübsche Art Verzicht leisten will, nur zu rathen ist, sein Augenmerk auf die kleinere Kulturform derselben (F. fulgens var. pumila) zu richten.

Schöner noch, namentlich in ihrer Belaubung, als die vorhergehende Art ist die doldentraubige Fuchsie (F. corymbiflora), die im Jahre 1837 ebenfalls aus Peru zu uns kam. Die ganze Pflanze zeigt sich reich behaart; ihre muntern grünen Blätter sind länglich lanzettförmig, beinahe ganzrandig, und ihre großen trompetenförmigen Blumen hängen mit ihren scharlachrothen, zugespitzten Kronenblättern und den karminrothen Kelchen zu schlaffen Büscheln vereinigt am Ende der Zweige herab. Allein bei all' diesen empfehlenswerthen Schönheiten erreicht auch diese Pflanze durch ihren üppigen Wuchs für das Stubenfenster nur zu bald ungünstige Größenverhältnisse. Sie beansprucht deshalb größere Töpfe, zuletzt gar Kübel und eignet sich ganz vortrefflich zur Aufstellung auf einem Balkon oder im freien Garten. Zur Kultur im Wohn-

zimmer iſt daher auch hier die Wahl auf die kleinere Kulturform dieſer Fuchſienart zu richten, die unter dem Namen F. corymbiflora var. nana bekannt iſt und welche zugleich die gute Eigenſchaft beſitzt, daß ſie bereits als junges Pflänzchen einen reichen Blüthenflor entwickelt.

Auch die kleinblätterige Fuchſie (F. microphylla) iſt heute ſehr beliebt und findet eine immer ausgedehntere Verbreitung, die ſie in vollem Maße verdient; denn ſie nimmt ſich mit ihren zierlichen, eiförmigen und feingezähnten Blättchen, ſowie mit ihren niedlichen, ganz dunkelpurpurrothen Blumenblättern und den purpurnen Kelchen ganz allerliebſt aus.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, all' die ſchönen Fuchſienarten, die ſeit längeren Jahren in England, Frankreich und Deutſchland gezüchtet worden ſind und eine mehr oder minder weite Verbreitung gefunden haben, hier ausführlich beſprechen zu wollen. Vergeht doch wohl kein Jahr, das nicht einige neue, namentlich halb- und ganzgefüllte Fuchſienarten in den Handel brächte und dafür ältere, weniger ſchöne Spielarten beſeitigte. Der Blumenfreund wähle daher nach ſeinem eigenen Geſchmacke; dankbar ſind ſie ja alle. Die Zucht und Pflege dieſer ſchönen Blumen iſt ihm nun ja hinreichend bekannt; nur trage er bei Zeiten Sorge für einen jungen und kräftigen Nachwuchs, da die Fuchſie mit zunehmendem Alter an ſchöner Belaubung wie an Blüthenreichthum verliert, und es gerathen iſt, die mehr als zweijährigen Stöcke auszuſcheiden und durch junge, kräftige zu erſetzen. Alle unſere Mühe und Sorgfalt aber, die wir auf ihre Pflege verwenden, lohnt ſie uns reichlich.

Mannigfaltiges.

Hanauisch-Westindien. — Als der Sturm des dreißigjährigen Krieges über Deutschland dahingebraust war, und Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder die Oberhand gewonnen hatten, galt natürlich das allgemeine Streben dem Ziele, die Verwüstungen des langen Kampfes zunächst auf materiellem Gebiete zu beseitigen und den Ueberlebenden wieder zu Nahrung und Gewerbe zu verhelfen. Finanzkünstler und Plusmacher, die von Hof zu Hof zogen und ihre oft abenteuerlichen Verbesserungspläne anpriesen, fanden daher willige Aufnahme.

Ein hervorragender Typus dieser Art von Weltbeglückern ist der Doktor Johann Joachim Becher, dessen Leben und dessen Arbeiten auf den verschiedenartigsten Gebieten, wie Chemie, Philosophie, Volkswirthschaft noch jetzt von großem kulturgeschichtlichem Interesse sind. Geboren 1635 zu Speier hatte er nach dem frühen Tode seines Vaters viel mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen. Bei seinen bedeutenden geistigen Anlagen gelang es ihm, durch Selbststudium sich ausgebreitete Kenntnisse in den verschiedensten Fächern der Wissenschaft zu erwerben. Schon im Alter von neunzehn Jahren gab er eine alchemistische Schrift heraus, schrieb später über Metallurgie, über eine Universalsprache, über politische Verhältnisse, kurz über alle möglichen Sachen. Bald als Leibarzt, bald als Kameralist lebte er an den Höfen von Mainz, Mannheim, Würzburg, München und Wien. Aus Mainz mußte er weichen, weil ein von ihm erfundenes Perpetuum mobile, wozu ihm der Kurfürst einen eigenen Thurm hatte bauen lassen, nicht nach Wunsch gehen wollte, aus Würzburg, weil er durch Secirung eines hingerichteten Verbrechers nach der Anschauung der Zeit unehrlich ge-

worden war. In München verleidete ihm die Verfolgung der Kaufleute, die durch seine merkantilen Pläne Störung ihres Handels fürchteten, den Aufenthalt, in Oesterreich verfeindete er sich mit dem Hofkammerpräsidenten v. Sintzendorf und mußte 1678 tief verschuldet nach Holland auswandern. Ueberall suchte er auf seinen ruhelosen Wanderungen seinen Plänen Eingang zu verschaffen, ohne jemals zum ungestörten Genuß der Früchte seiner Arbeit zu gelangen. Mit reellen Kenntnissen, die ihm in der Geschichte der Chemie einen Namen gemacht haben, und mit wirklichen Verdiensten verband Becher einen großen Posten Charlatanerie und Leichtgläubigkeit. Jene zeigt sich z. B. in seinem „Klugen Hausvater", worin er die ganze Haushaltungskunst binnen vierundzwanzig Stunden zu lehren versprach, auch u. A. zeigen wollte, wie man durch Eierlegen der Hühner jährlich mit dreihundertfünfundsechzig Thaler Auslagen dreizehnhundertfünfundsechzig Thaler gewinnen könne, diese, wenn er uns in seiner „Närrischen Weisheit" von Steinen in Schottland erzählt, die unsichtbar, unhörbar und ungreifbar machen, von Gänsen, die ihre Eier mit dem Fuße ausbrüten, und von Enten, die auf Bäumen wachsen.

Auf einer seiner Reisen fügte es der Zufall, daß er in Frankfurt a. M. den damals regierenden Grafen Friedrich Kasimir von Hanau-Münzenberg kennen lernte und in ihm den Mann fand, der seinen Plänen, überseeische Kolonien zu gründen, ein offenes Ohr lieh. Dieser junge Fürst besaß schon von Natur neben bedeutenden geistigen Anlagen einen Hang zu phantastischen Unternehmungen. Streitigkeiten, die er durch unkluge Regierungsmaßregeln mit seinen Verwandten wie mit seinen Unterthanen heraufbeschworen hatte, und eine sich immer steigernde Geldnoth thaten das Uebrige, ihn auf alle noch so abenteuerlichen Vorhaben, die seinem Thatendrange ein geeignetes Schaffensfeld und seinen finanziellen Nöthen Abhilfe zu versprechen schienen, bereitwilligst eingehen zu lassen.

Dem weltgewandten Becher fiel es unter solchen Umständen nicht schwer, als er mit beredten Worten seine Pläne entwickelte und die Vortheile derselben in's hellste Licht setzte, den Grafen zu gewinnen und zu überreden, ihn als seinen geheimen Rath

und Abgesandten mit der Mission zu betrauen, von der Holländisch-Westindischen Compagnie für Hanau ein Gebiet in Guyana zu erwerben. In Begleitung eines Gesandtschaftskavaliers und dreier Leute reiste nun Becher mit feierlicher Vollmacht „über das Aufrichten und Stabiliren einer ansehnlichen Kolonie auf der festen Wilden-Küste in Amerika", und mit verschiedenen kostbaren Geschenken, die der Kunstkammer des Grafen entnommen waren, nach Amsterdam. Nachdem er am 1. Juli 1669 daselbst angekommen war, gelang es ihm in kaum drei Wochen, seinen Auftrag zu erfüllen, so daß er am 22. August schon wieder in Hanau war. Mit dem Vertrage in der Tasche hielt er daselbst an diesem Tage einen feierlichen Einzug. Die Bürgerschaft paradirte dabei, der Hof versammelte sich, ein Notar las die Artikel des Abkommens vor, Friedrich Kasimir vollzog unter Kanonendonner durch seine Unterschrift die Ratifikation desselben, und Mittags folgte das übliche opulente Mahl und noch reichlichere Trinken, wobei unter dem Salut von hundert Kanonenschüssen das Wohl der Generalstaaten ausgebracht wurde. Hanauisch-Westindien war gegründet.

In dem Vertrage wurden die näheren Bedingungen in sechzehn Punkten festgesetzt. Zunächst übertrug die Westindische Compagnie einen dreißig holländische Meilen langen Strich der Küste zwischen Orinoko und Amazonenstrom dem Grafen von Hanau und seinem ganzen Hause als Lehen. Das Gebiet erstreckte sich hundert Meilen in's Innere, hatte also einen Flächeninhalt von dreitausend Quadratmeilen oder etwa ein Drittel von Deutschland. Dadurch wurde der Graf in Amerika ihr Lehensmann und leistete den Lehenseid. Das Lehensverhältniß erstreckte sich nur auf das neue Gebiet, nicht etwa auf die hanauischen Besitzthümer des Grafen. So oft das Gebiet an einen seiner Nachfolger überging, war derselbe verpflichtet, fünftausend Pfund Zucker oder hundert Dukaten zu entrichten. Friedrich Kasimir hatte seinerseits das Recht, wieder Lehen auszutheilen, mußte aber für jedes dieser Afterlehen die Zustimmung der Compagnie einholen und ihr fünfhundert Pfund Zucker oder zehn Dukaten bezahlen. In der inneren Verwaltung hatte der Graf völlig freie Hand, soweit nicht in dem Vertrage bestimmte Bedingun-

gen ausgemacht waren. Zur Ansiedlung war Jedermann zugelassen, „der an Gott glaubte und kein böses Leben führte". Diesen Kolonisten ward völlige Gewerbefreiheit zugesichert, nur die Versorgung der zu gründenden Pflanzungen mit Negersklaven behielt sich die Westindische Compagnie zu civilen Preisen selbst vor.

Auf dem Papiere war somit Alles in Ordnung. Es fanden sich sofort zwei Männer, die sich von Friedrich Kasimir Afterlehen ertheilen ließen. Schon am 16. September nämlich stellte der Graf von Hanau zwei Urkunden aus, in denen er dem Doktor Becher drei, und einem gewissen Gerard Gorris aus Rotterdam zwei Meilen Land an der Küste, in einer Ausdehnung von hundert Meilen in's Innere oder soweit man würde kommen können, übertrug. Dieser Strich hieß die Aperwake'sche Kolonie, die schon von den Holländern angelegt worden war. Friedrich Kasimir sollte die Holländer mit siebentausend Gulden für die dabei gehabten Auslagen entschädigen. Sechs Wochen später bestätigte die Westindische Compagnie diese Belehnung, und Becher erntete dabei von dieser wie von dem Grafen die größten Lobsprüche für seinen Eifer in den Verhandlungen. Die nunmehrigen beiden Herren von Aperwake gingen auch frisch an die Ausbeutung ihres Territoriums. Anfang 1670 erließen sie von München aus Einladungen an Unternehmer, auf eigene Kosten Kolonisten in das neue Land zu führen. Der bayerische Kammerherr Graf v. Bertucy ging darauf ein und übernahm so durch Kontrakt vom 2. April die Verpflichtung, hundert Einwandererfamilien nach Guyana zu schaffen. Er erhielt dafür schon vorläufig in Hanauisch-Westindien das Recht eines Landstandes, und in dem zu gründenden Rathe zwei Stimmen. Der betriebsame Becher arbeitete noch weiter und verschaffte sich gleichzeitig vom Kurfürsten von Bayern ein Privilegium, in den nächsten zwanzig Jahren in Bayern allein Raffinerien zur Veredelung des in Amerika zu gewinnenden Rohzuckers anlegen zu dürfen.

Das waren indessen die einzigen Erfolge, die das Unternehmen aufwies. Zum Koloniengründen gehört bekanntlich wie zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld, und gerade

daran fehlte es dem Duodezfürsten von Hanau-Münzenberg am meisten. Um also die nöthigen Moneten aufzubringen und zugleich denen, „die vom Könige in Schlauraffenland und was dergleichen ungeräumte Flegelsbossen mehr waren" sprachen, „das Maul zu stopfen", schrieb Becher 1670 einen „Gründlichen Bericht" von dem neuen Besitzthum, „darinnen man die Gelegen- und Beschaffenheit des herrlichen Landes klärlich ersehen kann." Auf der beigefügten Karte findet sich auch bereits ein Wappen von Hanauisch-Westindien. Zum Danke verehrte ihm der Graf dafür eine goldene Medaille, zweihundert Dukaten schwer, und ein Haus in Hanau. In dieser Deduktion setzt nun Becher die Besiedelungspläne weitläufiger auseinander und bemüht sich, das Land so verlockend als möglich zu schildern. Nach seiner Beschreibung ist es ein wirkliches Paradies, wo die Leute so alt werden, daß sie vor Alter endlich umfallen, wo alle drei Naturreiche die kostbarsten Produkte ohne nennenswerthe Arbeit spenden, wo einer mit einem Anlagekapital von achttausend Thalern für hundert Negersklaven täglich fünfzig Thaler Reineinnahme haben kann, und wo es sogar nicht schwer ist, wie in Ostindien, mit zehn Thaler Anfangsvermögen wohl zehn und mehr Tonnen Goldes zu erwerben. Als Anbaupflanzen empfiehlt er Zucker, Ingwer, Tabak, Indigo u. s. w. Drei Comptoire, in der Kolonie, in Amsterdam und Frankfurt a. M. sollten den Umsatz und Verkehr vermitteln. Die ersten sechs Jahre hindurch nimmt er jährlich einen Transport von fünfhundert Kolonisten in Aussicht, die anfangs Mai in drei Schiffen von Holland absegeln und in drei Monaten an's Ziel gelangen würden. Darunter sollen alle Stände vertreten sein, Geistliche und Aerzte, wie Handwerker, Soldaten, Bauern und Bergleute. Jeder Transport würde fünfzigtausend Thaler, alle zusammen also dreihunderttausend kosten, an deren hoher Verzinsung nicht zu zweifeln sei. Einwände, die gemacht werden könnten, werden mit drastischen Ausdrücken zurückgewiesen. Als Beispiel sei nur Nro. VII angeführt: „Es ist weit über Meer, kann leicht ein Unglück geschehen!" Antwort: „Diese Objektion lieget den Kunkelstuben-Junkern am meisten im Gemüth. Es ist Wunder, daß sich die Deutschen so vor dem Versaufen fürchten, da sie doch so gerne

ſaufen, und der Hochdeutſchen ihr Leben lang mehr im Wein als in der See verſoffen. Die Indiſch-Hananiſche Landſchaft iſt nur tauſend Meilen von Amſterdam. In dreißig Jahren iſt kein dahin gegangenes Schiff verunglückt. In längſtens drei Monaten iſt man da. Iſt denn das ſo eine große Zeit von Haus und auf der Reiſe ſein?" Zum Schluß wendet ſich Becher beſonders wegen der dreihunderttauſend Thaler mit einem warmen Aufruf an die ganze deutſche Nation: „Wohlan denn, dapfere Deutſchen! Machet, daß man in der Mapp neben Neuſpanien, Neufrankreich, Neuengland inskünftige auch Neudeutſchland finde."

Die „dapfern Deutſchen" ſchenkten ſeiner Beredtſamkeit jedoch keine Theilnahme, und die ganze Angelegenheit gerieth in's Stocken. Eines ſchönen Tages brauchte Friedrich Kaſimir nothwendig Geld, und da er keines hatte, borgte er neuntauſend Thaler vom Landgrafen von Homburg, dem er dafür das Amt Rotheim verſetzte. Ueber dieſe Verſchleuderung des Landes, ſowie über die ganze weſtindiſche Geſchichte geriethen nun die Verwandten des Grafen in gerechte Entrüſtung. Ihren Beſchwerden gelang es, die Einſetzung einer Obervormundſchaft über den verſchwenderiſchen Landesvater durchzuſetzen, und die Ausführung der Kolonialpläne war dadurch endgiltig bei Seite geſchoben.

Doktor Becher aber, der „Herr von Aperwake", mußte ſeinen Wanderſtab weiter ſetzen; er ſtarb im Jahre 1682, „arm wie eine Kirchenmaus", zu London.

Der Graf ſuchte ſeine weſtindiſchen Beſitzungen an Frankreich und England zu verkaufen, beide aber lehnten ab. Unter ſeinen Nachfolgern gerieth die Sache in Vergeſſenheit, bis am Ende des vorigen Jahrhunderts der Landgraf Wilhelm von Heſſen die Hananiſche Kolonie von Holland zurückforderte. Die Verhandlungen ſchwebten noch, als Napoleon I. ſowohl Holland wie Heſſen aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten ſtrich, und ihnen damit ein Ende machte.

Später iſt der Kolonie, ein Theil des heutigen niederländiſchen Surinam und franzöſiſchen Cayenne, nicht wieder Erwähnung gethan worden, und das heutige deutſche Reich wird wohl kaum geneigt ſein, ſeine Anſprüche auf das Pfefferland von Guyana geltend zu machen. H. Cl.

Die Kinder der Belagerung. — Der Krieg ist ein nationales Unglück, das nicht nur zahlreiche Opfer an Menschenleben fordert, sondern selbst bei dem Sieger auf lange Zeit noch traurige Spuren zurückläßt. Und doch scheint der Krieg ein nothwendiges Uebel zu sein, das so lange nicht aus der Welt verschwinden wird, so lange der Kampf und Streit zwischen Individuen fortbesteht. Nur wird derselbe immer seltener werden, je mehr die Völker die traurigen Nachwirkungen erkennen, die er im Gefolge hat. Wie seltsam und ungeahnt diese sind, wie sie selbst bis in die nächste Generation hineinreichen, davon sollen die folgenden Zeilen einen Beweis liefern.

Seit mehr als einem Jahrzehnt schon verbreitete sich unter der französischen Bevölkerung der Glaube, daß die physischen, intellektuellen und moralischen Störungen bei den kleinen Parisern, die während der neun auf den Krieg von 1870—71 folgenden Monate geboren wurden, auffallend zahlreich wären, und daß diese Störungen nur als eine Folge der schrecklichen Ereignisse und Aufregungen angesehen werden müßten, denen ihre Eltern während der Belagerung der Stadt und des Kommuneaufstandes ausgesetzt gewesen seien.

„Kinder der Belagerung" nennt der Volksmund heute diese unglücklichen Wesen, ein Name, der soviel sagen will als *schlecht gebildete* Kinder, wie sie es ja in der That auch sind. Der Name und die Beziehung also, welche derselbe zwischen den Einflüssen der Belagerung als Ursache und den organischen oder funktionellen Störungen aufstellt, haben diesmal das Volk zum Urheber, und sie liefern uns einen neuen Beweis, wie oft das Volk in der Auffassung und Erklärung einer Thatsache instinktiv dem vorsichtigen Urtheil der prüfenden Wissenschaft vorauseilt.

Der Direktor des großen Hospitals „La Salpêtrière" in Paris, Legrand du Saulle, kam auf den Gedanken, den Volksglauben einer ernsten, wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen, und zweimal innerhalb dreier Jahre hat sich derselbe in seinen klinischen Vorlesungen mit diesem Gegenstand beschäftigt.

Im März 1884 benutzte der gelehrte Arzt die Gelegenheit, in seiner Anstalt 92 Kinder zu beobachten, die sämmtlich innerhalb der nächsten sieben Monate nach Aufhebung der Belagerung

in Paris geboren worden waren. 28 davon zeigten sich im Allgemeinen klein, siech und schwächlich; 35 boten körperliche Unregelmäßigkeiten, Mißbildungen oder Ernährungsstörungen dar; 21 litten an intellektuellen Störungen und erschienen überhaupt als geistig zurückgeblieben. Die letzten 8 endlich zeigten auffallende Störungen hinsichtlich des Gemüthszustandes und der Moral.

Seitdem erschien es als eine feststehende Thatsache, daß die Entwickelungsstörungen bei den „Kindern der Belagerung" ungemein zahlreich seien. Als Ursache nennt das Volk die Belagerung schlechtweg. Allein diese Ursache ist sehr komplizirt, setzt sich aus mannigfachen Elementen zusammen, von denen Legrand du Saulle vornehmlich folgende anführt:

1. der Hunger, dem alle Armen während der Belagerung preisgegeben waren;

2. der Mißbrauch des Alkohols, die Trunksucht als Folge des Hungers und der Angst und Aufregungen;

3. der besondere geistige Zustand allgemeiner Erregung selbst, der alle Bevölkerungsschichten fast ein Jahr lang beherrschte.

Diese drei zunächst erkannten Ursachen verdienten wohl, einzeln näher betrachtet zu werden. Dabei wäre noch die Zeit anzugeben, wo sie namentlich auf die Mutter eingewirkt haben, eine Frage, die äußerst schwierig zu beantworten ist. Von allen aufgezählten Ursachen aber dürften die moralischen ohne Zweifel die am wenigsten bekannten sein, obgleich sie wohl am interessantesten wären.

Wir brauchen hier nicht die Geschichte der Belagerung von Paris zu wiederholen; der Leser kennt sie genug, um zu begreifen, wie unter der Last des Unglücks, der Verzweiflung und der immer größeren Entbehrungen zuletzt der geistige Zustand der eingeschlossenen Bevölkerung immer unnormaler werden mußte. Und er wird es ebenso natürlich finden, daß die während dieser bewegten Zeit zwischen zwei gewaltigen Schrecken, zwischen zwei Bombardements, ihre früheste Entwickelung beginnenden Kinder schwächlich und abgezehrt, epileptisch oder blödsinnig zur Welt kamen. Und ihre Zahl ist ganz ansehnlich; zählt man doch allein in Bicêtre 21 Kinder der Belagerung, die meist als Irr-

ſinnige oder Idioten geboren wurden und einen herzzerreißenden Anblick gewähren, indeß die Eltern an Körper und Geiſt geſund ſind.

Dieſe traurigen Erſcheinungen ſind jedoch nicht die einzigen Folgen jener unglücklichen Zeit. Als Brod und Fleiſch aufgezehrt waren, und man ſeine Zuflucht zu Stoffen nehmen mußte, welche ſonſt wegen ihres geringen Nährwerthes verſchmäht werden, ſuchte man den Erſatz der Kräfte oder ſchließlich auch die Betäubung des Hungers im Weine und Schnaps, woran kein Mangel war. Man trank demnach und berauſchte ſich, und da der Rauſch alle Noth vergeſſen macht, ſo berauſchte man ſich nach dem Erwachen immer auf's Neue. Und davon finden wir heute noch überall die Spuren. Die Statiſtiken der Hoſpitäler weiſen nach, daß in der Frauenwelt Fälle von Trunkſucht vor dem Kriege eine außerordentliche Seltenheit waren, ſeit dieſer Zeit aber zu den Erſcheinungen gehören, die häufig wiederkehren. Kinder aber, die von dem Trunke ergebenen Müttern geboren werden, ſind ſelten normal entwickelt.

Zwei Jahre ſpäter, im April 1886, kam der gelehrte Arzt mit neuen Beobachtungen ausgerüſtet auf den Gegenſtand zurück. Die 120 Kinder, die ſich diesmal in ſeiner Behandung befanden, waren durchgängig kleiner, ſchwächlicher und bleicher, als es ſonſt die Kinder ihres Alters ſind; um jedoch nur von denen zu ſprechen, die zugleich in körperlicher und geiſtiger Hinſicht auffallende Unregelmäßigkeiten darboten, und ſich als wahre „Kinder der Belagerung" zeigten, ſo belief ſich deren Zahl auf 60.

Alle dieſe 14- bis 15jährigen Kinder waren ſämmtlich in ihrer Geſammtentwickelung zurückgeblieben und boten einen jammervollen Anblick dar. 31 davon zeigten ſich ſiech und elend, ſkrophulös und leidend, zum Theil ſchielend oder taubſtumm, einſeitig gelähmt oder epileptiſch, manche mit einer Haſenſcharte oder mit Schwimmhäuten zwiſchen den Fingern ausgeſtattet. 21 andere waren auffallend geiſtesſchwach und ſtumpfſinnig und ohne alle Aufmerkſamkeit, daher ganz unfähig, leſen und ſchreiben zu lernen, ohne jede Beurtheilungsgabe, mit einem Wort Idioten. Die übrigen 8 endlich zeigten ſich zwar einigermaßen mit Intelligenz ausgeſtattet, doch dabei waren ſie völlig herzlos, un-

gemein reizbar und launenhaft, brutal, durchaus ſittlich entartet und bar jedes Schamgefühls; ſie ſchlugen ihre Kameraden, ſuchten Feuer anzulegen und bedrohten die eigenen Eltern mit dem Tode. In moraliſcher Hinſicht waren ſie jedenfalls verloren.

Im Hoſpital Bicêtre befanden ſich ebenfalls 10 ſchwächliche, epileptiſche, blödſinnige Kinder, die zum Theil mit Waſſerköpfen verſehen waren, theils an halbſeitiger Lähmung litten und deren Daſein bis auf die Zeit der Belagerung zurückzuführen war. Ebenſo beſtätigte der Direktor der Taubſtummenanſtalt eine Reihe von Mißbildungen, wie Taubheit oder Taubſtummheit, die er bei ſolchen in Paris 1871 geborenen Kindern gefunden hatte, deren Eltern mit zur belagerten Bevölkerung gehörten.

Wenn auch nicht ſo zahlreich wie in Paris, ſo fehlt es doch nicht an ähnlichen Unglücksfällen in der Provinz. V. Meunier erzählt einen Fall aus Thionville von einem Mädchen, das daſelbſt im April 1871 von Eltern geboren wurde, die ſich erſt das Jahr vorher verheirathet hatten. Der Vater fand Verwendung im Militärdienſt und die in der Stadt eingeſchloſſene Mutter ſuchte ſich vor den einfallenden Geſchoſſen in ihrem Keller zu verbergen. Beide kamen mit dem Leben davon, aber die Folgen entſprachen den Umſtänden. Das ſechs Monate ſpäter geborene Mädchen litt von früheſter Jugend an epileptiſchen Krämpfen, es verſuchte erſt mit fünf Jahren zu ſprechen und ſich begreiflich zu machen, und ſein geiſtiger Zuſtand blieb ſo ſchwach, daß es niemals leſen lernte. Obgleich es bereits ein Alter von mehr als 14 Jahren beſaß, ſah es doch noch wie ein Kind von höchſtens 9 Jahren aus, war ungemein zornig und aufſahrend und litt an krampfhaften Zuckungen und Anfällen von Veitstanz. Ein um einige Jahre jüngeres Kind derſelben Eltern iſt körperlich ganz normal gebildet, völlig geſund und geiſtig ſehr gut beanlagt. —

Nachdem die Schrecken der erſten Belagerung überſtanden waren, hätte man erwarten ſollen, daß die halbverhungerte Bevölkerung ihre aus der Gefangenſchaft heimkehrenden Brüder mit offenen Armen aufnehmen würde; allein die auf's Aeußerſte angefachten Leidenſchaften hatten die Belagerten bis zu dem

Wahnsinn getrieben, der die eigenen Brüder zu Feinden erklärte und vor ihnen die Thore der Stadt versperrte. So entstand die zweite Belagerung und zwischen dieser und der ersten besteht in Bezug auf unsern Gegenstand kein Unterschied. Beide waren in ihren Folgen gleich schlimm; und die 8 bis 9 Monate nach der traurigen Herrschaft der Kommune geborenen Kinder sind ebenso unglücklich, als die Kinder der ersten Belagerung.

Um nur ein Beispiel anzuführen, weise ich auf das von V. Meunier erwähnte junge Mädchen hin, das im Januar 1872 in Paris geboren wurde. Die Kleine war körperlich ziemlich wohlgebildet und auch ihr Schädel zeigte durchaus nichts Abnormes; doch war sie mit einer seitlichen Hasenscharte geboren, die durch eine Operation beseitigt wurde, und ihre Augenlider zuckten beständig. Mit sechs Jahren erst begann sie sich verständlich zu machen, und mit zwölf Jahren noch verursachte ihr das Sprechen große Schwierigkeit, während sie auch später kaum zu lesen und zu schreiben vermochte, trotz aller Sorgfalt, die man auf ihre Erziehung verwendete. Das arme Wesen ist stets schweigsam und schlafsüchtig; bisweilen wird es plötzlich von einem Schwindel überfallen.

Der Vater dieses Kindes ist ein angesehener Rechtsanwalt in Paris, und da derselbe völlig gesund ist und mit seiner ebenfalls gesunden Gattin äußerst nüchtern lebt, Beide auch keine Vorfahren aufzuweisen haben, die an Nervosität gelitten hätten, so bleibt im vorliegenden Falle die Annahme einer Vererbung ausgeschlossen, um so mehr, da die drei vor der Unglücklichen geborenen Kinder von geistigen Störungen durchaus frei geblieben sind. Dennoch muß eine Ursache vorhanden sein. Es ist folgende. Am 2. Mai 1871 drangen Nationalgardisten in die stille Wohnung des Rechtsanwalts ein, um dieselbe im Auftrage der Kommune einer gründlichen Durchsuchung zu unterwerfen. Die junge Frau gerieth durch die Erscheinung der Bewaffneten in einen solchen Schrecken, daß sie unmittelbar darauf einen heftigen Brechanfall bekam und mehrerer Tage bedurfte, bevor sie sich von der so heftigen Erregung wieder erholte.

Aus vorstehenden Beispielen erkennt man deutlich die traurigen Folgen der Belagerung einer volkreichen Stadt, denen man

bis vor Kurzem wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte; dieselben werden sich aber noch weit schrecklicher ausnehmen, wenn erst das gesammte Material vollständig vorliegen wird. Hunger, Noth und Sorgen, heftige Aufregung, Schrecken, sowie der übermäßige Genuß von alkoholhaltigen Getränken haben zu allen Zeiten auf die normale Entwickelung des zarten Kindes nachtheilig eingewirkt, und thun es noch täglich. Nie vorher aber hat die Wissenschaft Gelegenheit gehabt, diese schädlichen Einwirkungen in so großem Umfange nachweisen zu können, als bei den „Kindern der Belagerung". H. Ludwig.

Oberst Lumpus. — Während des dreißigjährigen Krieges wurde bei der bayerischen Armee im Holtzischen Fußregiment ein Soldat durch den Glücksfall einer reichen Beute berühmt. Er war längere Zeit Oberkanonier gewesen, kurz vor dem Frieden war er liederlicher Streiche halber zur Pike heruntergekommen. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffirte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehrere Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in schöner Livree, und nannte sich selbst mit düsterem Humor „Oberst Lumpus". So reiste er nach München und lebte dort herrlich und in Freuden in einer Herberge. Zufällig kehrte General v. Holtz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel vom Reichthum und Rang des Obersten Lumpus, und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Offizieren der Armee diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendessen zu sich einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Konfekt in einer Schüssel 500 neue französische Goldstücke und eine Kette von 100 Dukaten Werth auftragen und sagte dabei zum General: „Mit diesem Traktement wolle Euer Excellenz vorlieb nehmen und meiner dabei bestens gedenken!"

Der General v. Holtz sträubte sich, aber der freigebige Oberst drängte ihn zur Annahme. „Bald wird die Zeit kommen," sagte er, „wo Euer Excellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung ist nicht

übel angelegt; denn ich hoffe alsdann von Euer Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll."

Darauf nahm der General nach damaliger Sitte Kette und Geld „mit courtoisen Promessen, solches vorkommenden Falls zu remeritiren." — Der General reiste ab, und der falsche Oberst lebte und schwelgte fort.

Wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, traten die Soldaten ihm zu Ehren in's Gewehr, und er warf ihnen dann ein Dutzend Thaler zu. In sechs Wochen war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank Alles. Die Diener entliefen ihm, und zuletzt besaß er nichts mehr, als was er auf dem Leibe trug. Da schenkte ihm der Wirth, der viel an ihm verdient, 50 Thaler Reisegeld. Der vermeintliche Oberst aber blieb, bis auch das verzehrt war. Wieder gab ihm der Wirth 10 Thaler als Zehrgeld. Der beharrliche Schwelger antwortete jedoch, wenn es Zehrgeld sein solle, wolle er es lieber bei ihm, als bei einem Anderen verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch 5 Thaler, verbot jetzt aber seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu verabfolgen. Jetzt endlich quittirte „Oberst Lumpus" die Herberge und ging in die nächste, wo er die 5 Thaler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge, und als ihm der General einen scharfen Verweis ertheilte, gab er zur Antwort: „Ich habe mein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Muthe ist, und dazu habe ich meine Beute benutzt!"

Für sein damaliges Geschenk ward er nun wenigstens wieder zum Oberkanonier befördert, der Name „Oberst Lumpus" aber blieb ihm. E. K.

Kindertransportschiffe. — Einer der größten Uebelstände für die in Indien wohnhaften Europäer besteht in der Nothwendigkeit, sich fast immer schon sehr früh von ihren Kindern trennen und dieselben, um sie nicht ganz zu verlieren, für die

Zeit ihrer körperlichen und geistigen Entwickelung nach Europa schicken zu müssen.

Das Klima Indiens ist der Gesundheit europäischer Kinder im höchsten Grade nachtheilig. Bis zum achten oder zehnten Jahre haben sie ein blühendes Aussehen und sind anscheinend gesund; dann aber fangen sie ohne sichtbare Ursache an, ihre Frische zu verlieren, bleich und matt zu werden. Wollen die Eltern sie nicht vor ihren Augen hinwelken sehen wie Treibhauspflanzen ohne Licht und Luft, so bleibt ihnen nichts übrig, als sie nach Europa zu bringen oder zu schicken. Auch die geistige Ausbildung ihrer Kinder macht ihnen dies zur Pflicht. Die öffentlichen Schulen für europäische Kinder sind unzureichend, aus Europa aber Lehrer und Lehrerinnen kommen zu lassen, ist sehr kostspielig und wenig praktisch. So gut man die ersteren auch bezahlen möge, werden sie doch in kurzer Zeit noch besser bezahlte anderweitige Beschäftigung finden, während die Lehrerinnen bei der großen Ueberzahl des männlichen Geschlechtes in kürzester Zeit Gelegenheit finden, sich zu verheirathen.

So werden denn alljährlich unter der Aufsicht bewährter Kapitäne eigene Schiffe ausgerüstet, um die heranwachsende britische Jugend nach Europa zu bringen. Der ganze Zwischendeckraum solcher Schiffe ist zum Tummelplatz für die Kinder eingerichtet und mit Allem versehen, was Elternliebe je zur Unterhaltung der Kinder geschaffen hat.

Nicht selten tummeln sich hier zweihundert und mehr Kinder umher, welche über ihren fröhlichen Spielen schnell den Abschiedsschmerz von Eltern und Geschwistern vergessen, wenn sie überhaupt schon alt genug waren, denselben zu verstehen. Ajas, d. h. schwarze Dienerinnen der besseren Art, sorgen für die Pflege und Bedienung der ihnen anvertrauten Kinder; meist haben sie die Reise schon einige Male hin und her gemacht und sich das Vertrauen der Mütter erworben.

Die in England erzogenen Knaben kommen gewöhnlich im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren nach Indien zurück, wo sie irgend eine schon für sie bestimmte Stellung einnehmen und schnell Karrière machen; die Mädchen kehren schon einige Jahre früher zu ihren Angehörigen zurück, gewöhnlich aber nur, um

das Elternhaus in kürzester Zeit an der Hand eines Gatten zu verlassen und nach einigen Jahren nun ihrerseits den herben Schmerz der Trennung von ihren Kindern durchzukosten.

H. St—l.

Das Schuldenbezahlen ist immer eine unangenehme Sache gewesen, und „der Uebel größtes sind die Schulden!" sagt der Volksmund mit Veränderung eines Dichterwortes, nicht mit Unrecht. Ein gewaltiges Stück Rechts- und Kulturgeschichte spiegelt sich in der Art und Weise ab, in der seit frühester Zeit die Schulden eingetrieben wurden, respektive in den Rechten, die dem Gläubiger gesetzlich gegen seinen Schuldner zustehen. Man kann annehmen, daß dort, wo Barbarei oder mangelhafte Kultur herrschen, der Gläubiger die größten Rechte über den Schuldner hat, und das grausame römische Recht, das leider zum Theil heute noch Giltigkeit hat, machte nicht nur das Vermögen des Schuldners für die Schulden haftbar, sondern ihn selbst persönlich und seine gesammte Familie, denn im Alterthum hatte der Gläubiger das Recht, nicht nur den Schuldner, der nicht zahlen konnte, sondern auch dessen Frau und Kinder als Sklaven zu verkaufen, um zu seinem Gelde zu gelangen. Aber auch im deutschen Recht finden wir eine ähnliche Grausamkeit, und man belehrt uns darüber, daß unsere urgermanischen Vorfahren, wenn sie bei ihren Zechgelagen dem Würfelspiel huldigten, nicht nur ihr Hab' und Gut, Frau und Kinder verspielten, sondern auch noch Schulden machten, für welche sie sich selbst in die Sklaverei begeben mußten, wenn sie nicht im Stande waren, dieselben zu bezahlen. Dieses Recht nicht nur an das Eigenthum, sondern auch an die Person des Schuldners hat sich auch in unseren hochentwickelten Kulturstaaten bis vor ganz kurzer Zeit erhalten. Kaum sind es zwanzig Jahre her, daß in einzelnen europäischen Staaten die Schuldhaft abgeschafft wurde, eine widersinnige, grausame Institution, die dem Gläubiger das Recht gab, den Schuldner, der nicht zahlen konnte, so lange einsperren zu lassen, als ihm beliebte. Nicht nur wuchs durch diese Einsperrung die Schuld fortwährend, sondern der Schuldner war auch durch die Haft der Möglichkeit beraubt, Geld zu verdienen und so seinen Gläubiger zu befriedigen.

Das Mittelalter hatte zwar etwas Aehnliches wie die Schuld-

haft, aber in einer höchst originellen Form. Es war dies das „Einlager", zu welchem nicht nur der Schuldner, sondern auch die Bürgen verpflichtet waren. Wenn irgend Jemand im Mittelalter Geld verlieh und sich über die Schuld ein Dokument ausstellen ließ, so erklärte derjenige, der die Schuld aufnahm, ebenso wie die Bürgen, d. h. diejenigen, welche Garantie für die Zahlung leisteten, daß sie bereit seien, sich zum Einlager einzufinden, sobald ihnen dies befohlen wurde. Wurde nämlich die Schuld nicht bezahlt, so hatte der Gläubiger das Recht, den Schuldner und die Bürgen aufzufordern, an einem bestimmten Orte, gewöhnlich dem Gasthofe einer Stadt, sich einzuquartieren und dort auf ihre Kosten zu leben, bis die Schuld bezahlt war oder der Gläubiger sie von selbst entließ. Dieses Einlagerhalten oder Einreiten brachte man deshalb in Anwendung, weil man durch die hohen Kosten, die ihm erwuchsen, den Schuldner zur Bezahlung der Schuld veranlassen wollte. Dieser Gebrauch aber, der im 13. Jahrhundert entstand und bis zum 16. Jahrhundert dauerte, erlitt bald bedeutende Veränderungen. Es wurde nämlich dem Schuldner und den Bürgen gestattet, nicht persönlich einzureiten und Einlager zu halten, sondern sie konnten Vertreter, Reisige und Bedienstete schicken; um aber die Sache doch kostspielig zu machen, wurde bestimmt, daß ein solcher Schuldner nicht nur einen Vertreter, sondern fünf bis sechs sammt Pferden zum Einlager schicken mußte, die natürlich in dem betreffenden Gasthofe sehr viel verzehrten. In dieser Zeit wurde sogar festgesetzt, daß dieses Einreiten und Einlagerhalten auf Kosten des Gläubigers geschah, dem allerdings der Schuldner dafür wieder aufkommen mußte. Es vergrößerte sich nicht nur so die Schuld unnützerweise ganz bedeutend, sondern es wurde mit dem Einlagern von böswilligen Schuldnern schließlich ein solcher Mißbrauch getrieben, daß man dieses Institut vollständig aufgab.

Wo Fürsten oder Städte Schulden einzutreiben hatten, sei dies bei ganzen Kommunen, sei es bei Privatleuten, wegen ausstehender Forderungen an Pacht oder Steuer, da half man sich mit Gewalt, indem man einfach die Magistrate ganzer Städte einsteckte und nicht eher entließ, als bis die Schuld bezahlt war. Solche Gefangene wurden gewöhnlich sehr schlecht behandelt und in den

scheußlichsten Verließen untergebracht, damit ihre jammervolle Lage ihre Angehörigen oder Mitbürger um so eher zur Zahlung veranlaßte. Solchen Schuldhäftlingen wurden meist verdorbene Speisen vorgesetzt, und es war noch nicht einmal das Schlimmste, wenn man ihnen Salzwasser zum Trunke reichte, um bei ihnen einen unerträglichen Durst zu erzeugen. Zu diesem Gewaltmittel der Dursterzeugung soll selbst noch Friedrich der Große gegriffen haben, als er den Magistrat einer schlesischen Stadt einsperrte, welcher eine Kontribution nicht bezahlen wollte. Bürgermeister und Rathsherren erhielten nämlich im Gefängnisse den ganzen Tag über nichts als gesalzene Heringe zu essen, aber keinen Trunk Wasser, und am Abend war ihr Durst so groß, daß sie sich zur Bezahlung der Kontribution entschlossen.

Ein beliebtes Mittel zur Eintreibung der Schulden war auch die Straf-Einquartierung, die den Schuldnern auf ihre Kosten in's Haus gelegt wurde. Diese Straf-Einquartierung muß etwas sehr Unangenehmes gewesen sein. Der betreffende Haus- oder Wohnungsinhaber wurde vollständig rechtlos, die Soldaten quartierten sich in die besten Stuben ein, spielten die Herren im Hause, verlangten gut zu essen und zu trinken, mußten täglich noch ein Geldgeschenk erhalten, plünderten Wirth und Wirthin, bei denen sie ungeladen zu Gaste waren, stellten die unverschämtesten Forderungen, ruinirten Möbel und Betten, und betrugen sich so ungeberdig wie möglich. Sie sollten ja eben durch die Unannehmlichkeiten ihres Besuches den Gemaßregelten zur Zahlung zwingen. Originellen Aufschluß gibt in dieser Beziehung ein Brief Friedrich Wilhelm's I. von Preußen vom 29. September 1739, in dem es heißt: „Da die Beamten an Pacht noch restiren, so befehle ich, daß Sie einem jeden mir besagter Amtsleute ein Kommando vom Schwerin'schen Regiment mit einem Unteroffizier und zwölf Gemeinen, und zwar jedem Beamten in seiner Stube zur Exekution einlegen, auch nicht eher abgehen lassen sollen, bis sie durch Quittung darthun, ihren Rest bezahlt zu haben. Es soll sich gedachtes Kommando inzwischen recht lustig machen." Unter den Brief hatte der König noch die eigenhändigen Worte gesetzt: „Kommandirt listige Kerls, die die Beamten recht balbiren."

Noch heute gibt den Gläubigern das Gesetz das Recht, sich

an dem beweglichen Eigenthum des Schuldners schadlos zu halten, und das bestehende Gesetz kann nicht anders als ein außerordentlich hartes bezeichnet werden. Zwar gibt es sogenannte „unumgänglich nothwendige" Gegenstände, welche nicht gepfändet werden dürfen, indeß ist diese Grenze der Nothwendigkeit sehr eng gezogen. Es macht sich daher in der letzten Zeit selbst in Juristenkreisen eine Bewegung zur Abänderung der Gläubigerrechte und zur Milderung des Pfändungsverfahrens geltend. Man sagt nicht mit Unrecht, daß der Staat eigentlich sehr thöricht ist, zu Gunsten einer Privatperson durch eine rücksichtslose Pfändung einen Staatsbürger moralisch und vielleicht auch geschäftlich zu ruiniren und sich so selbst um einen Steuerzahler zu bringen, während ja allerdings auf der anderen Seite anerkannt werden muß, daß das Pfändungsrecht nicht aufhören kann, soll nicht Handel und Wandel großen Schaden erleiden. Die Befürworter einer Aenderung des Pfändungsrechtes wollen daher eine bedeutende Milderung desselben, und vor Allem soll Mobiliar, Betten, Wäsche, dann aber auch Handwerkszeug und das, was zu einem gewissen Komfort des Lebens gehört, nicht mehr in solch' rücksichtsloser Weise fortgenommen werden dürfen, wie bisher, zumal bei den Auktionen solcher gepfändeter Gegenstände gewöhnlich nur die Trödler ihre Rechnung finden, die dieselben sehr billig erstehen, und der Gläubiger doch nicht zu seinem Gelde kommt, während der Schuldner seine gesammte Habe bis auf einen geringen Rest verliert.

Auch diese Milderung, die hoffentlich recht bald eintritt, kann als ein Fortschritt unserer Kultur betrachtet werden, welche eben nicht mehr will, daß um einer Schuld willen ein anderer Mensch moralisch und ökonomisch geschadigt wird, wie man ihn früher leiblich und persönlich schädigte, indem man ihn zum Sklaven machte oder einsperrte. A. O. Kl.

Wie die „Schönheitspflästerchen" verschwanden. — Unter den entstellenden Moden der Damenwelt unter der Regierung Ludwig's XIV. spielten die Schönheitspflästerchen im Gesicht und auf dem Hals der Damen eine große Rolle. Man sah dieselben zu allen möglichen und unmöglichen Figuren geschnitten, ja ganze Landschaften en miniature hoben sich in glänzender Schwärze

von der gepuderten Haut der Schönen ab. Alles Eifern der Behörden, aller Witz der Satiriker, ja selbst die Mißbilligung des Königs, dessen anfänglicher Geschmack an der Mode durch das maßlose Uebertreiben derselben sich in Widerwillen verwandelt hatte, vermochte die Schönheitspflästerchen nicht zu verbannen.

Das unmöglich Scheinende gelang endlich dem berühmten Kanzelredner und Beichtvater Ludwig's XIV., dem Pater La Chaise. In einer Fastenpredigt äußerte er seine Genugthuung darüber, daß die wirklich jungen und hübschen Damen die Mode nicht mehr mitmachten, sondern daß ihr jetzt nur noch Frauen in vorgeschrittenem Alter huldigten, da diese die sichtlichen Furchen der Jahre durch künstliche Ueberklebung zu verbergen suchten, um der runzellosen Jugend gleich zu scheinen, die solcher Bedeckung nicht bedürfe. Ja, es sei mit Gewißheit anzunehmen, daß jede Dame, die sich der Schönheitspflaster bediene, mindestens die Mitte der Dreißig überschritten habe.

Am nächsten Tage schon waren die Trägerinnen der verpönten Pflästerchen zu zählen, und bald verschwand dieser unleidliche Auswuchs der Mode ganz: keine, die sich zum schönen Geschlecht zählte, wollte in dem Ruf stehen, ihr Alter nach der Auslegung des Paters La Chaise deuten zu lassen. H—d.

„Grogs" heißen in England excentrische Anekdoten, Erzählungen im Style des allbekannten Herrn v. Münchhausen. So kommen z. B. ein Schottländer und ein Irländer in einem Salon zusammen. Der Schotte erzählt, ein Landsmann von ihm, dem in der Schlacht bei Waterloo durch einen Säbelhieb die Wange abgehauen wurde, habe ganz ruhig das Stück aufgehoben, es wieder an seine frühere Stelle gebracht und mit dem Schnupftuch verbunden. Die Wange aber sei ihm nach einiger Zeit wieder so vollkommen angewachsen, daß nicht die kleinste Falte geblieben.

Auf diese Anekdote setzte der Irländer sofort folgenden Trumpf: „In derselben Schlacht gelang es einem meiner Freunde nicht, einen Hieb zu pariren, der auf sein Gesicht gerichtet war. Was geschieht? Er verliert die ganze Nase. Er aber bückt sich, hebt die Nase auf und drückt sie mit seinem Schnupftuch fest an die Stelle, wo sie früher gesessen, und kämpft muthig

weiter. In Zeit von einigen Tagen sah er seine Nase wieder vollständig angewachsen, nur mit der geringen Unregelmäßigkeit, daß er sie verkehrt angesetzt hatte und die Nasenlöcher nun nach oben standen, was ihm in der Schnelligkeit der Operation begegnet war. Aber dies kümmerte ihn wenig, ja es war ihm sogar lieb, denn da er ein starker Schnupfer war, so konnte er nun eine starke Dosis Tabak in die Nase stecken, ohne daß etwas davon verloren ging. Blos ein Umstand genirte ihn ein bischen, nämlich daß er, so oft er sich die Nase putzen wollte, sich — auf den Kopf stellen mußte!"

Der Schotte soll auf diese merkwürdige Historie nichts mehr zu erwiedern gewußt haben. Kl.

Pflegeeltern unter den Thieren. — Hinreichend bekannt ist es, daß höhere Thiere, Affen, Hunde, Katzen, fremde Junge ihrer Art aufnehmen und wie ihre eigenen erziehen. Ebenso bekannt dürfte es sein, daß Vögel Eier ihrer Art annehmen und bebrüten, aber sie nehmen auch die bereits ausgeschlüpften Jungen, wenn es noth thut, in Pflege. Auf einem Hühnerhofe, erzählt Zenner in Büchner's „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt", wurde eine Henne mit acht Küchlein krank und konnte ihre Brut nicht mehr richtig besorgen. Da gesellte sich ein anderes Huhn zu ihr, welches seine Nahrung mit den Küchlein theilte und sich auch der Henne annahm. Als letztere eines Tages starb, übernahm das Huhn alle Pflichten der Mutter und gewährte den verlassenen Küchlein vollständigen Schutz.

Sogar das kleine winzige Insekt erbarmt sich der verwaisten Jungen. Pfarrer Quentel beobachtete in seinem Bienenstande ein Hornissennest. Als die Mutterhornisse bereits junge Brut hervorgebracht hatte, wurde sie durch eine unglückliche Verwechslung getödtet. Die meiste junge Brut starb, die ältere aber zeigte sich ganz welk und zusammengeschrumpft. Da erschien plötzlich ein fremdes Hornissenweibchen, zog in den Korb ein, nahm sich der verlassenen Brut an und zog sie groß.

Aber nicht nur die Jungen derselben Art, auch die ganz verschiedener Arten werden als Pflegekinder angenommen. So erzählt Emil Straube, daß er eine junge Hündin beobachtete, welche trotz großer Katzenfeindlichkeit eine verwaiste junge Katze,

welche man ihr unterlegte, an Kindesstatt annahm, sie aufsäugte und später ein inniges Freundschaftsverhältniß mit ihr schloß.

Eine in der Nähe von Elberfeld wohnende Frau begab sich, wie Forstkandidat Stempel im „Waidmann" mittheilt, eines Tages in den Wald, um Streu zu holen. Als sie zurückkehrte, fand sie beim Ausfüllen derselben einen etwa vierzehn Tage alten Hasen. Auf Veranlassung ihres Sohnes wurde dem kleinen Findling ein Lager von Farn- und Haidekraut bereitet. Nun wußte man aber nicht, wie man ihn füttern sollte, bis schließlich der Sohn auf den Gedanken kam, eine Katze, welche etwa acht Tage vorher geworfen, aber ihre Jungen bei der Geburt aufgefressen hatte, zu der armen Waise zu lassen. Wider Erwarten gelang dieser Versuch ganz vorzüglich. Die Katze leckte und säugte den Hasen, vertheidigte ihn gegen Unberufene und litt nur, daß der Sohn des Hauses ihn wegnehmen und den Besuchern zeigen durfte.

G. Geerdts erzählt, daß er einst drei, wenige Tage alte, noch blinde Junge eines Eichhörnchens bekommen habe. Er war in Verlegenheit, was er mit ihnen anfangen solle. Da fiel ihm ein, daß seine Katze einige Tage vorher geworfen hatte. Er rief die Katze und legte die drei Thierchen in die Stube. Die Katze kam heran, beroch die Hilflosen, faßte nach einiger Zeit eines mit dem Maule und ging mit ihm fort, kam wieder, holte das andere und dann auch das letzte und verschwand auf dem Heuboden. Da Geerdts das Lager der Katze nicht kannte, so konnte er nicht nachsehen, was die Katze mit den Eichhörnchen angefangen hatte. Nach einigen Wochen kam die Katze mit ihren Jungen und zwei Eichhörnchen zum Vorschein, das dritte war verschwunden, wahrscheinlich gestorben. Die Eichhörnchen wurden sehr zahm und liefen mehrere Jahre lang frei im Hause umher, wo sie sich mit den Katzen stets sehr gut vertrugen.

Einen noch auffallenderen Fall erzählt Kreisthierarzt C. Schirlitz: Eine Ziege hatte sich acht junger Schweine, deren Mutter gestorben war, mit wahrer Mutterliebe angenommen und säugte sie auch. Wenn die jungen Schweine anfingen zu schreien, so lief die sorgsame Pflegemutter so schnell als möglich nach dem Schweinestalle und machte durch ununterbrochenes lautes Meckern die Eigenthümer darauf aufmerksam, daß der Durst der Pflege-

kinder gestillt sein wolle. Auch als die Kleinen der Muttermilch nicht mehr bedurften, dauerte die Neigung der Ziege zu den Pflegekindern fort; denn so oft die Schweine auf den Hof gelassen wurden, eilte dieselbe herbei und vergnügte sich mit ihren ehemaligen Säuglingen in der ausgelassensten Weise.

Bekannt ist es, daß der Kukuk seine Eier fremden Nestern anvertraut. Mit welcher Liebe die Pflegeeltern den jungen Kukuk pflegen, geht aus einer Beobachtung hervor, nach welcher eine Bachstelze die Zugzeit im Herbste versäumt hatte, um mit größter Anstrengung und Eifer einen jungen Kukuk zu versorgen, welcher in einem Baumloche steckte und zu groß geworden war, um seinen Aufenthaltsort verlassen zu können.

Einen merkwürdigen Fall erzählt v. König-Warthausen. Ein vom Haussperling bewohntes Nistkästchen fiel vom zweiten Stock herab. Im Neste befanden sich Eier, von denen zwei unversehrt geblieben waren. Der Beobachter legte sie zu den fünf Eiern eines Staren. Die Stare brüteten anfangs auch den vermehrten Stand weiter; nach einigen Tagen aber warfen sie die eigenen Eier hinaus und brüteten die Sperlingseier weiter. Die ausgebrochenen Jungen fütterten sie sorgsam und hatten Ende Juni ihre Pflegekinder ziemlich großgezogen.

Das Mitleid mit unversorgten Jungen bewirkt sogar, daß die Pflegeeltern angeborenen Widerwillen überwinden. Einen solchen Fall erzählt Dr. C. Hennig in der Zeitschrift „Der zoologische Garten". In einem großen, mit zahlreichen Vögeln besetzten Bauer starb ein Nachtigallenpärchen und hinterließ ein Junges, welches sich noch nicht selbst versorgen konnte. Ein Zeisigweibchen nahm sich seiner an. Aber es wurde ihm sehr schwer, bis es sich überwand, das aus Ameiseneiern und Mehlwürmern bestehende Nachtigallenfutter anzurühren. Lange lief es unentschlossen zwischen dem Jungen und dem Futternäpfchen hin und her. Endlich siegte das Mitleid; es nahm rasch einen Schnabel voll des ihm eckelhaften Gewürms und brachte es im schnellen Fluge dem hungrigen Kleinen. Dann eilte es rasch zum Wassernapf und wusch sich den Schnabel. Nachdem es dreimal hintereinander abwechselnd Futter hingebracht und den Schnabel gesäubert hatte, ruhte es längere Zeit, bis das hungrige Pflege-

kind es von Neuem antrieb, die widerwärtige Arbeit wieder aufzunehmen. So gedieh die junge Nachtigall vortrefflich.

Hugo M. Grimm legte am 19. Juli 1883 in ein Sperlingsneſt, welches ſieben friſchgelegte Eier enthielt, drei Eier aus einem in der Nähe befindlichen Neſte des Raubwürgers. Der Haussperling brütete abwechſelnd mit ſeinem treuen Weibchen ſämmtliche zehn Eier aus. Von den jungen Würgern, die an ihrer Größe kenntlich waren, erſchien einer krank; den nächſten Tag lag derſelbe todt am Boden, gewiß von den Sperlingen herausgeworfen. Die anderen neun Jungen gediehen vortrefflich, doch war es eine harte Arbeit, für dieſe Zahl von gefräßigen Jungen genügend Futter herbeizuſchaffen. Gelegentlich des Herausnehmens der Jungen war das Neſt bereits etwas auseinandergedrückt, damit es in der Folge allen Inſaſſen Platz bieten konnte. Den neunten Tag zeigte ſich dem Beobachter ein intereſſantes Bild. Es brachten nämlich auch die beiden Würger Futter zum Neſte. Es war kein Zweifel, daß die unweit brütenden Würger den Ruf nach Futter von ihren Jungen im Sperlingsneſte vernommen hatten. Die Würger fütterten fortan abwechſelnd ihre Jungen im eigenen und im Sperlingsneſte.

Umgekehrt liegen auch zahlreiche Beiſpiele vor, daß Raubthiere ſich der Jungen ihrer Beutethiere annehmen und ſie groß ziehen. Der Bezirksförſter v. Girardi erhielt einſt eine Gabelweihe als kaum flügges Thierchen. Dieſelbe wurde ſo zahm, daß ſie wie ein Huhn auf den Ruf ihres Herrn zur Mahlzeit kam und das ihr Gereichte aus der Hand der Hausbewohner nahm. Im fünften Jahre der Gefangenſchaft begann ſie ein Neſt zu bauen und legte drei Eier, ſtatt deren ihr ſieben Hühnereier untergelegt wurden, welche ſie ausbrütetete und die ausgeſchlüpften Küken mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Treue pflegte und ſchützte. Ein eigener Anblick war es, wenn die jungen Hühnchen ihrer Pflegemutter, einem ſonſt grauſamen Raubvogel, das Fleiſch aus den Fängen oder dem Schnabel wegnahmen und verzehrten. Vom Jahre 1861 bis 1868 legte die Weihe 41 Eier, ſtatt deren ihr 69 Hühnereier gegeben wurden, von welchen ſie 53 ausbrütete und die Jungen großzog.

Einen ähnlichen Fall berichtet M. Mohr im „Zoologiſchen

Garten". Derselbe legte einem Uhuweibchen statt des eigenen Eies zwei Hühnereier unter. Der Uhu nahm dieselben an und brütete sie aus. Die jungen Küchlein wurden von ihm mit mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit gepflegt. Er zerbröckelte Fleischstücke und fütterte damit seine Pflegekinder, welche lustig um ihn herumsprangen, was ihm wohl zu behagen schien. Er beschützte sie wie eine Henne ihre Küchlein und zeigte Kampflust gegen Jeden, welcher den Kleinen zu nahe kam oder gar Miene machte, sie wegzunehmen. Dr. W. Heß.

Ein Politikus. — D'Aubigné, der Großvater der Frau v. Maintenon, wurde als Kammerjunker von Heinrich IV. seines Amtes entsetzt, weil er sich weigerte, einen seiner Ueberzeugung nach verkehrten Befehl auszuführen. Decou, der Hofnarr, welcher durch die Verwendung des Ersteren zu seinem Posten gelangt war, gab denselben ebenfalls sofort auf. Einige Zeit darauf begegnete ihm der König auf der Straße und fragte ihn, wo er denn bleibe? — „Ja!" erwiederte Decou. — „In wessen Dienste bist Du getreten?" fuhr der König zu fragen fort. — „Ja!" wiederholte der Hofnarr. — „Hast Du etwa ein Gelübde gethan, nichts als ‚Ja' zu sagen?" — „Ja!" sprach wiederum der treue Freund d'Aubigné's. — „Ich befehle Dir's, mir den Grund Deiner Betrübniß anzugeben!" — „Ja!" — Jetzt verlor der König die Geduld. „Heraus endlich damit!" rief er, „warum antwortest Du nichts als ‚Ja?'" — „Darum, Sire, weil ich an Herrn d'Aubigné die Erfahrung gemacht habe, daß die wirklich Treuen, die Eurer Majestät auch einmal etwas anderes, als ‚Ja' zu antworten wagen, Ihren Dienst verlassen müssen."

Heinrich war über die freimüthige Rede seines Hofnarren betroffen, indessen hatte diese Unterhaltung den Erfolg, daß bald darauf d'Aubigné wieder an den Hof berufen wurde. C. T.

Tänze im Mittelalter. — Wenn die gegenwärtig beliebten Tänze nur Innehaltung des Taktes und zierliche Wendungen verlangen, so bestand dagegen im Mittelalter die Aufgabe der Tänzer hauptsächlich darin, durch die Mimik die Gemüthsbewegungen: Freud und Leid, Zorn, Haß, Liebe und Freundschaft möglichst getreu zur Anschauung zu bringen, gewiß eine höhere Forderung, als sie die jetzige Tanzkunst heischt. Als die

beiden beliebtesten Tänze des Mittelalters galten das „Todtengespiel" und der „Schmoller". Der erstere Tanz war höchst eigenthümlicher Art. Die Mitwirkenden stellten sich beim Beginn zusammen und schüttelten sich unter allgemeinen Fröhlichkeitsbezeigungen die Hände. Dann ging die Musik plötzlich in eine traurige Weise, wie sie bei Begräbnissen gespielt wurde, über und zugleich legte sich ein Herr starr und steif wie ein Todter auf den Boden, worauf die Frauen und Mädchen ihn unter Absingung derselben melancholischen Melodie unter grotesken Sprüngen zu umtanzen begannen. Nach Beendigung des Liedes beugte sich eine Dame nach der andern über den Todten und küßte ihn, worauf ihn die ganze Gesellschaft zum Schluß nochmals umtanzte. Dieses „Gespiel" wurde im Laufe der Festlichkeit wiederholt; es stellte sich dann jedoch eine Dame todt, und die Männer und Jünglinge umtanzten sie, wobei Einer den Andern zu übertreffen suchte. Daß ein solches „Gespiel" viel Anlaß zur Belustigung gab, läßt sich denken, weshalb es auch selten auf Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten fehlte.

Beim „Schmoller" mußten Tänzer und Tänzerin sich anfangs den Rücken zukehren und durch allerlei Bewegungen ihre Abneigung gegen einander kund thun, bis nach und nach die Aussöhnung stattfand, und schließlich Beide sich fröhlich in die Arme sanken und vereint den Rundtanz beendeten. L. M.

Das Gefühl der Taubstummen. — Gesicht und Gefühl sind die Hauptfaktoren, durch welche der Taubstumme Eindrücke empfängt, Erfahrungen sammelt, Vorstellungen und Kenntnisse gewinnt. Das Gesicht des Taubstummen ist schärfer als das des Hörenden, weil durch das Fehlen zweier Sinne seine Aufmerksamkeit weniger getheilt ist. Die Bilder, welche er durch sein scharfes Gesicht von Gegenständen, ihren Formen, Umrissen ꝛc. empfängt, theilt er durch Zeichnung und seine Pantomimensprache mit, für die er in hohem Grade beanlagt ist.

Das Gefühl nun befähigt den Taubstummen, Erschütterungen, nahe und entferntere Bewegungen, ja sogar Töne zu unterscheiden und Vorstellungen von ihnen zu gewinnen, wenn auch nicht in derselben Klarheit wie der Hörende. Der Taubstumme besitzt ein viel feineres Gefühl, als der Hörende, denn er nimmt

oft durch sein Gefühl etwas wahr, was der Hörende nicht empfindet. Jeder Mensch, welcher im Besitze aller Sinne ist, kann an sich selbst die Erfahrung machen, daß er starke Töne durch das Gefühl wahrnimmt, denn sie machen seinen Körper zittern. Kanonenschüsse hört man stundenweit, wenn man einen Stock in die Erde steckt und dessen Knopf mit den Zähnen faßt, oder wenn man sich so auf die Erde legt, daß der Hinterkopf oder eine der Schläfen die Erde berührt. Der Taubstumme nun, dem die Natur den Mangel des Gehörs durch ein feineres Gefühl ersetzt, ist weit eher und schneller im Stande, durch sein Gefühl solche Wahrnehmungen zu machen als der Vollsinnige.

Derartige Empfindungen kommen dem Taubstummen nicht durch's Ohr, ihm macht das Gefühl schallende Töne durch die Füße, durch die Nervenverbindungen in der Magengegend, durch die Hüften, Flächen der Hände ꝛc., wo er eine eigenthümliche, schütternde Bewegung fühlt, empfindbar.

Dr. M. Reich schreibt: „Wenn der Taube gern trommelt und durch Blasen in hierzu gebaute musikalische Instrumente gern selbst Klänge hervorbringt, wenn er ferner ein Löffel- oder Stabgeläute nie anders als mit dem Ausdruck des Erstaunens und Wohlgefallens vernimmt, den Saiten hingegen Töne zu entlocken weniger geneigt ist, so zeugt auch dies dafür, daß er Töne oder Klänge empfindet, sobald diese nur unmittelbar auf seinen inneren Organismus einwirken."

Viele Taubstumme fühlen und errathen oft gerade die Laute und Wörter, welche man ihnen stark gegen den Scheitel spricht oder auch in die Fläche der Hand. Das Stampfen mit dem Fuße, das Rollen eines Wagens empfinden sie meistens sofort. Ebenso bemerken sie oft das Auf- und Zumachen der Hausthür, den Takt der Dreschflegel, das Knallen einer Peitsche oder Trommeln in einer entfernten Straße eher als der Hörende.

Gibt man einem Taubstummen ein hölzernes Stäbchen in den Mund, und läßt ihn das eine Ende desselben mit den Zähnen fassen und das andere Ende auf den Resonanzboden eines Klaviers setzen, so empfindet er die Töne desselben gut, denn die den Zähnen mitgetheilte Bewegung theilt sich auch dem Gehirn mit. Der gebildete Taubstumme empfindet auch, wenn man ihm mit

dem Zeigefinger auf seinen Rücken schreibt, das Geschriebene und weiß dessen Bedeutung anzugeben. So kann er auch die ihm von einer anderen Person in der Dunkelheit durch das Handalphabet angegebenen Buchstaben und Wörter durch Berührung der Finger abfühlen und beide verstehen einander, ohne sich zu sehen. Ein taubstummer Knabe, welcher bei seinem taubstummen Bruder schlief, ward in der Nacht unpäßlich, er klagte seinem Bruder in der Dunkelheit sein Uebelbefinden, welcher die Klage des Leidenden sogleich abfühlte, und dann Hilfe herbeischaffte.

Ein merkwürdiges Beispiel seinen Gefühles bei Taubstummen erzählt G. W. Pfingsten, ehedem Vorsteher und Lehrer des Taubstummen-Institutes zu Kiel. „An einem Abend, da das taubstumme Mädchen, welches bei mir wohnte, schon seit einer Stunde zu Bett gegangen war, kam ich in die Nähe der Kammer, in welcher sie und das Dienstmädchen schlief. Da die Kammer nur eine Wand von dünnen Brettern hatte, so hörte ich, daß Jemand drinnen sprach, und zugleich sah ich, daß das Licht schon ausgelöscht war. Zu meiner größten Verwunderung hörte ich eine Unterredung zwischen dem Dienstmädchen und der Taubstummen und zwar über den Putz einiger Bekannten, welche namentlich genannt wurden. So unbegreiflich mir es auch war, daß die Taubstumme jetzt im Dunkeln, wo sie nicht sah, dennoch die Sprache des Dienstmädchens verstehen und entgegnen konnte, so stellte ich augenblicklich doch keine nähere Untersuchung an. Sobald jedoch die beiden Mädchen des Morgens zu mir in's Zimmer traten, fragte ich das Dienstmädchen: „Lisbeth, sprichst Du Abends mit Trina (der Taubstummen) im Bett?"

„Ja, Herr, fast alle Abend."

„Wovon sprachst Du denn gestern Abend mit ihr?"

„Von den anderen Mädchen."

„Wie machst Du es aber, daß Trina hört, wenn Du zu ihr sprichst?"

„Ei, kann denn Trina hören?" fragte Lisbeth erstaunt.

„Das denke ich, wie könnte sie sonst im Dunkeln wissen, was Du sprichst?"

„Ich dachte, das wüßte der Herr, da er doch die Taubstummen lehrt."

„Ich weiß davon nichts, sonst würde ich Dich nicht darnach fragen, deshalb erzähle mir, wie Du es machst, daß Trina Worte im Dunkeln versteht oder hört; denn am Mund kann sie es im Dunkeln doch nicht sehen?"

„Nun, da der Herr es nicht weiß, so will ich's sagen; sie streckt ihre Hand auf meine Brust hin; was ich dann spreche, versteht sie. Ich glaube, sie fühlt es."

Herr Pfingsten stellte nach dieser ihm ganz neuen Erfahrung viele Proben an auch in Gegenwart anderer Personen, und diese Proben bestätigten die Aussagen des Dienstmädchens.

Alle diese Beobachtungen und Erfahrungen bezeugen: der Taubstumme besitzt eine innere Fähigkeit, durch welche seine Seele Eindrücke von Tönen erhält, die ihn zu Vorstellungen befähigen, obgleich seinem Sinn die Fähigkeit, Töne und Klänge gleich den Hörenden von außen zu empfangen, mangelt. C. T.

Das sonderbarste und umfangreichste Buch, das je über und gegen das Theater geschrieben wurde, ist wohl das des Rechtsgelehrten William Prynne, der unter Karl II. von England wegen seiner Angriffe gegen das Schauspielwesen und weil er auch dabei die Person des Königs nicht geschont hatte, mit folgender Strafe vom Gericht belegt wurde: Ausstellung am Pranger, das Abschneiden beider Ohren, das Verbrennen der Bücher des Delinquenten, 500 Pfund Geldbuße und lebenslängliches Gefängniß, sowie Verlust aller akademischen Würden — welches Urtheil auch ohne alle Milderung nach dem Buchstaben vollzogen wurde.

Der Titel des Buches lautet in seinem ganzen Umfange folgendermaßen: „Histrio-Mastix. Geißel für den Schauspieler oder Komödianten-Tragödie, worin ausführlich bewiesen wird, und zwar durch übereinstimmende Entscheidung biblischer Stellen, der ganzen ersten Kirche unter dem Gesetz und Evangelium, von 55 Synoden, von 71 Vätern und christlichen Schriftstellern vor dem Jahre 1200, und von mehr als 150 fremden und inländischen Autoren seit jener Zeit, von 40 heidnischen Philosophen, Historikern, Poeten, von vielen christlichen Nationen, Republiken, Kaisern, Fürsten, Magistraten, von besonderen apostolischen, kanonischen, kaiserlichen Konstitutionen und von unserer eigenen Eng-

lischen Verfassung, unsern Behörden, Universitäten, Schriftstellern und Predigern: daß die öffentlichen Schauspiele, der wahre Pomp des Teufels, sündlich, heidnisch, liederlich, gottlos und höchst verderblich seien, daß man sie in allen Zeiten als ein unerträgliches Unheil für die Kirchen, Staaten, Sitten und Seelen der Menschen betrachtet habe, und daß der Beruf der Schauspielerpoeten und Schauspieler, das Schreiben, Aufführen und Besuchen solcher Stücke gesetzwidrig, infam und des Christenmenschen unwürdig sei. Alle entgegengesetzten Behauptungen werden vollständig beantwortet, die Ungesetzlichkeit des Aufführens und Anschauens der akademischen Spiele wird kurz dargethan; außerdem kommt einiges Besondere über das Tanzen, Würfelspiel, Gesundheittrinken u. s. w. vor."

Dieses eigenthümliche Buch erschien im Jahre 1633 in London; es ist ein Quartbband von 1006 Seiten und der Titel so vollständig, daß er von dem Ganzen ein ziemlich deutliches Bild gibt. Daher sei hier nur bemerkt, daß das Opus selbst die Form eines Schauspiels hat und der Stoff in Akte und Scenen abgetheilt ist, woraus sich der Ausdruck „Komödianten-Tragödie" im Titel erklärt. Besonders verhängnißvoll wurde für den Verfasser sein Ausspruch über die damals in England zum ersten Male gesehenen Schauspielerinnen, denn bis dahin wurden die weiblichen Rollen von Männern dargestellt; er nannte diese Damen „Ungeheuer, welche nicht werth seien, der menschlichen Gesellschaft anzugehören." Ebenso scharf sprach er gegen diejenigen Personen von Rang, die zu ihrem Vergnügen selbst als Schauspieler auftraten oder sich eine Schauspielertruppe hielten, und wandte sich gegen den König selbst, von dem es bekannt war, daß er in den am Hofe aufgeführten Possen in eigener Person mitwirkte. Diese unziemliche Weise gegen Karl II. brachen dem kühnen Autor den Hals. Er wurde vor Gericht gezogen, und die Sternkammer, bei welcher der Prozeß anhängig gemacht war, verurtheilte ihn zu der oben angegebenen Strafe. Schl.

Ein rettender Traum. — Ein Gutspächter, Namens Jason Creel aus Virginien, war im Jahre 1816 zum Tode verurtheilt worden, weil er im Verdacht stand, einen Mitreisenden, mit dem

er in einem Zimmer übernachtet, beraubt und getödtet zu haben. Er hatte zwar unabläſſig ſeine Unſchuld betheuert und verſichert, die Mordthat müſſe während ſeines Schlafes begangen worden ſein, da aber alle Umſtände gegen ihn zeugten, ward er, obgleich man das geraubte Geld nicht bei ihm fand, verurtheilt. Am Tage vor der Urtheilsvollſtreckung erlaubte man ſeiner Frau ihn zu beſuchen und Abſchied von ihm zu nehmen. Bald war die Stunde zur Hinrichtung gekommen. Die Gerichtsbeamten traten in die Zelle, um Creel abzuholen, und da ſie ihn ſchlafend fanden, weckten ſie ihn auf. Der Verurtheilte erhob ſich, wie es ſchien, in guter Stimmung und ſagte, er habe einen recht wunderbaren Traum gehabt.

„Was für einen Traum?“ fragte der Sheriff neugierig.

„Mir träumte,“ erzählte nun Creel, „daß, während Ihr, Herr Sheriff, mir das Todesurtheil auf dem Schaffot vorlaſet, plötzlich ein Mann ſich durch die Menge drängte und vor uns hintrat, ein Mann mit weißem Hut auf dem Kopfe, in einem grauen Ueberrocke, mit ſtarkem grauem Backenbarte. Ein Vogel flatterte über ſeinem Haupte und ſchrie: „Das iſt Lewis, der Mörder des Reiſenden!“

Der Sheriff und die übrigen Beamten ſtutzten, hielten eine kurze Berathung und kamen, da Träume damals auch in Amerika noch viel galten, dahin überein, ſich ſorgſam nach dem bezeichneten Manne mit dem weißen Hut und dem grauen Rocke umzuſehen. Die Kerkerpforte ward geöffnet, und Creel ging bleich, aber gefaßt, dem Schaffote zu. Kaum hatte er die Stufen erſtiegen, als er ſeine Blicke forſchend über die herbeigeſtrömte Menſchenmenge ſchweifen ließ. Der Sheriff verlas das Urtheil, die Angſt des Unglücklichen wuchs, da rief er plötzlich mit weithinſchallender Stimme: „Das iſt Lewis, der Mörder des Reiſenden,“ und deutete auf einen alten Herrn in grauem Ueberrock und weißem Hut, der unter der zuſchauenden Volksmenge ſtand.

Man bemächtigte ſich des Fremden ſofort. Anfangs verſuchte er zu fliehen, als er aber ſah, daß es nutzlos, geſtand er die Mordthat ein und berichtete die näheren Umſtände derſelben, worauf er dem Gericht überliefert wurde. Creel aber ward ſofort in Freiheit geſetzt und machte ſich eilends davon.

Drei Tage waren vergangen. Creel war verschwunden, so wie er in Freiheit gesetzt worden war, da aber wurden plötzlich die Richter durch das Geständniß des Mannes in dem grauen Rocke, dem weißen Hute und dem gewaltigen Backenbart in eine große Bestürzung versetzt, denn derselbe erklärte jetzt unverhohlen, daß er niemand anders — als die Gattin des Verurtheilten sei. Der Rettungsplan war zwischen Beiden in der Abschiedsstunde im Gefängnisse verabredet, und auf so erfolgreiche Weise bewerkstelligt worden. — Die Frau mußte man nach kurzer Haft in Freiheit setzen. C. T.

Ueberrock-Erkältungen. — Nichts erscheint verständiger und einfacher, als die Kleidung der Witterung anzupassen und sich je nachdem schwerer oder leichter zu kleiden; bei kalter Zeit zieht man einen Ueberrock an. Man darf jedoch nicht vergessen, daß derselbe in demselben Verhältnisse, in welchem er „wärmt", auch die Verdunstung der warmen Körperfeuchtigkeit hindert. Diese kann durch die starken Ueberzieher nicht hindurch, sondern setzt sich in den Unterkleidern fest. So lange man den Ueberrock anhat, ist wohl Alles gut, aber sobald man ihn ablegt, beginnt die Verdunstung von Neuem, und der Körper befindet sich in einem ähnlichen Kühlapparate, wie wenn man ein nasses Tuch um einen Butternapf hüllt: die Nässe verdampft, entzieht Wärme und kühlt.

Mag ein Ueberrock noch so modern, gar auch ventilirt sein, die Thatsache bleibt bestehen, daß er die Sättigung der Unterkleider mit Feuchtigkeit nicht hindert, sondern sogar begünstigt. Dies beweist das angenehme Wärmegefühl, während man den Ueberrock anhat, und das Nässegefühl, namentlich unter den Armen und an der Brust, sobald man ihn ablegt. Ueberdies ziehen wir ihn aus, wenn wir das Haus betreten, also in dem Augenblicke, in welchem die Muskelthätigkeit beim Gehen aufhört. Dies widerspricht allen gesundheitlichen Gesetzen: die Unterkleider sich mit Feuchtigkeit sättigen zu lassen, dann die Außenkleidung abzulegen, sich bei der sogleich eintretenden Wiederverdunstung kalt stellen zu lassen, und alles dieses zum allerübelsten Zeitpunkte, wenn die Muskelthätigkeit in Ruhe ist.

Würden wir statt der Ueberzieher Röcke von je nach der Witterung verschiedener Stärke tragen, so würden wir Erkältungen

durch die bezeichnete Verdunstung vermeiden, und die feuchte Kleidung würde nicht auf dem Körper trocknen. Dem Gebrauch von Ueberröcken ist wohl der größere Theil der vielfachen Erkältungen zuzuschreiben. R.

Tirolerinnen. — An dem Tiroler Aufstande des Jahres 1809 betheiligten sich auch Mädchen und Frauen. Bei dem Kampfe im Sterzinger Moos befahl Andreas Hofer, daß sich die besten Scharfschützen hinter schwer beladenen Heuwagen verbergen sollten. Diese Wagen führten zwei Mädchen Namens Anna Zorn und Maria Pichler. Die Scharfschützen schossen nach und nach alle feindlichen Kanoniere weg und brachten so die Geschütze zum Schweigen. Als die Franzosen das Schloß Wiesberg am Eingange des Patznauner Thales angriffen, bot der Feldpater Stephan Krismer auch die streitbaren Weiber des Thales auf, die unter Anführung seiner Schwester mit ihren Stutzen den Feinden großen Schaden zufügten. An dem Kampfe am Schönberg nahmen viele Weiber lebhaft mit Theil, und einer von ihnen wurde folgendes Zeugniß ausgestellt: „Anna Jäger von Schwatz hat mit unglaublicher Tapferkeit jederzeit gekämpft und sich dabei immer nüchtern, gehorsam und thätig bewiesen." D.

Die Schirmpalme, die nur unter den Tropen gedeiht, ist ein sehr seltener Baum, welcher 80 bis 100 Fuß Höhe erreicht. Sie zeigt einen langen, starken Blattstiel, welcher mitunter schon unten an der Erde angesetzt ist und den Stamm hinaufreicht, und blüht nur ein einziges Mal, wenn sie völlig ausgewachsen ist — was nach fünfzig bis hundert Jahren vorkommt. Ihre Blüthenknospen brechen alsdann mit einem kräftigen Knall auf. Nach der Blüthe stirbt der Baum bald ab. Ihre mächtigen, zwischen 20 und 40 Fuß im Umfang messenden kreisrunden Blätter werden als Sonnen- und Regenschirme, wohl auch als Papier benutzt. T. P.

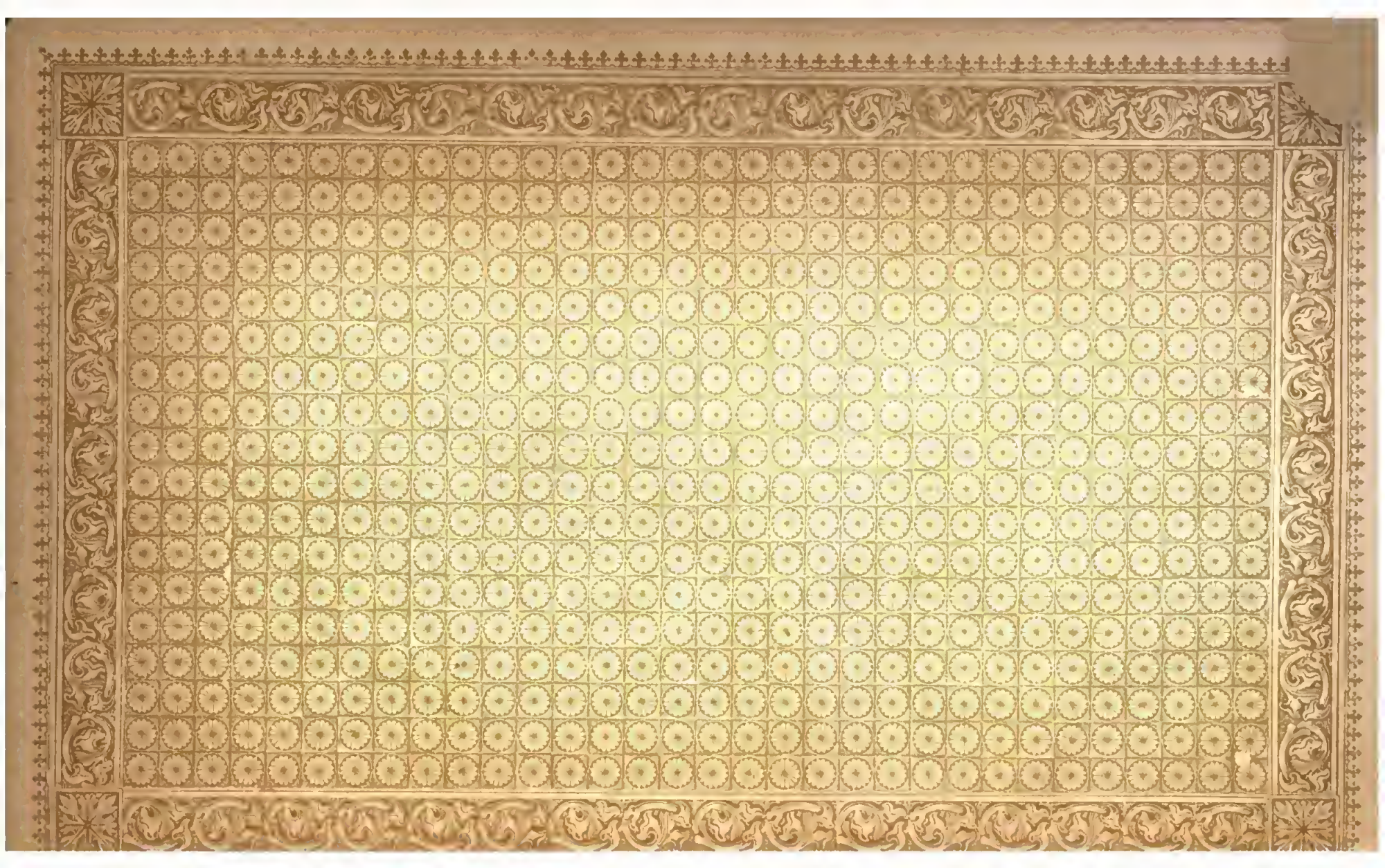
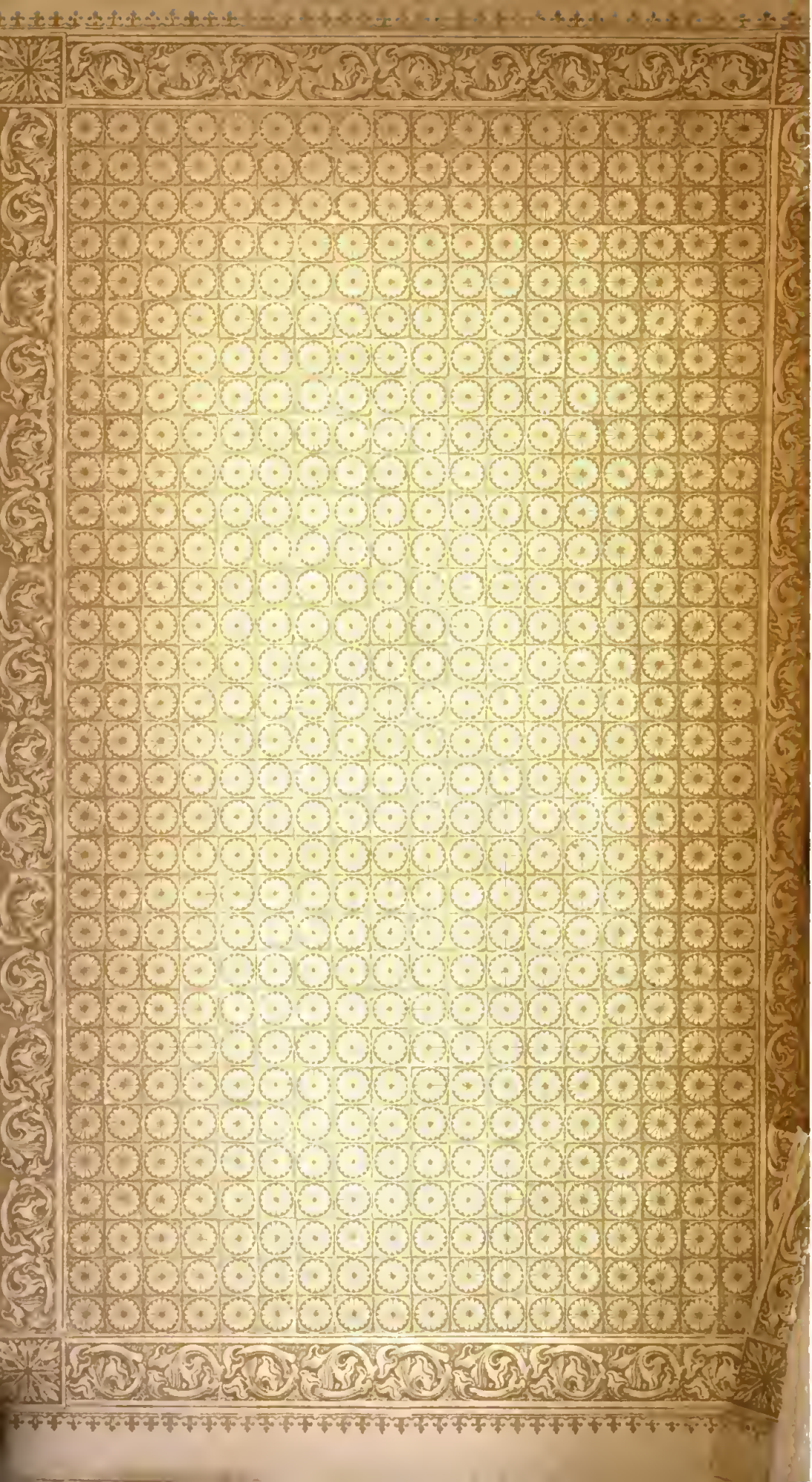
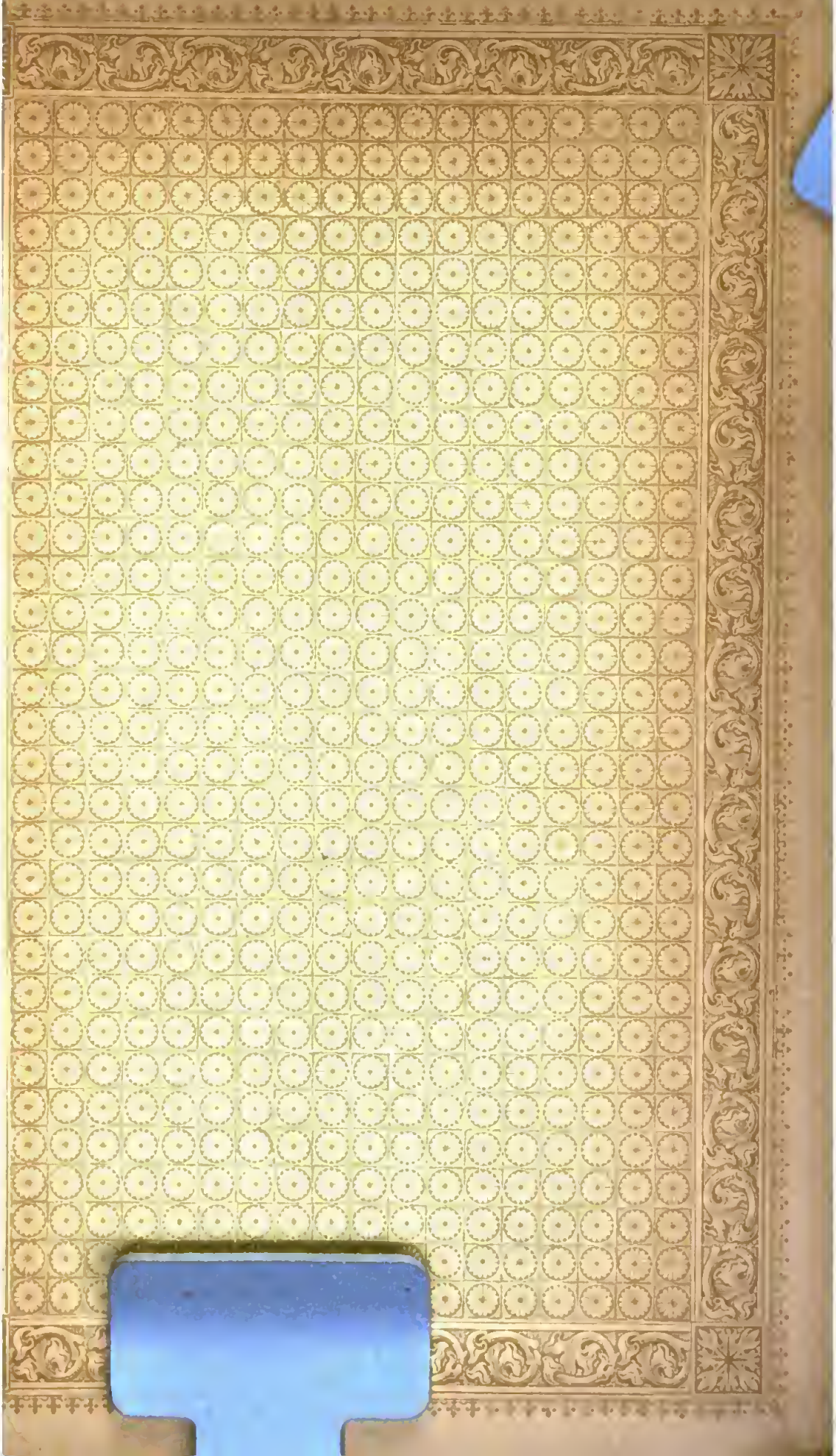
Beethoven und Napoleon. — „Er hat sich aus einem Gotte zu einem Menschen erniedrigt!" rief Beethoven, als er hörte, daß Napoleon, den er bisher glühend verehrt, sich das kaiserliche Diadem aufgesetzt habe. Dann eilte er zu seinem Schreibtische und zerriß dort das Titelblatt seiner „heroischen Symphonie", die er dem Konsul Bonaparte widmen wollte. „Der ‚Kaiser' Napoleon ist dessen nicht würdig," sagte er und haßte von

Stund an den „ränkevollen Korsen". — „Nun, er wird schon seinen Meister finden," tröstete er sich.

Als die Doppelschlacht bei Jena geschlagen war, begegnete dem Tonmeister sein Freund Krumpholz. „Wissen Sie schon, daß die Preußen von Napoleon in einer zweitägigen Schlacht geschlagen sind?" fragte er.

„Auch die Preußen!" rief Beethoven. „O, verstände ich so die Kriegskunst, wie die Musik, er sollte seinen Meister finden!"

Wilh. Grothe.

Schnell geschriebene Grammatik. — Der Kardinal Mezzofanti, der berühmte Sprachgelehrte, hatte erfahren, daß der Kaplan der päpstlichen Schweizergarde, ein Graubündner, die romanische Sprache beherrsche, die bekanntlich nur in einigen Thälern jenes Kantons gesprochen wird. Diese Sprache fehlte dem bekanntlich an fünfzig Sprachen und Dialekte beherrschenden Kirchenfürsten, und er bat den Kaplan um ein Buch in dieser Sprache. Der junge Geistliche konnte dem Kardinal nur mit einem kleinen Gebetbüchlein seiner Schwester dienen. Mezzofanti nahm dasselbe mit sich, ließ den Kaplan nach zwei Tagen rufen und zeigte ihm bereits eine vollständige, nach jenem Büchlein entworfene Grammatik der romanischen Sprache. Nach fünf oder sechs Unterredungen, die Mezzofanti mit dem Kaplan über dessen Muttersprache gehalten, konnte der große Philolog besser Romanisch als sein Lehrer. Kl.

Die Mittwochsgesellschaft. — Der bekannte Humorist Saphir machte sich in Wien, Berlin und München durch seine beißenden und beleidigenden Witze unmöglich und wechselte oft seinen Wohnsitz. In Berlin verfeindete er sich mit dem Künstlerkreise, in dem er zu verkehren pflegte und welcher sich „Mittwochsgesellschaft" nannte. Von nun an schrieb er in seinem Blatte den Namen stets folgendermaßen: „Mittw—ochs—g—esel—l-schaf—t." D.